The Library
of the
CLAREMONT
SCHOOL OF THEOLOGY

1325 North College Avenue
Claremont, CA 91711-3199
1/800-626-7820

M. Huldreich Zwingli's
ſämmtliche Schriften
im Auszuge.

Ein Denkmal
der Evangeliſch-reformirten Kirche
beim Eintritt
in ihr viertes Jahrhundert.

Zürich,
in der Geßneriſchen Buchhandlung.
1819.

ULRICH ZWINGLI.

Geboh. 1484. Geſt. 1531.

BR
346
.A2
1819
Abt 1
Bd. 1

M. Huldreich Zwingli's ſämmtliche Schriften

im Auszuge.

Herausgegeben
von
Leonhard Uſteri,
Profeſſor am Carolinum,
und
Salomon Vögelin,
Prediger an der Waiſenkirche.

Erſten Bandes erſte Abtheilung.

COLLEGIUM WILHELMITANUM

Zürich,
in der Geßneriſchen Buchhandlung.
1819.

Seiner Hochwürden

dem Herrn

Johann Jakob Heß,

Doctor der Theologie

und Antiſtes der Zürcheriſchen Kirche,

dem

ſiebenzehnten Amtsnachfolger

Huldreich Zwingli's

ehrfurchtvoll

gewiedmet.

Hochwürdiger!

Innigſtverehrter!

Wenn es der dritten Jubelfeyer der Züricheriſchen Kirche, auf die wir eben jetzt uns bereiten, zur Auszeichnung dient, daß der unſterbliche Reformator vollkommener als bei keinem der beiden frühern Sekularfeſten gerade in ſeiner eigenthümlichſten Geiſtes- und Charaktergröße begriffen, und auch von unpartheyiſchen Gliedern der Lutheriſchen Schweſterkirche geſchätzt wird: ſo gereicht es dieſer Feyer nicht minder zur hohen Zierde, daß dieſelbe gerade in die Tage fällt, in denen Sie bald vier und zwanzig Jahre zum Segen unſerer Kirche an Zwingli's Stelle ſtehen, Sie — in unabläßiger Schriftforſchung und tiefer Schriftkenntniß, in unerſchütterlichem Feſthalten an der Bibel als Gottes Wort, und in hoher Glaubenszuverſicht Zwingli ſo ähnlich; Sie — durch Ihre zahlreichen Schriften ſeit funfzig Jahren weit umher ſegenvoll wirkend, wie ſeit Jahrhunderten keiner von Zwingli's Nachfolgern; bei Tauſenden, die ſich Ihre dankbaren Schüler nennen, das Verſtändniß der heiligen Bücher und die fromme Ehrfurcht für dieſelben befördernd, und darum nicht nur unſer Aller, ſondern auch des Auslandes ungetheilte Verehrung genießend. —

Erlauben Sie denn, daß wir — als Ausdruck unſerer innigſten Freude Sie, hochwürdiger, innigſtverehrter Greis! in dieſem ſeltenen, denkwürdigen Zeitpunkte an der Spitze unſerer Geiſtlichkeit zu ſehen, und unter Ihrer Führung das frohe Sekularfeſt unſerer Kirche begehen zu können — die gegenwärtige Schrift, durch welche auch Wir unſerm Zwingli ein Denkmahl ſeines Geiſtes und Herzens ſetzen zu müſſen glaubten, Ihnen zu einer, wie wir hoffen, nicht unwillkommenen Jubelgabe darreichen.

Möge die nahe, nach einer Reihe ſo verhängnißvoller Jahre für Vaterland und Kirche doppelt erwünſchte Feyer, die auch Ihnen ſo theure Herzensangelegenheit iſt, den Abend Ihres Gott und der Kirche geweihten Lebens herrlich verklären; und möge Ihnen noch dießſeit des Grabes zu Theil werden, die erfreulichen Folgen dieſes, eine neue geiſtige und religiöſe Anregung wirkenden, Jubelfeſtes zu erblicken; dieſe nämlich, daß die Lehrer unſerer Kirche mit Zwingli's freiem Wahrheitsſinne und frommen Glauben die reine, aus den Quellen ſelbſt geſchöpfte, Evangelium'slehre von Neuem verkündigen, und unſer Volk dieſelbe auf's Neue als ſein köſtlichſtes Kleinod ſchätze, bewahre, und zu ſeinem Heile zu benutzen ſtrebe!

Mit ehrfurchtsvoller Hochachtung

Zürich,
den 21ten Wintermonat
1818.

Die Verfaſſer.

Vorbericht.

Schon im Jahr 1767. äußerte ſich der ungenannte Herausgeber der trefflichen Schrift (von Felix Heß): „Prüfung der philoſophiſchen und moraliſchen Predigten“ — wahrſcheinlich der ehrwürdige Spalding ſelbſt — in einer Anmerkung (S. 122.) nach Anführung einer Stelle aus Zwingli's Werken (Opp. T. II. p. 559.) folgender Maßen: „Ich habe dieſe Stelle auch in der Abſicht angeführt, um meinen Landsleuten den Lehrer einer Schweſterkirche in der Schweiz bekannt zu machen, der in Anſehung ſeiner Einſichten, ſeiner theologiſchen Einfalt, ſeines Geſchmacks, ſeiner Klugheit, ſeiner nachdrücklichen Schutzreden für die Freiheit zu denken, und am meiſten in Anſehung ſeiner Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit, die man allenthalben bei ihm antrifft, nicht genug geſchätzt werden kann. Seine Tochter, die Schweizeriſch reformirte Kirche, ſollte ſeinem Andenken mehr Ehre erweiſen, und uns durch eine neue Auflage ſeiner Schriften den Gebrauch derſelben erleichtern.“

Wenn dieſer ehrenvolle Aufruf damals fruchtlos verhallete, und um ſo mehr verhallen mußte, da es nur ein nebenbei geäußerter Wunſch eines Ungenannten Einzelnen war, und überdieß bald hernach der theologiſche Zeitgeiſt eine Richtung zu nehmen anfing, die einem ſolchen Unternehmen nichts weniger als günſtig ſeyn konnte: ſo ſollte dieß doch keineswegs abermals der Fall ſeyn, da jetzt, fünfzig Jahre ſpäter, eine merkwürdige, ergreifende Epoche ſelbſt dieſen Aufruf laut und dringend an uns wiederholt. Es hatte im vorigen Jahre die proteſtantiſche Kirche in Deutſchland die Sekularfeyer der Lutheriſchen Reformation mit allgemeiner Bewegung der Gemüther und freudiger Begeiſterung begangen. Eine Menge von Schriften erſchien, in welchen Luther und ſein Werk gefeyert ward. Nicht nur zahlreiche Biographien des großen Mannes traten an's Licht; auch ſeine deutſchen Schriften, obwohl längſt bekannt und verbreitet, wurden im Auszuge, einige vollſtändig, neu herausgegeben zu verſchiedenen Zwecken. Nun ſtand in Jahresfriſt die Sekularfeyer der Reformation unſerer Kirche bevor. Welche Mahnung an uns Schweizer, in der Feyer dieſes ſegenvollen Ereigniſſes nicht hinter unſern deutſchen Brüdern zurückzubleiben, und zu dieſem Ende namentlich auch den Geiſt und die Verdienſte unſers Reformators uns ſelbſt und Andern aus ſeinem Leben und ſeinen Schriften von Neuem bekannt zu machen! Zumal da es hier einem eben ſo großen, vielleicht noch größern Heroen jener Zeit galt, deſſen Leben, und noch mehr deſſen Schriften, ſelbſt ſeinen eigenen Landsleuten und Glaubensgenoſſen, beſonders aber dem proteſtantiſchen Deutſchland bisher allzuwenig bekannt waren, ſo daß es ihn häufig noch mit Calvin verwechſelte. Wodurch konnte aber dieſer Mahnung der Zeit beſſer entſprochen, und un=

ſerm herrlichen Zwingli ein ehrenvolleres und ſeiner würdigeres Denkmahl geſtiftet werden, als durch die Bemühung, den Inhalt ſeiner Schriften — dieſes ſchönſten Vermächtniſſes ſeines Geiſtes und Herzens — aus dem Staube der Vergeſſenheit hervorzuziehen, und allen Freunden der Reformation in angemeſſener Form zur Kenntniß und zum Genuſſe darzureichen? Ein Wunſch, mit welchem uns ſelbſt Freunde und Verehrer Zwingli's in Deutſchland entgegen kamen. — Zu dieſem Unternehmen fühlte ich mich um ſo mehr hingezogen, nicht nur durch die innige Verehrung, die ich längſt dieſem um mein Vaterland unſterblich verdienten Manne weihte, und die mich ſchon früher bewogen hatte, mich mit ſeinem Leben und Wirken genauer bekannt zu machen; ſondern auch durch den Vortheil, hier in meiner Vaterſtadt, die wahrſcheinlich allein im Beſitz einer vollſtändigen Sammlung der Schriften Zwingli's ſich befindet, dieſelben, ſo wie alle übrigen zur Kenntniß der Geſchichte der Reformation unentbehrlichen Originalquellen, mit Leichtigkeit benutzen zu können; hauptſächlich aber durch meine Geſundheitslage, die mir die zu einem ſolchen Unternehmen unumgänglich nöthige Muße leider! in einem Grade gewährt, wie kaum einem andern meiner Amtsbrüder. Ich verband mich daher mit meinem hochgeſchätzten Freunde, Herrn Profeſſor L. Uſteri, der durch ſeinen trefflichen hiſtoriſch-literariſchen Anhang zu Zwingli's Leben von J. C. Heß *) ſich auch dem auswärtigen Publikum als vertrauten Kenner der Zwingliſchen Schriften rühmlich beurkundet hat, — um durch ſeinen einſichtvollen Rath

*) Mit welchem gegenwärtiges Werk nun zum Theil in genauer Verbindung ſteht, ſo daß es gewiſſermaßen auch als eine Fortſetzung von jenem angeſehen werden kann, und ſo beide zuſammen ein Ganzes ausmachen.

und ſeine theilnehmende Unterſtüzung das Werk deſto glücklicher zu Stande zu bringen, von deſſen Zweck, Plan und näherer Einrichtung ich dem Leſer hier eine umſtändlichere Rechenſchaft geben zu müſſen glaube.

Indem wir Zwingli als Menſch, als chriſtlichen Theologen, und als Bürger eines Freiſtaats aus ſeinen ſämmtlichen Schriften darzuſtellen wünſchten, ſchien es uns für dieſen Zweck allervorderſt weſentlich wichtig, unſere Schrift mit einem in ſtreng chronologiſcher Ordnung und rein hiſtoriſch abgefaßten Lebenslauf Zwingli's zu eröffnen. Denn wenn wir auch auf irgend eine der bisherigen Biographien des Reformators hätten verweiſen können, die — unſerm Endzweck völlig entſprechend — den ganzen Gang des Thaten- und Schickſalreichen Lebens Zwingli's in getreuer und durch keine Reflexionen unterbrochener Aufeinanderfolge der Begebenheiten darſtellte (was doch keineswegs der Fall iſt), ſo würden wir dennoch dem Leſer einen Dienſt zu erweiſen geglaubt haben, wenn er, unabhängig von allen anderweitigen Hülfsmitteln, gerade hier das rein Geſchichtliche finden würde, welches zum Verſtändniß der — auch ſein inneres Leben uns aufſchließenden — Schriften Zwingli's erfordert wird. Darum entſchloſſen wir uns, eine Jahrtafel für die Lebensgeſchichte Zwingli's, in Beziehung auf ſeine Schriften dem Hauptinhalte ſeiner Schriften ſelbſt als Einleitung vorangehen zu laſſen. In Folge deſſen ſtudirten wir nicht nur die Quellen, aus welchen die beiden verdienſtvollen Biographen Zwingli's — Nüſcheler und Heß — ſchöpften, von Neuem mit möglichſter Sorgfalt, ſondern wir benutzten auch alle andern ſich uns darbietenden Hülfsmittel, unter welchen wir, neben der von dem ſel. Hrn. Pfarrer Ludwig Wirz umgearbeiteten, und

nun von Herrn Pfarrer Melchior Kirchhofer in Stein am Rhein trefflich fortgeſetzten helvetiſchen Kirchengeſchichte von J. J. Hottinger, und der mit der unſrigen gleichzeitig erſcheinenden geiſtvollen und gehaltreichen Schrift Herrn Pfarrers M. Schuler zu Bözberg, Cantons Aargau: Huldreich Zwingli. Geſchichte ſeiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes, vorzüglich den in der reichen Simmler'ſchen Manuſcripten-Sammlung enthaltenen ausgedehnten Briefwechſel Zwingli's nebſt andern Aktenſtücken rechnen. Durch dieſes erneuerte Quellenſtudium hatten wir die Abſicht, die bereits bekannten Data nochmals zu verifiziren, dieſelben allfällig zu berichtigen und zu ergänzen; hauptſächlich aber unſern Angaben die ſchärfſte chronologiſche Genauigkeit zu verſchaffen, ſo daß wir nöthigenfalls für jeden von uns erwähnten Umſtand, jedes aufgeführte chronologiſche Datum die von uns ſelbſt nachgeſehene Quelle angeben könnten. Mit dieſer Jahrtafel, welche dem Leſer zugleich zeigen ſollte, bei welcher Veranlaſſung und in welcher Reihenfolge Zwingli jede einzelne ſeiner zahlreichen Schriften verfertigte und herausgab, wollten wir ein vollſtändiges, aus chronologiſcher in ſyſtematiſche Ordnung übergetragenes Verzeichniß dieſer Schriften verbinden, um dieſelben dem Leſer auch ſo vor Augen zu legen, wie ſie nach ihrem allgemeinern und ſpeziellern Inhalte auf einander folgen, und ſich an einander anſchließen.

Nun erſt ſchien es uns zweckmäßig, die Hauptſache oder den Inhalt jener Schriften ſelbſt folgen zu laſſen. Dieß konnte, wenn auch nicht durch eine neue Ausgabe der ſämmtlichen Schriften Zwingli's, wenigſtens der deutſchen, doch durch einen chronologiſch fortgehenden Auszug aus denſelben

geſchehen. Eine Idee, welche Herr Diaconus Lommler in Erfurt befolgte in ſeinem Werke: Luther's deutſche Schriften theils vollſtändig, theils in Auszügen herausgegeben. 8. Gotha. 1816. 3 Bände. — Es hätte nun vielleicht die wirkliche Seltenheit der Originalausgaben Zwingli's, und ſelbſt der nach ſeinem Tode von ſeinen ſämmtlichen Werken veranſtalteten frühern und ſpätern Folioausgabe einen ſolchen ganz oder zum Theil erneuerten Abdruck derſelben, weit mehr noch als der Lutheriſchen, rechtfertigen können. Allein wenn wir den Geiſt und Charakter Zwingli's, ſeine Grundſätze und Anſichten über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, nicht bloß zur Kenntniß der Gelehrten bringen, ſondern auch den gebildetern Leſern unſerer Zeit auf eine für ſie anziehende Weiſe darlegen wollten: ſo mußten wir die urſprüngliche Form dieſer Schriften durchaus beſeitigen; denn dieſelbe war einzig auf das Bedürfniß der damaligen Umſtände berechnet, ermüdend zugleich durch die häufigen Wiederholungen, welche freilich von ſo ſchnell auf einander folgenden Gelegenheitsſchriften unzertrennlich, ja vielmehr bei der Neuheit und Wichtigkeit der aufgeſtellten Lehrmeinungen ganz an ihrer Stelle waren. Dieß beſtimmte uns daher, uns auf einen, in jeder Beziehung vollſtändigen, Auszug zu beſchränken; jedoch ſo, daß wir nicht jede einzelne Schrift chronologiſcher Ordnung nach excerpirten, ſondern vielmehr aus allen Schriften Zwingli's je das Köſtlichſte, was in ſeiner aus Vernunft und Schrift geſchöpften praktiſchen Religionslehre über jeden Gegenſtand zu finden wäre, heraushöben, mit einander in Verbindung ſetzten, und ſo den geſammten Vorrath der von ihm nach Zeit und Umſtänden bearbeiteten Lehrmaterien in ein Ganzes zuſammen ordneten. Dieſer Vorrath ſollte ſich ſofort in drei Hauptmaſ-

ſen theilen, welche unter den Titeln: Religion, Kirche und Staat eben ſo viele Hauptabſchnitte unſers Werkes bilden würden, und von denen dann der erſte wieder in die beiden Unterabtheilungen der Religion überhaupt, und der chriſtlichen Offenbarungslehre insbeſondere ſich auflöſ'te, wie die dieſem Vorberichte beigefügte vorläufige Ueberſicht des ganzen Werkes näher zeigt.

Dadurch ward allerdings, was wir uns nicht verbergen konnten, unſere Arbeit um ſo viel ſchwieriger und mühſamer. Denn ſo mußte nun das Zuſammengehörende und unter Einen Titel Fallende aus den verſchiedenen, oft ſehr entlegenen Stellungen herbeigeſucht; es mußte unter den vielen Parallelſtellen, von denen nicht ſelten jede ihr Vorzügliches hatte, eine prüfende, nicht immer leichte, Auswahl getroffen; es mußte endlich der gedoppelte Fehler verhütet werden, einerſeits durch allzukurze und fragmentariſche Stücke das Eigenthümliche der Zwingli'ſchen Darſtellungsmanier zu verſtecken; und anderſeits durch gedehnte und ermüdende Wiederholungen die Aufnahme des zu vollſtändiger Kenntniß der Zwingli'ſchen Anſichten und Lehrmeinungen weſentlich Nothwendigen uns ſelbſt zu erſchweren. — Ein weiterer Gegenſtand, der unſere ſorgfältige Berückſichtigung erforderte, war die Sprache. Aus dem vorſtehenden Schriftenverzeichniſſe iſt zu erſehen, daß von den ſämmtlichen, unter 81 Numern aufgeführten Schriften Zwingli's nur 40 urſprünglich deutſch, 41 aber in lateiniſcher Sprache geſchrieben ſind. Es mußten alſo, unſerm Zwecke gemäß, alle Auszüge aus den lateiniſchen Originalſchriften in deutſcher Ueberſetzung gegeben werden. Es ſind zwar einige derſelben beſonders von Leo Jud überſetzt worden; allein dieſe Ueberſetzung iſt doch größtentheils ſo weitſchweifig und ungelenk, daß dem Leſer von dem

Geiſt und Kraft der Urſchrift zu viel verloren gegangen wäre, wenn wir dieſe unbedingt beibehalten hätten. Alles wurde daher, freilich auch mit Zurathbeziehung und Benutzung jener ältern Ueberſetzung, von Neuem in unſere Sprache übergetragen, und dabei die Eigenthümlichkeit des Originals ſo ſorgfältig berückſichtigt, als es geſchehen konnte, ohne allzu ſteif oder dunkel zu werden. In den Auszügen aus den deutſchen Schriften wurden, wie billig, Zwingli's eigene Worte gegeben, und, um ja nicht das Alterthümliche der Sprache und die oft darin liegende Energie zu verwiſchen, nur die für heutige Leſer größtentheils ſtörende Orthographie abgeändert, und die obſoleten und zum Theil unrichtigen Conſtructionen des, zumal für Deutſche, ſchwer verſtändlichen Zwingli'ſchen Stils in richtigere verwandelt, einzelne, wenn gleich veraltete Wörter dagegen beibehalten, und durch beigefügte Erklärungen deutlich gemacht. Um aber überhaupt jeden competenten Richter in den Stand zu ſetzen, ſich bei allfälligem Zweifel von der Richtigkeit unſerer Angaben ſelbſt zu überzeugen, glaubten wir die ausgehobenen Stellen gerade ſo genau nach Seite und Blatt citiren zu müſſen, als es wirklich geſchehen iſt.

Durch dieſe Genauigkeit ſowohl, als durch Vermeidung einer bloßen und zum Theil willkührlichen Zuſammenſtellung Zwingli'ſcher Sentenzen oder einzelner unter gewiſſe allgemeine Titel gebrachter aphoriſtiſcher Sätze ſollte ſich unſer ſyſtematiſch angelegte Auszug aus den Werken unſers Reformator's von ſo mancher andern Anthologie aus Luther's Schriften unterſcheiden. Ueber jede Lehrmaterie ſollte, von ihren erſten Elementen an bis auf den Punkt, wohin ſie uns führen ſollte, keines ihrer Mittelglieder unbeachtet bleiben; ſo wie wir

auch durch kürzere Abſchnitte oder Paragraphen mit bezeichnenden Ueberſchriften dem Leſer die Ueberſicht des Ideenganges und der vollſtändigen Theorie Zwingli's über jeden von ihm einer genauern Prüfung unterworfenen Gegenſtand zu erleichtern ſuchten: wobei wir uns die von Hrn. D. Bretſchneider in Gotha verfertigte Chreſtomathie aus Luthers Werken (Luther an unſere Zeit ꝛc. gr. 8. Erfurt 1817) zum Muſter nahmen. So wünſchten wir durch planmäßige Behandlung des Ganzen und Einzelnen dieſem Auszuge den Werth eines Lehr- und Handbuches zu geben, welches das Anziehende hätte, daß es aus lauter ſolchen Theilen beſtände, die den Werken Zwingli's unmittelbar entſchöpft wären, und ſo der Reformator ſelbſt lehrend zu uns ſpräche. Ob nun eine ſolche das Ganze umfaſſende ſyſtematiſche Darſtellung aller ſeiner auf Vernunft, Schrift und Erfahrung gegründeter Lehrmeinungen dem Bedürfniſſe unſerer Zeit immer noch angemeſſen ſey? dieſe Frage wird erſt nach Vollendung des ganzen, aus zwei Bänden beſtehenden und in vier Abtheilungen zu liefernden Werkes, nachdem ſich Alles wird überſchauen laſſen, befriedigend beantwortet werden können. Sehr würden wir uns freuen, wenn dieſelbe bejahend ausfiele, und wir es alſo nicht zu bereuen hätten, Hand an dieſe Arbeit gelegt zu haben, die billig von Zürich, dem Mittelpunkte der Wirkſamkeit Zwingli's, ausgehen mußte, und unſers Bedünkens, auch nur hier am füglichſten zu Stande gebracht werden konnte.

Wenn übrigens, wie wir nicht zweifeln dürfen, ſowohl die freundliche Schrift des Herrn Prediger Heinr. Müller zu Wolmirsleben: „Ulrich Zwingli. Ein Denkmal." (8. Quedlinb. und Leipz. 1819) als vorzüglich auch die „Kurze Geſchichte der Bildung der reformirten Kirche und ihres Lehrbegriffs" von

Hrn. Diaconus J. Fr. Möller in Erfurt, im zweiten Jahrgange des beliebten Reformationsalmanachs (Erfurt b. Keiſer 1819) ſich eines verdienten Beifalls erfreuen, und zu gerechter Würdigung Zwingli's mitwirken wird: ſo ſollte dieß für die Aufnahme der ausführlichen Geſchichte derſelben als eine günſtige Vorbedeutung angeſehen werden dürfen. Denn was der achtungswürdige Verfaſſer jenes Aufſatzes in Beziehung auf Zwingli's Schrift: „Von wahrer und falſcher Religion“ bemerkt, aus welcher er einige Proben gibt, das läßt ſich, ohne Zweifel mit gleichem Rechte, auf einen den Geſammtinhalt Zwingliſcher Schriften umfaſſenden, und jenen kurzen Abriß ſeiner Schrifttheologie gleichſam commentirenden Auszug anwenden: „Gewiß — heißt es S. 65 — gewiß ſind es nicht allein die abweichenden Meinungen, welche er dem herrſchenden Lehrbegriffe entgegen ſetzt, die eine Auszeichnung verdienen; die ganze Dogmatik des Mannes bietet dem Denker und Frommen ein reiches Erntefeld, und an dem Lichtfunken dieſes freien Geiſtes wird dem Betrachter manche ſchlummernde Kraft warm und groß.“ —

Möge zu einer ſolchen Erwärmung und Erhöhung der edelſten, religiöſen und moraliſchen Kräfte die nahe Feyer des Andenkens an unſern Reformator und ſein ſegenreiches Werk; möge dazu etwas wenigſtens auch dieß Denkmal beitragen, welches wir demſelben auf das dritte Sekularfeſt ſeiner Kirche aus ſeinen eigenen Schriften ſetzen! Mit dieſem Wunſche bieten wir hier dem verehrten Leſer eine erſte Abtheilung unſerer Schrift zur freundlichen Aufnahme dar. Sie enthält jedoch nur die erſte Hälfte des erſten Hauptabſchnittes. Gerne hätten wir auch die zweite zugleich mitgegeben, und ſo den erſten Hauptabſchnitt — Religion — vollſtändig dargelegt: Aber mehr als dieſe

erſte Abtheilung vor dem Jubelfeſte zu liefern, war weder uns noch der Verlagshandlung möglich. Die zweite, welche die chriſtliche Offenbarungslehre in ſich begreift, ſoll aber, ſo Gott Leben und Geſundheit ſchenkt und befeſtigt, nächſtens (ſpäteſtens zur Oſtermeſſe) erſcheinen, und der zweite und letzte Band mit ſeinen beiden Abtheilungen, dann ſo ſchnell wie möglich, nachfolgen.

Zürich, den 21. Wintermonat 1818.

Salomon Vögelin.

Vorläufige
Ueberſicht des ganzen Werkes.

Jahrtafel für die Lebensgeſchichte Zwingli's.
Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Schriften, nach ihrem Inhalte.

Erſter Hauptabſchnitt.
Religion.

A. Religion überhaupt.

I. Begriff, Weſen und Werth der Religion.
II. Gott.
III. Die Schöpfung.
IV. Die Vorſehung.
V. Die Vorherbeſtimmung oder Erwählung.
VI. Der Menſch.
VII. Das göttliche Geſetz.
VIII. Die Sünde.

B. Chriſtliche Offenbarungslehre insbeſondere.

I. Die Offenbarungen Gottes.
II. Das Evangelium.
III. Chriſtus.
IV. Das Verdienſt der Heiligen.

V. Das eigene Verdienſt.
VI. Der Glaube.
VII. Die Rechtfertigung durch den Glauben.
VIII. Die guten Werke.
IX. Die evangeliſche Gottesverehrung.
X. Die ſelbſt erwählte Gottesdienſtlichkeit.
XI. Die chriſtliche Freiheit.
XII. Die Zukunft nach dem Tode.

Zweiter Hauptabſchnitt.

Kirche.

I. Bedeutung und Werth der Sacramente.
II. Die Heil. Taufe.
III. Das Heil. Nachtmahl.
IV. Die übrigen Sacramente der römiſchen Kirche.
V. Weſen und Umfang der Kirche.
VI. Der Pabſt und die Conzilien.
VII. Das Wort Gottes in heiliger Schrift.
VIII. Der rechte Gebrauch der Heil. Schrift.
IX. Die Schriftauslegung.
X. Der Lehrſtand.
XI. Das Amt der Schlüſſel.
XII. Der äußere Gottesdienſt.
XIII. Die Sectirer.

Dritter Hauptabſchnitt.

Staat.

I. Die Staatsverfaſſungen.
II. Einfluß des Chriſtenthums auf das Staatswohl.
III. Die Obrigkeit.
IV. Die Bürger.
V. Die göttliche und menſchliche Gerechtigkeit.
VI. Die Aufruhren.
VII. Der Eid.
VIII. Die Abgaben.
IX. Die fremden Kriegsdienſte.
X. Die Penſionen.
XI. Der Adel.
XII. Die Bildung der Jugend.
XIII. Der Jugendſpiegel.

Anhang.

Characteriſtik Zwingli's aus ſeinen eigenen Schriften zuſammengetragen.

Inhaltsverzeichniß

dieſer

Erſten Abtheilung des erſten Bandes.

Jahrtafel für die Lebensgeſchichte Huldreich Zwingli's.

Seite.

Erſter Abſchnitt: Zwingli's Jugendjahre . . 3

Zweiter Abſchnitt: Seine Vorbereitung zum Reformator 11

Dritter Abſchnitt: Sein Wirken als Reformator . 19

Verzeichniß ſämmtlicher Schriften Zwingli's nach ihrem Inhalte.

I. Allgemeinere Schriften 94

II. Spezıellere Schriften 103

III. Exegetiſche Schriften 107

Zwingli's ſämmtliche Schriften im Auszuge.

Erſter Hauptabſchnitt.

Religion.

A. Religion überhaupt.

		Seite.
I.	Begriff, Weſen und Werth der Religion	111
II.	Gott	120
III.	Die Schöpfung	146
IV.	Die Vorſehung	156
V.	Die Vorherbeſtimmung oder Erwählung	187
VI.	Der Menſch	203
VII.	Das göttliche Geſetz	230
VIII.	Die Sünde	240

Jahrtafel

für

die Lebensgeſchichte

Huldreich Zwingli's

mit Beziehung auf ſeine Schriften.

Erſter Abſchnitt.

Zwingli's Jugendjahre
von ſeiner Geburt bis zum Antritte des Pfarramtes in Glarus.

Vom Jahr 1484. bis 1506.

Der erſte Tag dieſes Jahres wird gemeiniglich und mit 1484
Recht als Huldreich Zwingli's Geburtstag angenommen*). Wildhaus, eines der höchſten Bergdörfer in der ehemaligen Grafſchaft Toggenburg, war ſein Geburtsort, ſeine Eltern Huldreich Zwingli, der Ammann (vorderſte Beamte) des Dorfes, und Margaretha geb. Meilin, (oder, nach Andern, Bruggmann), beide von altem und geehrtem Geſchlechte. Sein väterlicher Oheim war Bartholomäus Zwingli, erſter Pfarrer in Wildhaus bis 1487. und von da Pfarrer und Dekan in Weſen am Wallenſtadterſee; ſein mütterlicher Oheim, Joh. Meili, Abt des Kloſters Fiſchingen, von 1510—1523. Huld-

*) Dieſes Jahr gibt nämlich Bullinger, der Geſchichtsforſcher, in ſeiner handſchriftlichen Reformationsgeſchichte, als Zwingli's Geburtsjahr an, während dagegen Oswald Mykonius, ſein vertrauteſter Freund, in ſeinem Nekrolog vom Jahr 1532. ihn „ungefähr um das Jahr 1487." läßt geboren werden. Allein für die erſtere Angabe entſcheidet Zwingli ſelbſt in einer Stelle ſeines Commentar's von wahrer und falſcher Religion, wo er, in Vertheidigung ſeiner Lehre vom Abendmahl, ſeines Alters aufs beſtimmteſte gedenkt, und ſo, daß man mit der größten Zuverſicht

reich, der dritte von acht Söhnen ſeines Vaters*), verrieth ſchon frühe große Anlagen, ward daher von ſeinen Eltern den

---

annehmen kann, er werde es, wenn irgendwo, gewiß hier mit den Jahren desſelben recht genau genommen haben. Dort erklärt er nämlich,, (Siehe den hiſtoriſch-literariſchen Anhang zu J. C. Heß Lebensgeſchichte Zwinglis. N°. 40. S. 485) wenn er im 40ſten Jahr ſeines Alters, in welchem er die „Auslegung und Begründung ſeiner Schlußreden" ſchrieb (1524.), mit ſeiner Meinung hierüber noch zurückhaltender geweſen ſey, als jetzt im 42ſten, in welchem er dieſen Commentar ſchreibe (1526.), ſo habe er dieß einzig gethan, weil er damals geglaubt den Zeitumſtänden nachgeben zu müſſen. Was nun dießfalls von ihm zurückgenommen werde, das wolle er nicht auf Rechnung ſeiner geänderten Meinung, ſondern nur der veränderten Zeitumſtände geſetzt wiſſen. Beym Niederſchreiben dieſer Worte war ſich Zwingli ſeines Alters gewiß allzudeutlich bewußt, als daß man annehmen könnte, er habe ſich hier von einem Irrthum beſchleichen laſſen. Mag er darum auch immerhin in ſeiner Schrift N°. 58. §. 32. nicht bloß dem D. Faber, der (1478. geboren) wirklich älter war als er; ſondern ſelbſt dem D. Eck, welcher am 13. Nov. 1486. ſoll geboren worden ſeyn, den Rang im Alter gelaſſen haben, in den Worten: „Sonſt weiſt du wohl, obgleich du und Eck, nach den Jahren älter ſind als ich, wie viel du älter ſeyſt im rechten ehrſamen Alter, von dem Weish. C. 4 ſteht!" ſo iſt doch — deſſen nicht zu gedenken, daß er nach dieſer Berechnung ſchon als ein Knabe von 12 höchſtens 13 Jahren nach Wien müßte gekommen ſeyn — weit eher anzunehmen, Zwingli habe ſich in dem für ihn ſo gleichgültigen Punkt wie Eckens Geburtsjahr war, geirrt, als darin, daß er, in Folge ſeines Geburtsjahres 1484. jetzt (1526.) im 42ſten Jahr ſeines Lebens dieſen ſeinen Commentar ſchreibe.

*) Die ſieben Brüder Zwingli's hieſſen: Heinrich, Klaus, (von welchen unſre jetzt noch lebenden Zwingli herſtammen) Hans, Wolfgang, Bartholomä, Jakob und

Studien und der Kirche beſtimmt, und dem Oheim zu Weſen zur Erziehung und Ausbildung übergeben. Unter dieſer väterlichen Pflege entwickelte ſich der hoffnungsvolle und geliebte Knabe ſo ſchnell, daß er ſchon

in ſeinem zehnten Jahre nach Baſel gebracht werden konnte, wo 1494
er dem Unterrichte des eben ſo gelehrten als ſanften M. Gregorius Binzli, Lehrer an der dortigen St. Theodorſchule*) anvertraut wurde. Hier übertraf er in Kurzem alle ſeine Mitſchüler, und zeichnete ſich noch überdieß durch ſein ſeltenes Talent für jede Art von Muſik aus. Bald fand der beſcheidene Lehrer ſeinen Unterricht nicht mehr hinreichend für den Geiſt und die Talente Zwingli's, und rieth daher dem Vater, ihn jetzt nach Bern zu einem Manne von ſeltener Gelehrſamkeit und Sprachkunde, zu dem berühmten M. Heinrich Lupulus oder Wölflin**) zu ſenden.

Hier beſchäftigte ſich Zwingli unter der Anleitung dieſes 1497
vortrefflichen Lehrers hauptſächlich mit der klaſſiſchen Littera-

---

Andreas; wovon die einen die Landwirthſchaft zu Hauſe trieben, die andern ſich dem Reislaufen ergaben. Die beyden jüngſten, den Wiſſenſchaften ſich widmenden Brüder, Jakob und Andreas, ſtarben frühzeitig, der erſtere als Mönch im Schottenkloſter zu Wien 1517, der letztere 19. Nov. 1520. im Vaterlande an der Peſt. Auch hatte Zwingli noch eine Schweſter, Anna, welche Leonard Tremp, nachherigen Spitalmeiſter und Mitglied des Rathes in Bern, einen ſehr edeln Mann und eifrigen Freund des Evangeliums heurathete. Daß übrigens Huldreich der dritte Sohn ſeines Vaters war, (und nicht der ſechste, wie ſonſt gewöhnlich, aber ohne Beweis, angenommen wird) ergibt ſich aus einem noch vorhandenen Stammbaum der Zwingliſchen Familie.

*) Wahrſcheinlich Landsmann, Bekannter und Freund des Dekan Bartholomäus Zwingli, und ſein Nachfolger auf der Pfarre Weſen.

**) Der ſeinen Schüler noch überlebte, und ihm auch einige Epitaphien ſetzte.

tur, bildete an ihr ſeinen Geſchmack, übte ſich in eigenen Aufſätzen, und lernte auch ſelbſt Gedichte verfertigen und beurtheilen. Beſonders aber erregte er durch ſeine vorzügliche Anlage ſowohl als Liebe zur Muſik die Aufmerkſamkeit der Dominikanermönche in Bern, die nichts unverſucht ließen, um ihn für ihren Orden und ihr Kloſter zu gewinnen. Sobald aber Vater und Oheim davon Nachricht erhielten, ſo eilten ſie, ihn den Händen dieſer ſich ſpäterhin (1509.) ſo verworfen zeigenden Mönche zu entziehen, und ſandten ihn, nach Verfluß von nicht vollen zwey Jahren, die er zu Bern zugebracht hatte, auf die hohe Schule zu Wien, wo er nun Philoſophie ſtudiren ſollte*).

1499 Hier machte er, unter ſeinem latiniſirten Geſchlechtsnamen Cogentius, einen, nach damaligen Begriffen, vollſtändigen Curſus in der Philoſophie, war aber auch zugleich unabläßig darauf bedacht, ſich in ſeinen humaniſtiſchen Studien immer mehr zu vervollkommnen. Höchſt wichtig, wie für ſeine weitere Ausbildung, ſo für ſein ganzes künftiges Leben, war ſeine mit einigen ebenfalls in Wien ſich den Studien widmenden vielverſprechenden Jünglingen ſeines Vaterlandes jetzt geſchloſſene, und zum Theil auch bis auf ſeinen Tod durch Correſpondenz mit ihnen unterhaltene Freundſchaft. Die vorzüglichſten derſelben waren Heinrich Lorit aus Mollis, von ſeinem Vaterlande Glarus, Glareanus genannt. Joachim von Wadt oder Vadianus, nachmahliger Bürgermeiſter zu St. Gallen; die Brüder (Conrad und Leopold) Grebel aus Zürich. Hier machte er auch die erſte Bekanntſchaft mit Eck und Faber, die in der Folge ſeine erbittertſten Feinde wurden.

---

*) Daß wirklich das Jahr 1499. als das Jahr ſeiner Ortsveränderung von Bern nach Wien (und damit auch zugleich das Jahr 1497. als der beſtimmteſte Zeitpunkt ſeiner Verſetzung von Baſel nach Bern) anzunehmen ſey, beſtätigt Zwinglis eigene Aeußerung in ſeiner Schrift über die Gevatterſchaft ꝛc. (N°. 39) „daß er jetzt (1525.) bald in 26 Jahren gen Bern nie gekommen ſey.“

Von Wien kehrte er nach zwey Jahren wieder nach 1502
Hauſe, begab ſich aber, nach kurzem Aufenthalte daſelbſt, zum zweyten Mahle nach Baſel, um ſeine Kenntniſſe noch mehr zu erweitern. Hier ward er, ein achtzehnjähriger Jüngling, Hülfslehrer an der St. Martinsſchule im Sprachunterrichte, ſetzte das Studium der alten Klaſſiker fort, legte ſich nun aber vorzüglich, vereint mit ſeinem Herzensfreunde Leo Jud von Rappersweier im Elſaß, auf das Studium der Theologie. Sein Lehrer war hier vornähmlich Thomas Wittenbach aus Biel, der zwar erſt gegen das Ende des Jahres 1505. von Tübingen nach Baſel gekommen war*). Er war es, der in Zwingli nicht nur eine unauslöſchliche Liebe für das Studium der Griechen weckte, ſondern ihn hauptſächlich zu richtiger Schriftauslegung und auf die Bahn reinerer chriſtlicher Erkenntniß führte, indem er mehrere rein evangeliſche Lehrſätze ſeinen Zuhörern vortrug, namentlich den päbſtlichen Ablaß als nichtig beſtritt, und dagegen den Tod und das Leiden Chriſti als das einzig zulängliche Löſegeld für unſere Sünden erklärte. Nicht nur gedenkt Zwingli ſelbſt dieſes ſeines Lehrers in zwey Stellen ſeiner Schriften (Siehe hiſtoriſch-literar. Anhang N°. 10. S. 370. und N°. 77. S. 594.) wiewohl nur beyläufig, doch mit großer Achtung und Dankbarkeit, ſondern es äußerte ſich ganz beſonders Leo Jud in ſeiner Vorrede zu Zwingli's Anmerkungen über das N. T. 1539.**) gegen den Rath und die Bürgerſchaft der Stadt Biel über denſelben fol-

*) Nach dem Einſchreibungsbuch der Theologen in Baſel trat er den 26. Nov. 1505. ſein theologiſches Profeſſorat an der dortigen Univerſität an.

**) Dieſe erſchienen nach Zwingli's Tode unter folgendem Titel: Huldreich Zwingli's Anmerkungen über die evangeliſche Geſchichte Jeſu Chriſti nach Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes; ferner über die Briefe Pauli an die Römer, Corinther, Philipper, Coloſſer, Theſſalonicher und Hebräer — den Brief Jakobi und den 1ſten Brief Johannes; herausgegeben von Leo Jud und Caſpar Großmann. Fol. Zürich, 1539. (N°. 73–81).

genden Maßen: „Aus Eurer Mitte ging jener berühmte D. „Thomas Wittenbach hervor, ein Mann, der in allen Fächern „der Wiſſenſchaften ungemein bewandert, und wegen ſeiner „vielſeitigen Gelehrſamkeit die Bewunderung und das Erſtau„nen aller, auch der gelehrteſten Männer jenes Jahrhunderts „war, und gleichſam für einen Phönix galt. Ihm hatten „Zwingli und ich, die wir zu gleicher Zeit, ungefähr um das „Jahr 1505. zu Baſel ſtudirten, unſere Bildung zu danken; „und zwar nicht nur in den Sprachen und ſchönen Wiſſen„ſchaften, deren ausgezeichneter Kenner er war, ſondern „auch in der Wahrheit der heiligen Schrift. Denn wie die„ſer Mann, neben einer ungemeinen Beredſamkeit, einen „durchdringenden Verſtand beſaß, ſo ſah und ahnete er auch „vieles vorher, was erſt ſpäter von Andern öffentlich ausge„ſprochen wurde, z. B. den päbſtlichen Ablaß betreffend, „und Anders, womit der römiſche Pabſt die thörichte Welt „nun ſchon mehrere hundert Jahre betrogen hatte. Er war „die Quelle, aus welcher wir alles geſchöpft haben, was wir „von gründlicher Gelehrſamkeit beſitzen; ihm ſind wir alles „dieſes ſchuldig. Durch ihn wurden die erſten Samenkörner „der wahren Religion in Zwingli's Bruſt gepflanzt, und er „vollends angeſpornt, mit gänzlicher Beyſeitſetzung der ſophi„ſtiſchen Thorheiten, die heilige Schrift zu leſen". (Siehe hiſt. liter. Anhang S. 668).

1506 nahm Zwingli unter dem Decanat des Doktors beider Rechte, Joh. Mornach, die philoſophiſche Magiſterwürde an, und erhielt nicht lange nachher von der Gemeinde Glarus den Ruf zum Nachfolger des verſtorbenen Joh. Stucki an ihre Pfarrſtelle, um welche ſich auch ein vornehmer Züricher, Heinrich Göldli, geſtützt auf einen Römiſchen Beſtallungsbrief, eifrig beworben hatte. Zwingli nahm dieſen Ruf an, ließ ſich vom Biſchof zu Conſtanz zum Prieſter weihen, hielt dann zu Rapperſchweil ſeine erſte Predigt, und auf Michaelis in ſeinem Geburtsorte Wildhaus ſeine erſte Meſſe, worauf er ſich unGeſäumt nach Glarus begab*).

*) Auch die Aeußerung Zwingli's ſelbſt in ſeiner Schrift N°. 39. daß er zur Zeit jenes berüchtigten Jetzeriſchen

Zweyter Abſchnitt.

Zwingli's Vorbereitung zum Reformator durch ſein inneres und äußeres Berufsleben zu Glarus und Einſiedeln.

Vom Jahr 1506. bis Ende 1518.

Im letzten Viertel dieſes Jahres begann alſo Zwingli ſeine 1506
Laufbahn als öffentlicher Lehrer des Evangeliums in dem Hauptflecken des Cantons, der nach demſelben den Namen **Glarus** führt, und als Seelſorger der größten Pfarrgemeinde, indem ſie damahls beynahe den Drittheil des Landes umfaßte. Hier widmete ſich Zwingli, im Gefühl deſſen, was er alles bedürfe, um ſeinem Berufe ganz genug zu thun, von neuem den klaſſiſchen ſowohl als theologiſchen Studien. Ihn beſchäftigten vorzüglich die römiſchen Geſchichtſchreiber, **Cicero** der Redner, und **Valerius Maximus**, welchen er als eine brauchbare Beiſpielſammlung ganz

---

Handels in Bern 1509. ſchon zwey oder drey Jahre Kilchherr zu Glarus geweſen, gibt der Angabe Bullingers Gewicht, daß der Amtsantritt Zwingli's zu Glarus in das letzte Viertheil des Jahres 1506. zu ſetzen ſey; ſo wie uns auch die Bemerkung Zwingli's im 25ſten Capitel ſeiner Erläuterungen des Jeremias, daß dieſe (die im Jahr 1528. von ihm geſchrieben wurden) in das 23ſte Jahr ſeines Predigtamtes fallen, ungefähr auf eben dieß Reſultat führt. — Daß übrigens die Zeitbeſtimmungen dieſer erſten Periode des Lebens Zwingli's nicht mit größerer Genauigkeit angegeben werden können, wird wohl den nachdenkenden Leſer ſo wenig als die Sparſamkeit ihrer einzelnen Thatſachen befremden.

auswendig lernte. Izt ging er auch zur Erlernung der griechiſchen Sprache über, ward, ungeachtet der geringen Hülfsmittel, die ihm hiefür zu Gebote ſtanden, mit ihr in Kurzem vertraut, und gewann ſie ſo lieb, daß er ſchon 1513. ſich äußerte, nichts vermöge ihn mehr vom Studium derſelben abzuziehen. Er las neben den vornehmſten griechiſchen Dichtern auch den Plutarch und Thucydides, den Plato, Ariſtoteles und beſonders fleißig den Lucian, zu welchem er auch einen Kommentar ſchrieb. Das wichtigſte Studium aber war ihm das der heil. Schrift, die er nun in ihrer Grundſprache las, und die er hauptſächlich durch ſie ſelbſt — dunkle Stellen aus klaren erhellend — zu erklären ſuchte; wobey er ſich aber auch mit den beſten Auslegern bekannt machte, und zu dieſem Ende die griechiſchen und lateiniſchen Kirchenväter las, deren Anmerkungen, beſonders aber die des Erasmus *), er an den Rand ſeines griechiſchen Textes oder zur Vulgata ſchrieb. Er ſcheute ſich aber auch nicht die Schriften der ſogenannten Irrlehrer zu leſen und zu prüfen, um auch bei ihnen die Samenkörner der Wahrheit aufzuſpüren und zu ſammeln. So gab er den Schriften des Fürſten Johannes Pikus von Mirandola, und beſonders deſſen 900 Propoſitionen, ob ſie gleich von der Kirche für ketzeriſch waren erklärt worden, vielen Beifall, welchen er auch nicht verhehlte, mochte er immerhin von ſeinen Amtsbrüdern darüber gehaſſet und verdächtigt werden, denen es ebenfalls ſehr mißfiel, daß er in ſeinen Vorträgen an das Volk die Wunder der Heiligen, die Reliquienverehrung, das Wallfahrten u. ſ. w. ſo gar nicht pries.

Daneben machte ſich Zwingli um die gelehrte Bildung einer großen Schaar von Jünglingen aus den edelſten Geſchlechtern ſeines Vaterlandes ſehr verdient. In der damals zu Glarus geſtifteten lateiniſchen Schule ertheilte er ihnen die Anfangsgründe des wiſſenſchaftlichen, beſonders des

*) Mit welchem Zwingli ſchon im Jahr 1514. in einen Briefwechſel trat, und den er im Frühjahr 1515. ſelbſt in Baſel beſuchte.

Sprachunterrichtes, und beförderte dieſelben dann zu Fortſetzung ihrer Studien und zu ihrer vollendeten Ausbildung theils nach Wien zu ſeinem Freunde, dem berühmten Vadian, theils nach Baſel und Paris zu Glarean. Unter dieſen Jünglingen waren es (nebſt ſeinen beiden eigenen Brüdern, Jakob und Andreas) vornämlich Valentin Tſchudi, ſein Nachfolger im Pfarramte zu Glarus, Jakob Heer ſein Pfarrhelfer, die drey Brüder Ludwig, Peter und Aegidius Tſchudi, (letzterer der berühmte Geſchichtſchreiber) Wilhelm Neſen, Balthaſar Elmer, Fridolin und Philipp Brunner und Andere, die mit der zärtlichſten Liebe und Dankbarkeit an ihrem Lehrer hingen, wie ihre noch vorhandenen Briefe an ihn rührend bezeugen, in allen ihren Angelegenheiten Rath und Troſt bei ihm ſuchten, und auch in ſpätern Jahren, ſelbſt bei abweichenden Anſichten, ihm ihre Freundſchaft bewahrten.

In Zwingli's Amtsjahre zu Glarus fielen auch die italieniſchen Feldzüge der Schweizer. Um die Franzoſen aus Italien zu vertreiben, und den jungen Herzog Maximilian Sforza in ſein väterliches Erbe Mayland einzuſetzen, hatte ſich Papſt Julius II. durch Vermittlung des Kardinals Matthäus Schinner, ſeines Legaten in der Schweiz, mit den Eidgenoſſen verbündet, und rief nun nach der unglücklichen Ravenner-Schlacht die Eidgenoſſen mit Anwendung aller ihm zu Gebote ſtehenden Mittel zu Hülfe. Zwanzigtauſend Schweizer brachen jetzt durch Bündten nach Italien auf, worunter auch die Glarner. Ihnen folgte Zwingli, weil jedesmahl der Pfarrer des Hauptortes das Landesbanner als Feldprieſter begleiten mußte. Die Franzoſen wurden nun von den Eidgenoſſen überall zurückgedrängt, Pavia erobert, und das Herzogthum Mayland eingenommen. In Folge dieſes für den Papſt und die Schweizer ſo glücklich beendigten Pavierfeldzuges wurde Zwingli *) von dem päbſt-

1510 1512 April Jun.

*) Der denſelben als Augenzeuge ſeinem Freund Vadian von Glarus unterm 5. Oct. 1512. in lateiniſcher Sprache, beſchrieb in ſeiner erſten Schrift, betitelt: Nachricht von

lichen Nuntius, Kardinal Schinner *) ſehr ehrenvoll be-
Dec. handelt, und beauftragt die Geſchenke des Pabſtes an ſeine
29. Landsleute zu vertheilen. Später begab ſich nun eine
Schweizergeſandtſchaft nach Mayland, um den jungen Herzog
Sforza vollends in ſein våterliches Erbe einzuſetzen und ihm
1513 die Schlüſſel der Stadt zu übergeben. Im folgenden Jahre
ſandte Ludwig XII. ein neues Heer nach Italien, um das
verlorne Herzogthum wieder zu erobern. Auch die Schweizer,
und unter dieſen beſonders die Glarner, zogen alſo wieder
Jan. über die Alpen, zum Schutze des neuen Herzogs; und ſo ge-
6. ſchah die Schlacht bey Novarra, in welcher ſie, wiewohl
mit großem Verluſte, abermahls den Sieg davon trugen.
War nun Zwingli ebenfalls ein Augenzeuge dieſes großen
Sieges, ſo mußte er das Glarnercontingent jetzt zum Drit-
tenmahl nach Italien begleiten, um auch Zeuge einer
großen Niederlage zu ſeyn, die ſeine Landsleute traf. Je mehr
1515 Franz I. Ludwigs XII. Thronfolger in Frankreich, allen Kräften
aufbot ſich des verlornen Italiens wieder zu bemächtigen,
deſto mehr ſuchten Pabſt Leo X. und Kaiſer Maximilian I. den
Herzog zu unterſtützen, und ihm die Schweizer treu zu erhalten.
Sie zogen wirklich zur Vertheidigung des Herzogs wider
die Franzoſen, wurden aber zum Rückzuge bewogen. Es
kam jetzt zwiſchen Franz I. und einigen Anführern der Schwei-
zertruppen ein Friedensſchluß zu Galera zu Stande, in
Folge deſſen die Truppen der mehrern Kantone zur Heimkehr
aufbrachen, nur die Truppen von Uri, Schwyz, Unterwal-
Sept. den und Glarus blieben auf dem Kriegsſchauplatze, zogen ſich
8. aber auf Monza zurück. In dieſer Stadt war es, wo

---

den Begebenheiten zwiſchen den Franzoſen und Schwei-
zern bey Ravenna, Pavia und andern Orten.

*) Auf deſſen Verwendung ohne Zweifel Zwingli vom Pabſt
eine jährliche Penſion von 50 Gulden erhielt, die er zu
Anſchaffung der damahls ſehr koſtſpieligen Bücher ver-
wandte, im Jahr 1517. aber aufgab. Ueberhaupt ſtand
Zwingli mit Schinner in ſehr freundſchaftlicher Verbindung,
und ward auch ſpäter noch von ihm begünſtigt.

Zwingli auf offener Straße beim Kaufhaus vor zahlreicher
Verſammlung den Truppen predigte, und zwar ihren Muth
und ihre Treue lobte, aber ſie zur Einigkeit, Gehorſam, Ord-
nung, Vorſicht in ihrer gefährlichen Lage ernſtlich ermahnte,
und vor tollkühnem Beginnen warnte*). Allein verge-
bens! Sie ließen ſich mit den Franzoſen in ein Handgemenge Sept
ein, woraus die Schlacht von *Marignano* erfolgte, in welcher 13. u.
ſie am erſten Tage mit ungeheurem Verluſt zwar das Schlacht- 14.
feld behaupteten, am folgenden Tage aber von den Franzoſen
mit verſtärkter Macht angegriffen, nach verzweiflungsvoller
Gegenwehr geſchlagen, und nach Mayland zu weichen genöthigt
wurden. Dieſe ſchreckliche Niederlage erregte allgemeines
Jammergeſchrey in der Schweiz, gegenſeitige Vorwürfe des
Verraths, der Treuloſigkeit und Beſtechung, Erbitterung und
Unruhen. Dennoch dauerten die innern Faktionen, und das
regelloſe Laufen in fremde Kriegsdienſte fort, bis der im fol-
genden Jahre geſchloſſene *ewige Friede* wieder einige Ruhe in
die Eidgenoſſenſchaft brachte.

In dieſen Zeitpunkt (unmittelbar *vor* und *während* dieſer Feldzüge 1510—1514.) fällt die Verfertigung zweyer größerer politiſch-moraliſcher Sinngedichte (Allegorien), in denen ſich Zwingli's Muſe verſuchte. Das erſtere, betitelt: *Der Labyrinth*, beklagt die Verdorbenheit ſeiner Zeit, und lehrt unter dem Bilde des Theſeus und der Ariadne, wie nur frommer Heldenmuth das Ungeheuer des Laſters beſiege, an dem Faden der Vernunft ſich aus dem Labyrinthe der Welt herausfinde, und zuletzt den Preis der Tugend erlange. Das zweyte, in lateiniſcher und deutſcher Sprache zugleich verfaßt, in jeder mit eigenthümlichen Zügen, hat den Titel: *Ein fabeliſch Gedicht von einem Ochſen und etlichen andern Thieren*, und ſchildert die klägliche politiſche Lage ſeines Vaterlandes, wie das bidere gut-

*) Werner Steiner von Zug, Ohrenzeuge dieſer Predigt Zwingli's, ſchreibt in ſeiner Chronik hierüber: „Hätte man damals und ſpäter ſeinen Worten gefolgt, „es wäre viel Blut weniger gefloſſen, und die Eidgenoſſen „wären ſich ſelbſt vor viel Schaden geweſen."

müthige Schweizervolk, durch beſtochene eigennützige Demagogen zu Verbindungen mit den rings umgebenden Mächten verführt, und von dieſen zu ihren herrſchſüchtigen Zwecken mißbraucht, ſich in Verlegenheit, Noth und Verderben ſtürzt *). Noch ſchrieb Zwingli um eben dieſe Zeit eine leider! ganz verloren gegangene Rede: Wie man den Tod nicht zu fürchten habe; deren ein Patrizier von Freiburg, Peter
1515 Falk, in einem Brief an Zwingli gedenkt, mit welchem er
Jan. ihm eben dieſe Abhandlung zurückſandte, wobei er ihm zu-
23. gleich ſeinen Landſitz Caſelli, unweit Pavia gelegen, unter den einladendſten Bedingungen anbot, da Zwingli damals gegen dieſen ſeinen Freund Luſt bezeugt haben mußte, ſich für einige Zeit in dem reizenden Italien niederzulaſſen, um mit voller Muſſe den Wiſſenſchaften zu leben.

1516 Schon vor, noch mehr aber nach dem letzten unglücklichen Feldzug in Italien eiferte Zwingli in ſeinen Predigten, als reiner und feuriger Vaterlandsfreund, wider die Penſionen, die fremden Kriegsdienſte und wider die Laſter der Beſtechung, der Ueppigkeit, Prachtliebe, des Müßiggangs, der Ausſchweifung u. ſ. w., die eine unmittelbare Folge hievon waren, und das Vaterland an den Rand des Verderbens brachten. Dieß erbitterte jetzt den Ehrgeiz und Eigennutz mehrerer der Angeſehenſten des Landes, beſonders die der Krone Frankreichs ergebene, von ihr erkaufte, und ſeit dem Friedensſchluſſe mit Frankreich mächtig gewordene Parthey, die nun, da ſie ihn nicht öffentlich angreifen durften, heimliche Ränke wider ihn ſchmiedeten, die giftigſten Verläumdungen über ihn ausſtreuten, und ihm ſo den Aufenthalt in Glarus ungemein verbitterten. Höchſt erwünſcht mußte ihm daher der Ruf an die Leutprieſterſtelle nach Einſiedeln kommen, den er von dem Adminiſtrator des Kloſters, Diebold, Herr von Geroldseck erhielt. Denn nicht nur entging er durch dieſe Amtsverän-

*) Dieſe beiden Gedichte ſind theils vollſtändig abgedruckt, theils ausführlich entwickelt in Schulers Huldreich Zwingli. Geſchichte ſeiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes. 8. Zürich 1818.

derung den Ränken und Verfolgungen ſeiner Gegner; ſondern
ihm öffnete ſich ſo die Ausſicht, an dem berühmten Wall-
fahrtsorte, wohin aus allen Gegenden Menſchenſchaaren zu-
ſammenſtrömten, den Samen der evangeliſchen Lehre weithin
auszuſtreuen, aber, auch für ſich ſelbſt, unter dem Schutze des
dem Mönchsleben abgeneigten Abts Conrad von Rechberg
und des die Wiſſenſchaften und Gelehrten ſchätzenden Admi-
niſtrators, mit freyerer Muſſe und größern Hülfsmitteln den
Studien obzuliegen. Er ſchloß daher zu Pfeffikon am Zürich- April
ſee mit Herrn von Geroldseck eine ſchriftliche Convention über 14.
die Pflichten und Beſoldung ſeines neuen Amtes, welches er dann
ungefähr im Sommer antrat, zu großem Bedauern der Glar-
ner, die ihm, mit dem Vorbehalte, daß er wieder zu ihnen
zurückkehre, das Einkommen ſeiner Pfründe auch nach Einſie-
deln noch folgen ließen; was für Zwingli deſto wichtiger war,
da er anfänglich in Einſiedeln nur eine Vikarbeſoldung von 20
Gulden nebſt Koſt erhielt, bis ihm der Adminiſtrator eine ledig
gewordene Pfründe geben konnte. Daher ſich Zwingli in ſeinen
Briefen noch fortwährend „Kilchherr zu Glarus" unterſchrieb.

In Einſiedeln beſchäftigte ſich Zwingli mit dem Studium 1517
der Kirchenväter, vorzüglich aber der H. Schrift, ſo daß er
den griechiſchen Text der Epiſteln Pauli eigenhändig in Taſchen-
format abſchrieb, vermuthlich um ihn zu täglichem, ja ſtündli-
chem Gebrauche mit ſich herumtragen zu können*); genoß des

---

*) Dieſer merkwürdige Codex, die köſtlichſte aller Reliquien
Zwingli's, und, wie aus der griechiſch verfaßten
Schlußanmerkung deſſelben erhellet, erſt zu Einſiedeln im
Frühjahr 1517. von Zwingli vollendet, enthält 43 Bogen
in kl. 8. mit ziemlich breitem Rande oben und unten,
hauptſächlich aber rechts und links, für die vielen beygeſchrie-
benen lateiniſchen Randgloſſen aus Erasmus, Origenes,
Ambroſius und Andern, die ſich bey der Kleinheit der Schrift
etwas ſchwer leſen laſſen, wogegen aber der griechiſche
Text ungemein deutlich iſt. Laut der auf der Kehrſeite
des Einbandes befindlichen Anzeige übergab der Zürcheri-
ſchen Stadtbibliothek dieß wichtige Geſchenk „Anna

vertrauten wiſſenſchaftlichen Umgangs mit dortigen gleichgeſinnten Freunden, wie z. B. mit einem Michael Sander, Joh. Oechslin, Erasmus Schmid, und vornämlich mit M. Franz Zingg und dem Adminiſtrator ſelbſt, der bald mit Zwingli die engſte Freundſchaft ſchloß, und in allem auf ſeinen gelehrten Rath achtete. Auch nahm der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit immer mehr zu, und immer ausgebreiteter ward ſeine Bekanntſchaft mit gelehrten Männern innerhalb und außerhalb der Schweiz; daher auch der Rath zu Winterthur ihm die
Oct. dortige Stadtpfarrerſtelle antrug; welchen Ruf er jedoch in ſeiner von Zürich*) datirten Antwort ablehnte, und dagegen ſeinen Freund M. Joh. Dingnauer empfahl.

1518 Offen predigte jetzt Zwingli, ſelbſt am großen Feſte der Engelweihe, wider die kirchlichen Mißbräuche, wider die Nothwendigkeit und Verdienſtlichkeit der Wallfahrten und Gelübde, wider die übertriebene Verehrung der Maria u. ſ. w. zum Aerger vieler Mönche, aber mit Beifall fremder und einheimiſcher Zuhörer, die, entzückt über ſeine Predigten, ihn um ſeine Freundſchaft baten**). Indeß wollte Zwingli nicht aus ſich ſelbſt die Kirche reformiren, ſondern die Reformation, von deren dringender Nothwendigkeit er bereits innig überzeugt war, durch die Vorſteher und Häupter der Kirche ſelbſt ausgeführt wiſſen. Er wandte ſich daher ſchon in Einſiedeln (wie ſpäter auch in Zürich) an den dort auf einen Beſuch anweſenden Kardinal Schinner, Biſchof in Wallis, und drang in ihn, er möchte doch den verdorbenen Zuſtand der Kirche

Zwingli, zu einem ewigen Andenken der Religioſität ihres ſel. Anherrn, deſſen Geſchlecht leider! mit ihr erloſch, im Jahr 1634".

*) Wahrſcheinlich auf ſeiner Durchreiſe nach oder von dem Frauenkloſter Fahr, wohin er vom Adminiſtrator geſandt war, um den dortigen Nonnen den lateiniſchen Chorgeſang nachzulaſſen, und dagegen das Leſen der deutſchen Bibel zu empfehlen.

**) Wie z. B. Caſpar Hedio, Prediger in Baſel und Straßburg.

zu Herzen nehmen, und daran arbeiten, daß die Irrthümer und
Verderbniſſe abgeſchafft, und ſo dem Uebel zu rechter Zeit
durch das Oberhaupt der Kirche ſelbſt gewehrt werde, ehe es
zu ſpät ſey; was der Kardinal zum Scheine wenigſtens verſprach,
wenn er ſeinen vorigen Einfluß zu Rom wieder erhalte. Daſſelbe
that Zwingli zu eben dieſer Zeit gegen den Biſchof von Kon-
ſtanz, Hugo von Landenberg, und forderte ihn auf
bei allem, was ihm theuer und heilig ſey, daß er das Evan-
gelium in ſeinem Biſthum frey predigen laſſe, der Kirche
vermöge ſeines Amtes zu Hülfe komme, und ſich ſelbſt an die
Spitze der Reformation ſtelle; wofern ſie aber ihre Pflicht
nicht erfüllen wollten, ſo werde er, Zwingli, dennoch fortfah-
ren, ſein Möglichſtes zu thun, daß die Reformation in
der Kirche zu Stande gebracht, und die Unwahrheit, Super-
ſtition und römiſcher Betrug niedergelegt werde *). Dieß be-
wies er auch mit der That. Denn als deſſelben Sommers der
Barfüßer Bernhardin Samſon mit päbſtlichen Ablaßbriefen Aug.
über den Gotthard nach Uri und von da nach Schwyz kam,
um hier ſeine Waare zu verkaufen, predigte Zwingli ſehr hef-
tig wider dieſen ſchändlichen Ablaßhandel, ohne daß Jemand
ihn darüber zur Verantwortung zog, im Gegentheil er erhielt
kurz nachher durch den päbſtlichen Legaten Anton Pucci, Sept
zum Zeichen des Wohlwollens, das Ernennungsdiplom zum 1.
Acolythencaplan des H. Stuhls.

Inzwiſchen war, gegen das Ende des Jahres, die Leutprie- Oct.
ſterſtelle am Großen Münſter in Zürich, welche von Probſt und 27.
Capitel der Stift beſetzt wurde, durch Beförderung des bishe-
rigen Leutprieſters, Erhard Battmann, zu einem Canonikat,
erledigt worden. Nun warb Oswald Mykonius von Lu-
zern, damahls Lehrer an der Stiftſchule zum Großen Mün-
ſter, um dieſe Stelle für ſeinen Freund Zwingli **), der be-

*) Man ſehe darüber Zwingli's eigene Erklärung in ſeiner Schrift: Antwort an Valentin Compar (N°. 43.). Blatt 2—4.

**) Mit dem er wahrſcheinlich zu Baſel, bei Erasmus, im Jahr 1515. Freundſchaft geſchloſſen hatte.

reits zu Zürich perſönlich gekannt und ſeiner Gelehrſamkeit und
Predigten wegen von vielen Bürgern geſchätzt war, und der
ſich dieſe Stelle um ſo mehr wünſchte, theils weil ſein va-
terländiſcher Sinn es nicht ertragen konnte, daß dieſelbe einem
unwürdigen Fremden*) zu Theil werden ſollte, theils weil
er hoffen durfte in Zürich für ſeinen Reformationsplan mit
noch größerm Erfolge zu wirken. Wirklich ward Zwingli mit
Dec. großer Mehrheit zum Leutprieſter von der Stift erwählt.
11. Und nun eilte er ſein neues Amt ſo bald möglich anzutreten.
Nachdem er noch dem Adminiſtrator ſeinen Herzensfreund Leo
15. Jud, damals im Elſaß, zu ſeinem Nachfolger empfohlen und
demſelben dieß ſchriftlich angezeigt hatte, verließ er Einſiedeln,
beehrt mit einem ſchmeichelhaften Abſchiedsſchreiben vom Rathe
27. zu Schwyz, und traf an St. Johannes des Evangeliſten Tag
in Zürich ein, wo er im (damaligen) Einſiedlerhof ſeine Ein-
kehr nahm. Seine Ankunft erweckte Vielen die innigſte Freu-
de, die den Evangeliſten ihrer Vaterſtadt in ihm erblickten;
aber auch nicht Wenigen heimlichen Verdruß, da ihnen ſein
Ernſt und ſeine Strenge nicht unbekannt war.

*) Einem Prieſter Laurenz Fabula, aus Schwaben, der
dieſe Stelle ſuchte, und von Vielen begünſtigt ward.

Dritter Abſchnitt.

Zwingli's Wirken als Reformator, vom Antritte ſeines Lehramtes in Zürich bis zu ſeinem Tode.

Vom Jahr 1519. bis October 1531.

Nachdem nun Zwingli bei ſeiner Ankunft zu Zürich von 1519
Probſt und Capitel der Stift förmlich in ſein Amt war einge-
ſetzt worden, er ſelbſt aber ſich über die Art, wie er demſelben
genug thun wollte, umſtändlich erklärt, und die ihm dagegen
von einigen Chorherren gemachten Einwürfe hinreichend beant-
wortet hatte, trat er, gerade an ſeinem 36ſten Geburtstage, mit
ſeiner erſten Predigt in der Collegiatkirche zum Groſſen Mün- Jan.
ſter auf, und zeigte ſeinen Zuhörern an, daß er geſinnet ſey, 1.
mit Verlaſſung der bisherigen Pericopen, ganze Bücher des
Neuen Teſtaments von Anfang bis Ende, und zwar ohne allen
menſchlichen Tand, einzig nach dem Geiſte des Evangeliums zu
erklären, und daß er gerade mit dem Evangeliſten Matthäus
den Anfang machen wolle; deſſen Erklärung er wirklich morgen- Sont.
deß anhob. Der Eindruck ſeiner in rein evangeliſchem Geiſte 2.
gehaltenen Predigten auf ſeine Zuhörer glich dem jener Jan.
Bergpredigt, die er ſich auch vorzüglich zum Muſter nahm:
„Das Volk erſtaunte über ſeine Lehre, denn er lehrte ſie als
einer der Gewalt hat". Aller Augen waren auf dieſen evan-
geliſchen Prediger gerichtet, und je die Edelſten und Recht-
ſchaffenſten dankten Gott für ihn, und nannten ihn einen
Moſes, der ſie aus der Egyptiſchen Finſterniß herauszuführen
geſandt ſey; wiewohl es auch an ſolchen nicht fehlte, denen
er eben deßwegen ein Dorn im Auge war.

Die erſte Wirkung der Predigten Zwingli's zeigte ſich in
dem Schickſal, welches der Ablaßkrämer Bernhardin Sam-
ſon, der nun über Bern und Baden gegen die Mitte dieſes April u.
Jahres ſich nach Zürich begab, daſelbſt erfuhr, indem er May

ſich, nachdem ſchon der Pfarrer Johannes Frey auf Stauf-berg und der Dekan Bullinger in Bremgarten ſich ſeinem ſchändlichen Handel widerſetzt hatten, vom Zürcheriſchen Magiſtrat den Eintritt in die Stadt verweigert ſah, und es nur der eben in Zürich verſammelten Tagſatzung verdankte, daß er friedlich abziehen konnte. Dieſen Anlas ergriff Zwingli von neuem, die Vorſteher der Kirche bei ihren heiligſten Pflichten aufzufordern, alle Mißbräuche abzuſchaffen, die mit der reinen Lehre des Evangeliums unvereinbar wären.

Nach dem Tode Kaiſer Maximilian I. (17. Jan.) drang Zwingli bey den auf der Tagſatzung in Zürich verſammelten Eidgenoſſen ernſtlich darauf, daß ſie ſich nicht in die Wahl eines neuen Kaiſers miſchen, ſondern zwiſchen Oeſtreich und Frank-reich die ſtrengſte Neutralität beobachten ſollten. Zwar vergeb-lich; da die Tagſatzung gleichwohl ein Schreiben an die
Jun. Churfürſten erließ zu Gunſten des Hauſes Oeſtreich, die auch
28. wirklich Carl V. zum römiſchen Kaiſer erwählten.

Indem Zwingli ſich durch jenen Rath weiſer Vaterlands-liebe auch politiſche Feinde zuzog, welche ſich den Feinden reli-gioſer Wahrheit zugeſellten, die ihn bereits zu bedrohen anfin-gen, fand er hinwiederum in der ſich immer mehrenden Anzahl der mit ihm correſpondirenden Freunde in der Nähe und Ferne *) einen Beweis der immer zunehmenden Größe ſeines Anſehens — und in ihren religioſen Aufmunterungen eine eben ſo unentbehrliche als köſtliche Stärkung muthig und beharr-lich auf ſeiner Bahn fortzuſchreiten.

Im Sommer dieſes Jahres wüthete in der Schweiz die
Jul. Peſt, welche von Baſel nach Zürich herauf drang, eben als Zwingli ſich zum Gebrauch einer Kur im Bade Pfeffers befand, daher er die jungen Studierenden, welche er bei ſich an der Koſt hatte, auch ſeinen Bruder Andreas, ſchnell von Zürich nach Hauſe reiſen ließ, um ſie keiner Gefahr auszuſetzen.

*) Worunter vorzüglich ſein ehemaliger Lehrer Wittenbach, Glareanus, Beatus Rhenanus und Caſpar Hedio in Baſel, Wolfgang Capito in Straßburg, Wilibald Birk-heimer in Nürnberg, und Andere.

Er ſelbſt eilte nach Zürich, und war unermüdet im Beſuche der Peſtkranken, bis er endlich Ende Septembers ſelbſt von der Peſt ergriffen tödtlich darnieder lag; doch ſehr bald ſich wieder erholte, indem ſeine Freunde ſchon Anfang Novembers die hocherfreuende Nachricht von ſeiner Geneſung erhielten, die auch ſo glücklich fortſchritt, daß er gegen das Ende dieſes Monats, freilich nicht ohne große Schwäche, bereits ſelbſt die Kanzel wieder verſah, und endlich am Schluſſe des Jahres von der letzten Peſtbeule heil ward. In dieſem Zeitpunkte verfertigte er ein Gedicht, worin er ſeine religioſe Stimmung zu Anfang, in der Mitte, und am Ende der Krankheit rührend ausſpricht *). Dec. 20.

Was die Laſt der Sorgen und Leiden, die ihn drückten, noch ſehr erhöhte, war — nebſt dem Tod zweyer Freunde, die in Baſel an der Peſt ſtarben **), ganz vorzüglich die Trennung von ſeinem Herzensfreunde Mykonius, der im October dieſes Jahres von Zürich wieder nach ſeiner Vaterſtadt Luzern ans dortige Gymnaſium verſetzt ward; und nach deſſen Entfernung Zwingli erſt ermeſſen konnte, was er bisher dem Einwirken ſeines Freundes auf Geiſtliche und Weltliche in Zürich zu danken hatte ***).

---

*) Dieß Gedicht findet ſich nur unvollſtändig in Wirz neuer helvetiſcher Kirchengeſchichte, Theil I. Seite 170. f. vollſtändig dagegen, und in Melodie gebracht, in den älteſten Zürcheriſchen Geſangbüchern von 1588. auch in Schulers Huldreich Zwingli's Geſchichte ſeiner Bildung zum Reformator, im Anhang.

**) Es waren Bruno Amerbach und Leonard Brunner.

***) Mykonius hatte in dieſem Jahre dem Rath zu Zürich ſeinen Commentar zu Glareans Lobgedicht auf die Schweiz dedizirt; und auch dieſer Umſtand trug wahrſcheinlich dazu bei, daß der Luzerniſche Chorherr Johannes Zimmermann (Xylotektus) dieſen trefflichen Schullehrer ſeiner Vaterſtadt wieder zu gewinnen ſtrebte. Uebrigens vergleiche man über das enge Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Mykonius und Zwingli die Schrift: Oswald Mykonius'

1520 Zu Anfang dieſes Jahres machte Zwingli im Begleit ſeines ehmaligen Lehrers Gregor Binzli, jetzigen Pfarrers zu Weſen, eine Erholungsreiſe zu ſeinen Freunden nach Baſel. Nach ſeiner Zurückkunft fuhr er fort, ſeine Zeit zwiſchen Amtsverrichtungen und Privatſtudien zu theilen. In dieſen letzten beſchäftigte ihn ſtets die claſſiſche Literatur der Alten, wobei man nur auf ſeine im Jahr 1526. im Druck erſchienene Vorrede zu Ceporins Ausgabe des Pindar hinweiſen darf, um von dem Umfange, ſo wie von der geiſtreichen Art, wie er dieß Studium trieb, ſich einen deutlichen Begriff zu machen. Um ſeinen Amtsverrichtungen mit deſto glücklicherm Erfolg obzuliegen ſuchte er ſich, ſtatt der zwei aus Schwaben gebürtigen Adjutoren des Leutprieſters, die er beim Antritte ſeines Amtes vorfand, ſich mit Gehülfen zu verſehen, die in ſeinem Sinn und Geiſte thätig waren. Daher begab er ſich im Frühling dieſes März Jahres nach Baden, um den dortigen Caplan, Georg Städheli *), aus dem Canton Schwyz gebürtig, und früher Caplan in Altendorf am Zürichſee, den er als einen Freund des Evangeliums kennen lernte, zu bereden, zu ihm nach Zürich zu kommen, der dann auch als Zwinglis Pfarrhelfer, nebſt Heinrich Lüthi von Wädenſchweil, dem zweiten Pfarrhelfer, den Zwingli anſtellte **), bis ins Jahr 1523. Wohnung und Tiſch bei ihm hatte.

Zwingli's immer unverholneres Predigen wider die kirchlichen Mißbräuche hatte ſchon im vorigen Jahre die Folge, daß ein Mönch nach Baſel reiſete, um dort vier Predigten wider ihn, namentlich in Bezug auf den Bilderdienſt, drucken zu laſſen; was aber Zwingli's Freunde daſelbſt zu hintertreiben ver-

---

von M. Kirchhofer. 3. Zürich 1818. beſonders den II. Abſchnitt.

*) Seine Autobiographie findet ſich in den Miscellan. Tig. T. II. Seite 679–696.

**) Eben der, der im Jahr 1525. Pfarrer zu Winterthur war, und die Reformation daſelbſt einführte, und mit welchem Zwingli ſchon in Wien in freundſchaftliche Verbindung getreten war.

mochten, ſo daß der Biſchof und der Rath den Druck jener Predigten verbot. Aber nun geſchah von ſeinen eigenen Stiftscollegen ein feindſeliger Schritt wider ihn, indem ihm zu Anfang des Jahres im Namen einiger Chorherren eine Beſchwerdeſchrift zugeſtellt wurde, welche ihm XXI Artikel zur Laſt legte, die er auf und neben der Kanzel ſollte behauptet haben, und weßwegen er Verweiſe verdiene. In gleicher Zeit überſchickte ihm auch der Probſt Felix Frey eine weitläufigere Privatſchrift ähnlichen Inhalts, ſo daß ſich Zwingli genöthigt ſah, ſich perſönlich darüber gegen denſelben zu erklären, und ihn zu bitten, ihn künftig mit ſchriftlichen Vorſtellungen dieſer Art, beſonders mit ſo ſchwachen Gründen unterſtützt, zu verſchonen. Auf der andern Seite aber ſollen Zwingli's Predigten ſo viel Eindruck auf den Rath gemacht haben, daß er durch ein offenes Mandat allen Leutprieſtern zu Stadt und Land befohlen, ſie ſollten alle insgeſammt die Heil. Evangelien und Sendbriefe der Apoſtel nach dem Geiſt Gottes und göttlicher Schrift predigen, von Neuerungen und erfundenen Menſchenſatzungen aber ſchweigen *). Zwingli freute ſich übrigens innig des männlichen Muthes, womit Luther wider den römiſchen Stuhl kämpfte, und des Eifers, womit er das Wort Gottes ans Licht zog, und hätte den eben jetzt wider denſelben ausgeſprochenen Bann gerne hintertrieben, wenn es

*) Doch verdient dieſe Angabe Bullingers ſehr in Zweifel gezogen zu werden, weil es überhaupt unwahrſcheinlich iſt, daß der Rath in Zürich ſo frühe ſchon auf dieſe entſcheidende Weiſe für die Reformation ſich ſollte ausgeſprochen haben; dieſer Schritt auch beſonders ſowohl mit dem langſamen und vorſichtigen Fortſchreiten des Raths im Reformationswerke, als mit dem noch bis ins Jahr 1523. fortdauernden Kampfe Zwingli's gegen die Mönche für die freye Verkündigung des Evangeliums, die er ſich erſt noch durch eine öffentliche Disputation erringen mußte, in vollem Widerſpruche ſteht; und endlich auch in den hieſigen Staatsarchiven und Rathsmanualen nicht die geringſte Spur hiervon zu finden iſt.

möglich geweſen wäre. Er ſuchte daher ſchon früher auf ſeinen Freund, den in Zürich befindlichen päbſtlichen Commiſſär Wilhelm de Falkonibus zu wirken, daß er den Pabſt vor der Exkommunikation Luthers warne. Und als dieſe Verwendung für Luther umſonſt war, ließ er anonym eine Schrift in lateiniſcher und deutſcher Ueberſetzung erſcheinen, die den Titel führte: Rath eines Mannes, welcher von Herzen wünſcht, daß ſowohl des Pabſts als des Chriſtenthums Anſehen gerettet werde*). In dieſem Jahre ſchlug Zwingli die vom Pabſt bezogene Penſion von 50 fl. die er zwar bereits im Jahr 1517. abgeſagt, die ihm aber deſſen ungeachtet noch drei Jahre war aufgedrungen worden, mit eigener Handſchrift ab, um ſich von aller Verbindlichkeit gegen den römiſchen Stuhl loszumachen.

1521 Vermuthlich um Zwingli mit höherm Range auch größern
Einfluß auf die Angelegenheiten der Stift und die Mitglieder derſelben zu verſchaffen, ſuchten ſeine Freunde ihm zu einem Canonikate zu verhelfen. Dieß geſchah hauptſächlich durch Vermittlung ſeines Freundes, D. Heinrich Engelhard's, Leutprieſters und Canonikus beym Fraumünſter, der zugleich eine Canonikatspfründe an der Stift zum Großen Münſter beſaß**). Dieſe reſignirte er jetzt freiwillig, damit ſie Zwingli
April zu Theil werden könne, der dann auch, unter Beibehaltung ſeiner
29. Leutprieſterſtelle, zum Canonikus der Stiftskirche mit allen Privilegien und Emolumenten, die einem ſolchen zukamen, erwählt ward.

---

*) Ueber dieſe erſte gedruckte Arbeit Zwingli's ſiehe literariſch-hiſtoriſcher Anhang Seite 375—381 und Wirz neue helvetiſche Kirchengeſchichte, Theil I. Seite 185—196. (und Einleit. Seite XXVII.;) wo ſie ſich von neuem und beinahe vollſtändig überſetzt findet.

**) Eben dieſer Engelhardt ward einer der wackerſten Freunde und Gehülfen Zwingli's in ſeinem Reformationswerke, der ihm, wie Leo Jud, bei jedem Schritte, den er vorwärts that, feſt und treu zur Seite ſtand.

Franz I. und Karl V. welche ſeit der letzten Kaiſerwahl
einander feindſelig gegenüber ſtanden, ſuchten nun jeder die
Eidsgenoſſen in ſein Intereſſe zu ziehen. Endlich erfolgte auf May
der Tagſatzung zu Luzern von Seite aller Cantone, Zürich 3.
allein ausgenommen, ein Bündniß mit Frankreich gegen Karl V.

Als hierauf alle Mittel verſucht wurden, Zürich dahin zu bringen, daß es ſich an die Eidgenoſſen anſchließe und der Vereinigung beitrete, ſo erließ der Rath in Zürich ein Manifeſt an alle ſeine Kantonsangehörigen, worin er ihnen den Vertrag der Cantone mit Frankreich und zugleich die Gründe ſeiner einmüthigen Verweigerung des Beitritts eröffnete, und ſie aufforderte ſich hierin mit ihrer Obrigkeit zu vereinigen. Dieß merkwürdige, ganz in Zwinglis Geiſt abgefaßte, wo nicht aus ſeiner Feder ſelbſt gefloſſene, Manifeſt erreichte ſeinen Zweck ſo vollkommen, daß der Rath dem König und den Eidgenoſſen erklärte, er ſey mit allen ſeinen Gemeinden einmüthig entſchloſſen, an dieſer franzöſiſchen Vereinigung keinen Antheil zu nehmen, ſondern ſich einzig an den zu Freyburg (1516.) zwiſchen Frankreich und der Schweiz geſchloſſenen Vertrag zu halten. Bei welcher Gelegenheit auch der im Julius 1513. geleiſtete Eid, von keinem Fürſten Penſion zu nehmen, von allen Gemeinden zu Stadt und Land von neuem geſchworen ward. Dieſer feſte Abſchlag erbitterte Frankreich und hauptſächlich die Cantone wider Zürich, und vorzüglich wider Zwingli, dem ſie Schuld gaben, er habe mit ſeinen Predigten den Beitritt Zürichs zur Vereinigung gehindert und Spaltung in der Eidgenoſſenſchaft veranlaßt.

Im Sommer dieſes Jahres forderte nun auch der Pabſt,
Leo X., der ſich mit Karl V. zu dem geheimen Plan verbunden
hatte, die Franzoſen aus Italien zu vertreiben, von der
Tagſatzung in Zürich ſchweizeriſche Truppen, ſcheinbar zur Aug.
Vertheidigung ſeines Kirchenſtaates, eigentlich aber wider 3.
Frankreich. Die Züricher bewilligten endlich dreytauſend
Mann, obgleich Zwingli auch wider eine Allianz mit dem
Pabſt laut und nachdrücklich ſprach *). Die übrigen Cantone

*) Zwingli predigte nämlich: „Was man ein Mahl zugeſagt habe, das ſey man auch zu halten ſchuldig; eben darum

hielten's mit Frankreich, verweigerten dem Pabſt Truppen, und zürnten auf Zürich, weil es nicht ein Gleiches that, während Zürich ſich bemühte darzuthun, daß die Eidgenoſſen dem Pabſte, laut der im Jahr 1515. mit ihm geſchloſſenen Vereinigung, Truppen zu überlaſſen ſchuldig ſeyen, mit beigefügter Erklärung, daß es ſich für verpflichtet achte, die Länder des Pabſtes zu ſchirmen, und erwarte, daß die Cantone eben daſſelbe thun werden. Als nun das vereinte Heer des Pabſts und Kaiſers den Sieg über die franzöſiſchen Truppen und die der zwölf Cantone erfochten, und ſie nöthigte das Mayländiſche zu räumen, ſo daß die Letztern nach Hauſe eilten, da ſtieg die Entzweyung in der Eidgenoſſenſchaft noch höher, und die zwölf Cantone haßten Zürich nun auch wegen dieſes päbſtlichen Feldzugs nach Mayland, woran doch ſeine Truppen abſichtlich keinen Theil genommen hatten. Vorzüglich war Zwingli von neuem Gegenſtand ihres Haſſes; er, dem ſie alle dieſe innern Zerwürfniſſe und derſelben Folgen zuſchrieben. Da doch gerade Zwingli es war, der nicht nur dieſen „Papſtzug" mißrieth**), ſondern überhaupt wider alle Bündniſſe und Penſionsgelder von fremden Fürſten eiferte. Denn das Verbünden mit Fürſten und Herren nannte er ein Verlieren eidgenöſſiſcher Freiheit, und behauptete, „eben dieſe fremden Bündniſſe und fremder Herren Geld, zuſammt den liſtigen Cardinälen, Biſchöfen und römiſchen Legaten, haben eine fromme

aber ſoll man in keine Vereinigung treten, und wenn Gott einem Volk einen Ausweg aus Vereinigungen zeige, ſo ſolle man ſich wohl in Acht nehmen, nicht wieder in ſolche zurückzukehren. — Damals war es auch, als er zum erſten Mahl das heftige Wort ausſprach: „Ich wollte, daß man durch des Pabſts Vereinigung ein Loch geſtoſſen, und dem römiſchen Legaten auf den Rücken gegeben hätte, heim zu tragen".

**) Man leſe, wie ſich Zwingli ſelbſt darüber äußert in ſeiner Schrift N°. 10. Auslegung und Gründe der Schlußreden ꝛc. Siehe hiſtoriſch-literariſcher Anhang. Seite 385—389.

Eidgenoſſenſchaft wider einander geführt und gehetzt, und ſie in große Uneinigkeit gebracht".

Nimmt man zu dieſen politiſchen Verhältniſſen, wobey ſich Zwingli an keine von jenen beiden einander gegenüber ſtehenden Mächten anſchließen und Beförderer ihrer Parthey ſeyn wollte, noch die kirchlichen, in denen er ſich befand, und daß ungefähr um eben dieſe Zeit der Conſtanziſche Biſchof Hugo von Laubenberg, und ſein Generalvikar Johann Faber, bis jetzt Zwingli's Freund, anfingen ihren wahren Character zu enthüllen, und wie die Sinnlichkeit und Schwäche des Erſtern, und Ehrgeiz und Habſucht des Letztern Urſache war, daß ſie nicht nur der von Zwingli ſo dringend an ſie geſchehenen Aufforderung zur Reformation, ſelbſt nicht entſprachen, ſondern ihr immer beſtimmter entgegen arbeiteten, die Gegner derſelben heimlich aufmunterten, und ihre Zahl innerhalb und außerhalb Zürich, in der ganzen Schweiz zu vermehren ſuchten: Unter ſolchen Umſtänden kann es nicht befremden, daß es damahls, — wie er ſeinem Herzensfreunde Mykonius nach Luzern ſchrieb, eine Stunde gab, wo er, gleichſam erdrückt von der ſich täglich vermehrenden Laſt von Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten, mit dem Gedanken umging, ſein Amt nieder zu legen; wiewohl er bald wieder im Vertrauen auf Gott Muth gefaßt und alle Gefahren verachtet, ob ſie gleich täglich ſo überhand genommen hatten, daß er beinahe nirgends ſicher war.

Im Anfang dieſes Jahres legte ſich Zwingli unter Anleitung 1522
eines gewiſſen Johannes Böſchenſtein, der damals nach Merz
Zürich kam, mit Ernſt auf die hebräiſche Sprache, um auch 25.
das alte Teſtament in der Urſprache zu leſen; und machte darin die ausgezeichneteſten Fortſchritte *).

*) Dieß beweiſt insbeſondere eine in der Stiftsbibliotheck von Zwingli's eigener Hand befindliche deutſche Ueberſetzung der ſämtlichen Pſalmen mit Randgloſſen, wovon in Stolz Vorrede zu ſeiner Erklärung der Pſalmen (Zürich 1814,) eine nähere Nachricht ent-

Belehrt durch Zwingli's Predigten über die evangeliſche
Freiheit fingen mehrere Bürger in Zürich an verbotenen Tagen,
beſonders in der Faſten dieſes Jahres, an Fleiſch zu eſſen,
und werden nun wegen Verletzung der Kirchengebote beim
Rath angeklagt. Zu gleicher Zeit erſcheint eine Geſandſchaft
von Seite des Biſchofs zu Coſtanz, um dem Probſt und Capitel
ernſtliche Vorſtellungen über ſolche Neuerungen zu machen;
April wogegen Zwingli vor dem geſammten Stiftsconvent, und eben
8. ſo, vereint mit den beiden andern Leutprieſtern der Stadt,
9. des folgenden Tages vor dem großen Rathe, in Gegenwart eben
dieſer Geſandten, die evangeliſche Freiheit und überhaupt den
Inhalt ſeiner Predigten mit ſolchem Nachdruck vertheidigt*),
daß der Rath einſtimmig beſchließt, den Biſchof aufzufordern,
daß er ohne Verzug das Gutachten der oberſten kirchlichen Be-
hörden über dieſen ſtreitigen Punkt einziehe nnd bekannt mache,
in Erwartung deſſen das Volk von jeder eigenmächtigen Verän-
derung abgemahnt werden ſoll. Um die Gemüther aber zu
beruhigen nnd zu befeſtigen, ließ Zwingli nun die erſte unter
16. ſeinem Namen gedruckte Schrift ausgehen: Vom Erkieſen
May und Freiheit der Speiſen (No. 1.). Dagegen erließ
2. der Biſchof, um den großen Eindruck, den dieſe Schrift zu
Zürich und anderswo machte, zu ſchwächen, einen Hirtenbrief
an alle Prieſter und Layen ſeiner Diöceſe voll Klagen über un-
ruhſtiftende und gefährliche Neuerungen, mit Ermahnung

halten iſt; ſo wie auch eine im Jahr 1530. von Zwingli verfertigte lateiniſche Ueberſetzung des Buchs Hiob.

*) Von dieſem ganzen folgenreichen Ereigniße, und Zwingli's ausführlicher Vertheidigung — einem Vorſpiel der im folgenden Jahre ſtatt gefundenen öffentlichen Disputation — findet man eine vollſtändige Erzählung von Zwingli ſelbſt in einem Briefe an ſeinen Freund Erasmus Fabricius in Stein am Rhein, abgedruckt in einem Nachtrag zu Zwingli's Lebensbeſchreibung, von J. C. Heß in Stäudlin's und Tzſchirner's Archiv für alte und neue Kirchengeſchichte. Bd. I. St. 2. S. 48—78, und überſetzt in Wirz helvetiſcher Kirchengeſchichte IV. 1. S. 221 ff.

davon abzuſtehen. Dieſe ſich ſo nennende väterliche Ermahnung voll der gehäßigſten Anzüglichkeiten ließen nachher Sebaſtian Meyer und Berchtold Haller in Bern mit widerlegenden Anmerkungen abdrucken.

Uebrigens hatten ſich ſchon mit Anfang dieſes Jahres die Umtriebe der päbſtlichen und kaiſerlichen Geſandten einerſeits, und der franzöſiſchen anderſeits wieder lebhaft erneuert, um ſich des Beiſtandes der Eidgenoſſen für ihre Parthey zu verſichern; wobei jedoch Zürich gänzlich neutral blieb, die übrigen Cantone aber, vermöge ihrer Verbindung mit der Krone Frankreich, derſelben abermahls 16000 Mann zuſandten. Die nun bey Bicoque, unweit Pavia, erfolgte Niederlage dieſer Truppen bewog Zwingli eine **Ermahnung an die Eidgenoſſen zu Schwyz, daß ſie ſich vor fremden Herren hüten,** (N°. 2.) zu ſchreiben und im Drucke herauszugeben; welche ſo viel wirkte, daß man auf der Landsgemeinde zu Schwyz beſchloß, ſich 25. Jahre lang aller fremden Bündniſſe und Jahrgelder zu enthalten; aber durch die Ränke der franzöſiſchen Parthey ſchon im Auguſt dieſes Jahrs wieder davon abging. May 16.

Inzwiſchen trat nun auch der Chorherr **Conrad Hofmann** mit einer weitläufigen Anklageſchrift wider Zwingli vor dem Capitel der Stift auf, die aber von Zwingli in einer Verſammlung der Chorherren zu Beſchämung ſeiner Gegner widerlegt ward. Deſto mehr nahm jetzt Zwingli darauf Bedacht, ſich mit treuen Gehülfen unter den Predigern zu umgeben. Daher ſchrieb er ſeinem Freunde **Leo Jud** nach Einſiedeln, daß er nach Zürich kommen, und in der St. Peterskirche predigen möchte, was derſelbe auch, und mit ſolchem Beifall that, daß er gleich Sonntag's vor Pfingſten von dieſer Gemeinde an die Stelle des alten, abtretenden Rudolf Röſchli zum Leutprieſter gewählt wurde; welches Amt er jedoch erſt zur Lichtmeſſe des folgenden Jahres antrat *). 22.

*) Er war auch als Leutprieſter zu Einſiedeln in dieſem und ſchon im vorigen Jahre damit beſchäftigt, die ſeit 1518. zu Baſel im Drucke erſchienenen lateiniſchen Paraphraſen der

Der Biſchof von Conſtanz, ſtatt dem Anſuchen des Raths
May von Zürich um jenem Gutachten zu entſprechen, erließ nun einen
24. weitläufigen, vom Weihbiſchofe verfertigten Brief an das Ca-
pitel der Stift, worin er ſie aufforderte, ſich vor dem Gift
der neuen Lehre zu hüten, und ſich denen ernſtlich zu widerſe-
tzen, welche dieſelbe predigen, und die alten Kirchengebräuche
verwerfen. Als nun dieſes Schreiben im Capitel verleſen
ward, und alle Chorherren auf Zwingli hinblickten, erhob er
ſich ſogleich, und ſprach: „Dieweil ich es euch anſehe, daß ihr
„achtet, dieſe Schrift ſey auf mich gerichtet; welcher Meinung
„ich auch ſelber bin, ſo begehre ich, daß ihr ſie mir zuſtellet;
„denn ich mit Gottes Hülfe darauf antworten will, daß jeder-
„mann dieſer Leute Betrug und die richtige Wahrheit ſehen
„muß". Dieſe ebenfalls lateiniſche, an die Perſon des
Biſchofs ſelbſt gerichtete Antwort Zwingli's, die zugleich eine
Vertheidigung aller ſeiner bisherigen Schritte enthielt, erſchien
dann einige Monate nachher (22. Jul.) unter dem Titel **Ar-
cheteles** (N°. 5.), weil er hoffte, ſie würde **Anfang und
Ende** dieſes Streites ſeyn.

Jul. Bald hernach unterzeichnete Zwingli mit noch zehen gleich-
2. geſinnten Freunden eine lateiniſche Bittſchrift an den Biſchof
von Conſtanz (N°. 3.), daß er die Verkündigung des Evan-
geliums nicht hindere, und den Prieſtern die Verehlichung
wo nicht förmlich erlaube, doch wenigſtens nachſehe. Mit einer
andern Bittſchrift in deutſcher Sprache und desſelben Inhalts,
13. betitelt: **Eine freundliche Bitte und Ermahnung
etlicher Prieſter in der Eidgenoſſenſchaft, daß
man das H. Evangelium zu predigen nit ab-
ſchlage u. ſ. w.** (N°. 4.), jedoch ohne Namensunterſchrift,
wandten ſie ſich an die Regierungen aller Cantone.

Pauliniſchen Epiſteln von Erasmus ins Deutſche zu über-
ſetzen; und dieſe Ueberſetzung, welche in dieſen beiden Jah-
ren von einer dieſer Epiſteln nach der andern beſonders
und mit verſchiedenen Zueignungen erſchien, war wohl
eine der erſten Arbeiten des ſeit 1519. mit dem Bürger-
recht von Zürich beſchenkten Buchdruckers **Chriſtoph
Froſchauer**.

In dieſem Sommer kam, von Berchtold Haller an Zwingli empfohlen, ein Barfüſſermönch aus dem Kloſter zu Avignon, Franziskus Lambert, der in manchen Stücken bereits richtige Begriffe von der chriſtlichen Lehre hatte, und dieſelbe in mehrern Städten der Schweiz verkündigte, nach Zürich, und hielt daſelbſt im Chor beim Frauenmünſter mehrere Predigten in lateiniſcher Sprache, worin er noch die Fürbitte der Heiligen vertheidigte, nach einigen Tagen aber von Zwingli Jul.
in einem vierſtündigen Geſpräche auf der Chorherrenſtube von 16.
der Nichtigkeit dieſer Meinung ſo gänzlich überführt ward, daß er mit aufgehabenen Händen Gott dankete, und von nun an in allen Nöthen Gott einzig anzurufen gelobte.

Zu den heftigſten Gegnern Zwingli's gehörten die Prediger in den verſchiedenen Klöſtern der Stadt ſelbſt, die ſich am meiſten durch Zwingli's Predigten angegriffen und beleidigt fanden. Dieſe wußten durch ihre Freunde im Rath es dahin zu bringen, daß derſelbe verbot, wider die Mönche zu predigen. Da aber dieß Verbot nicht geachtet ward, ſo ward eine Commiſſion von zwei Rathsgliedern unter dem Vorſitz des Bürger- 22.
meiſters Marx Röuſt verordnet, welche ſowohl die drei Leſemeiſter der Ordensklöſter, als auch anderſeits die drei Leutprieſter der Stadt nebſt dem Commenthur Conrad Schmid von Küßnach in die Probſtey beſchied, und nach langem heftigem Wortwechſel beider Partheyen dieſelben ermahnte, künftig nichts zu predigen, was Zwietracht erregen könnte, ſondern ihren Streit vorher von Probſt und Capitel entſcheiden zu laſſen. Aber Zwingli weigerte ſich, dieß anzunehmen. Er ſey zu Zürich Biſchof und Pfarrer, ihm ſey die Seelſorge übergeben, Er und nicht die Mönche habe einen Eid darauf geſchworen: So er etwas dem Evangelio zuwider predige, wolle er ſich nicht nur von dem Capitel, ſondern von jedem Bürger weiſen, und von der Obrigkeit ſtrafen laſſen; wenn aber ſie, die Mönche, Tand und Lügen predigen, werde er ihnen öffentlich widerſprechen. Hierauf wurde auch wirklich den Ordensmännern von dem Bürgermeiſter, Namens des Raths, geboten, den Thomas, Scotus, und andere ſolche Lehrer ruhen zu laſſen, und nichts anders zu predigen, als was ſie mit dem klaren Wort Gottes darzuthun wüßten. — Dieſer allgemeinen Verordnung,

folgte nun auch noch die beſondere Verfügung des Rathes,
daß es auch den Weltprieſtern erlaubt ſeyn ſollte in den Klo-
ſterkirchen aufzutreten, und namentlich erhielt Zwingli, nach-
dem er (wahrſcheinlich im Frühling eben dieſes Jahres) auch
im Kloſter Selnau an der dortigen Kirchweihe von Chriſtus
dem guten Hirten mit dem größten Nachdruck gepredigt hatte,
den Auftrag, auch den Nonnen des Kloſters am Oedenbach,
deren Kanzel bisher einzig den Dominikanermönchen offen ſtand,
zu predigen. Demzufolge hielt er daſelbſt eine Predigt:
Sept Ueber die Klarheit und Gewißheit des göttli-
7. chen Wortes, die er nachher erweitert, und mit einer Zu-
ſchrift an die Nonnen, im Drucke heraus gab. (N°. 7.)
14. Ueber das Feſt der Engelweihe begab ſich Zwingli nebſt
dem Commenthur Schmid, zu ſeinem Freunde Leo Jud nach
Einſiedeln, und predigte daſelbſt; vielleicht hielt er dort eine
22. Predigt ähnlichen Inhalts mit derjenigen, die er kurz nachher
mit einer Zueignung an ſeine Brüder im Drucke heraus gab:
Von der ewig reinen Magd Maria, der Mutter
Jeſu Chriſti, unſers Erlöſers. (N°. 6.)

Im Herbſt dieſes Jahres trat Valentin Tſchudi, Zwingli's
Schüler und Amtsnachfolger, ſeine während ſeiner Abweſenheit
Oct. von einem Vikar verwaltete Pfarrſtelle in Glarus an, und
12. hielt ſeine erſte Meſſe, bei welcher Gelegenheit Zwingli ſelbſt
dort predigte, es den Glarnern mit liebenswürdiger Offenheit
geſtand, ihnen ehemals noch viele Menſchenſatzungen empfohlen
zu haben, und ſie ermahnte, ſich einzig an Gottes Wort zu
halten.

Da der an Leo X. Stelle (9. Jan.) gewählte Pabſt
Adrian VI. den gegen Ende dieſes Jahres auf dem Reichs-
Nov. tage zu Nürnberg verſammelten deutſchen Fürſten eine Erklä-
19. rung überſandte, worin er einerſeits allerlei Verſprechungen
einer künftigen Kirchenverbeſſerung that, anderſeits aber ihnen
ihr gelindes Verfahren gegen Luther vorwarf, und ſie zu Ver-
folgung desſelben aufforderte, ſo fand ſich Zwingli gedrungen,
ſeine Gedanken über die wahren Geſinnungen des Pabſtes
auszuſprechen, und Deutſchlands Fürſten vor demſelben zu
warnen. Dieß that er in einer lateiniſchen, ohne ſeinen
Namen herausgegebenen Schrift: Betrachtungen eines

der ganzen Chriſtenheit, beſonders aber Deutſch-
land, wohlwollenden Mannes über Hadrians Er-
klärung an den deutſchen Reichstag. (No. 8.)

In eben dieſer Zeit geſchah die erſte Verfolgung eines
Evangeliſchgeſinnten in der Schweiz, indem nämlich der Pfarrer
zu Fislibach, Urban Wyß, welcher, gemäß der dieſen Sommer
geſchehenen Verabredung der Prieſter des Kapitels am Zürcher-
ſee nichts anders zu predigen, als was in Gottes Wort ent-
halten wäre, auf der Kanzel wider die Fürbitte der Heiligen
eiferte, vom Biſchof der Eidgenöſſiſchen Tagſatzung zu Baden
verklagt, von dieſer, ungeachtet aller Bemühungen Zwingli's
und ſeiner Freunde, gefänglich nach Conſtanz geliefert, und
den Landvögten in den gemeinen Herrſchaften aufgetragen ward,
alle Prieſter und Layen, die ſo ungeſchickt wider den Glauben 20.
handeln und reden, der Eidgenoſſenſchaft anzuzeigen.

Mit Anfang dieſes Jahres beſchloß der Rath, eine Auf- 1523
ſicht über alles, was in Zürich gedruckt werden ſoll, anzuordnen, Jan.
und beſtellte hiezu, nebſt zwey Gliedern des Rathes, den Cu- 3.
ſtos Heinrich Uttinger und Huldreich Zwingli von Seite der
Stift. Noch machte der römiſche Stuhl einen, wiewohl ver-
geblichen, Verſuch, Zwingli wieder für ſich zu gewinnen, in-
dem Pabſt Adrian VI. demſelben durch ſeinen Legaten En- 23.
nius ein überaus ſchmeichelhaftes Breve zuſtellen ließ, worin,
unter Belobung von Zwingli's ausgezeichneten Eigenſchaften
und Verdienſten, auf die großen Vortheile hingedeutet wird,
die er ſich vom römiſchen Hofe verſprechen dürfe, wenn er
ſich wieder an denſelben anſchlöſſe *).

In eben dieſem Monate berief der Abt des Kloſters Cap-
pel, Wolfgang Joner, mit dem Zunahmen Rüppli von Frauen-

*) Auch Franz Zingg von Einſiedeln, päpſtlicher Kaplan, er-
hielt ein päpſtliches Breve, damit er Zwingli für den rö-
miſchen Hof gewinnen ſollte; und als Mykonius fragte,
was denn der Papſt dem Zwingli angeboten habe, ant-
wortete Zingg: Alles, nur den Päpſtlichen Stuhl ausge-
nommen.

Zur Widerlegung des lügenhaften Vorgebens der Feinde,
Jun. als ob die ſogenannte neue Lehre alle bürgerliche Sicherheit
24. und Ordnung zerſtöre, und lauter Verwirrung und Aufruhr
pflanze, hielt Zwingli am Feſte Johannes des Täufers eine
Predigt von göttlicher und menſchlicher Gerech-
tigkeit (No. 12.), die er mit Zuſätzen erweitert drucken
ließ, und dem Probſt des Stifts am Münſter zu Bern,
Niklaus von Wattenwyl, zueignete, zur Bezeugung ſeiner
Freude, daß der Rath zu Bern den Aufforderungen des Bi-
ſchofs von Lauſanne zu Unterdrückung der ſogenannten Luthe-
riſchen Lehre kein Gehör gegeben, ſondern vielmehr ein Man-
dat an ihre Prieſter erlaſſen, das Evangelium frei zu predigen:
wiewohl ein großer Theil der Räthe der Reformation
abgeneigt war, ſo daß auf dortiger Tagſatzung (auf welcher
ſogar der Anſchlag gemacht wurde, Zwingli gefangen zu neh-
men, wo er ſich auf gemeineidgenöſſiſchem Gebiete betreten
laſſe) von einem derſelben die Lüge behauptet ward, in Zürich
herrſche die größte Zwietracht, und die Bauern zahlen weder
Zinſe noch Zehnten; ſo wie auf der ſpätern Tagſatzung zu
Baden die Beſchuldigung gegen Zwingli vorgebracht wurde, er
hätte zu Zürich gepredigt, die Eidgenoſſen verkaufen das Blut
der Chriſten, und eſſen ihr Fleiſch. Wogegen ſich Zwingli
vor dem Rathe in Zürich verantwortete, und dieſe ſeine
Verantwortung in einer Druckſchrift, betitelt: Entſchuldi-
Jul. gung etlicher Huldreich Zwingli wiewohl unwahr
3. zugelegter Artikel (No. 11.) der zu Bern verſammel-
27. ten Tagſatzung überreichte. Zu gleicher Zeit beſchloß der Rath
zu Zürich, das Mandat wider die Lutheriſche Lehre und Pre-
digten, welches von Kaiſer Karl V. an das geſammte deut-
ſche Reich ausgegangen, und vom Biſchof zu Conſtanz mit
einem beſondern biſchöflichen Schreiben (vom 3. Jul.) auch
den Eidgenoſſen war zugeſandt worden, nicht anſchlagen,
ſondern einſtweilen ruhen zu laſſen, und dem Biſchof zu
ſchreiben, daß man in ihrem Gebiete das Evangelium recht
verkündige, und ſo er andrer Meinung ſey, mögen die ketze-
riſchen Lehren von ihm angezeigt werden.

Um dieſe Zeit kam der flüchtige Ritter Ulrich von
Hutten von Baſel und Mühlhauſen nach Zürich, wo er durch

Zwingli's Verwendung Schutz, und durch deſſen Empfehlung auf der Inſel Ufnau beim dortigen Pfarrer Hans Schnegg ein ſicheres Aſyl und ärztliche Pflege fand, daſelbſt aber nach wenigen Wochen (29. Auguſt) ſein Leben endigte.

Die ſchon beſchloſſene, aber erſt im folgenden Jahre vollzogene eheliche Verbindung Zwingli's mit Anna Reinhard, der Wittwe des einige Jahre zuvor verſtorbenen Johannes Meyer von Knonau, brachte ihn in ein näheres Verhältniß mit ſeinem künftigen Stiefſohn, Gerold Meyer, einem trefflichen Jünglinge, der in Baſel unter Glarean ſtudirte. Da ſich derſelbe in dieſem Sommer nach Baden begab, be-
ſchenkte ihn Zwingli mit einer vortrefflichen lateiniſchen Schrift Aug.
voll der bewährteſten Erziehungsregeln: Wie man die Ju- 1.
gend in guten Sitten und chriſtlicher Zucht auferziehen ſoll, (No. 13.) welche auch in deutſcher Ueberſetzung mehrmals gedruckt ward.

Nach hinlänglicher Vorbereitung des Volkes durch Predigten, that Zwingli jetzt einen abermaligen Schritt vorwärts zur Verbeſſerung der Kirchengebräuche, indem er ſtatt der lateiniſchen Taufformel eine deutſche von Leo Jud entwerfen
ließ, nach welcher nun, mit Weglaſſung mancher aberglän- 10.
biſchen Ceremonie zum erſten Mahl beim Großen Münſter getauft ward. Dann richtete Zwingli weiter ſein Augenmerk
auf die Mißbräuche der Meſſe, ſchrieb ſeinen Verſuch über Sept
den Meßcanon (No. 15.) und einen Monat ſpäter (9. Oct.) 4.
eine Vertheidigung dieſes Verſuches (No. 16.); zu welcher dann im folgenden Jahre (20. Aug. 1524.) eine dritte Schrift, enthaltend einen Gegenwurf wider die Einwürfe Hieronimus Emſers (No. 17.) hinzukam, und durch welche zu der bald hernach bewirkten Einführung einer deutſchen Nachtmahlsagende der Grund gelegt ward.

Nun ſollte die Reformation der St. Felix und Regula Stift zum Großen Münſter folgen, an welchem 24 Chorherren mit 36 Caplanen ſtanden, deren einzige Verrichtungen der Chorgeſang und das Meſſeleſen waren, während der Leutprieſter mit ſeinen zwei Helfern die Pfarrgeſchäfte allein verſahen. Nach langem Widerſtande einiger Mitglieder, die der Verbeſſerung abgeneigt waren, brachte Zwingli es endlich dahin,

daß die Mehrheit einige aus ihnen, worunter auch Zwingli ſelbſt war, an den Rath abordnete, mit der Anzeige, daß ſie bereit ſeyen, mit Hülfe des Rathes und nach den Regeln der H. Schrift ihr Stift zu erneuern und zu verbeſſern. Dieß Anerbieten freute den Rath ſo ſehr, daß er ihnen antworten ließ, er wolle deſſen dem Probſt und Capitel zu Gutem nimmermehr vergeſſen. Hierauf wurden durch einen Ausſchuß der Stiftsherren mit Zugeordneten vom Rathe neue Statuten für die Stift entworfen, welche dann im Druck erſchienen
29. unter dem Titel: Ein chriſtenlich Anſehen und Ordnung, von Burgermeiſter dem Rath und großen Rath der Stadt Zürich, auch Probſt und Capitel zum Großen Münſter daſelbſt, von der Prieſterſchaft und den Pfründen wegen ermeſſen und angenommen zu Lob Gottes und der Seelen Heil *).

Oct. In den nächſten Tagen hierauf ereignete ſich ein Vorfall, der dazu diente, die Fortſchritte der Reformation zu beſchleunigen. Niklaus Hottinger Schuſter, ein redlicher und in der Schrift wohl beleſener Mann, ließ ſich in ſeinem Eifer für die Reformation verleiten, ein auf öffentlicher Straße aufgeſtelltes großes Cruzifix mit noch einigen andern Bürgern eigenmächtig umzuwerfen und zu zerbrechen. Ganz entgegengeſetzte Urtheile des Volks über dieſe That nöthigten die Regierung, die Thäter zu verhaften. Und da der Rath ſelbſt in ſeinen Anſichten getheilt, über die Behandlung dieſes Falls unſchlüſſig war, vereinigte er ſich dahin, das Urtheil über die Gefangenen bis nach Ausgang einer abermals zu veranſtaltenden
12. Disputation zu verſchieben. Sie ſchrieben daher eine zweite zu Zürich zu haltende Disputation über die Bilder und Meſſe öffentlich aus, wozu außer den Einheimiſchen auch die Biſchöfe von Conſtanz, Chur und Baſel nebſt der dortigen Univerſität, ſo wie auch die zwölf Cantone eingeladen wurden, von welchen aber, außer Schaffhauſen und

*) Dieſe Statuten finden ſich abgedruckt in Füßlin's Beiträgen zur Erlauterung der Kirchen- und Reformationsgeſchichte des Schweizerlandes. Thl I. S. 1 — 24.

St. Gallen ſich niemand einfand, die meiſten ſogar in ihren Antworten den heftigſten Widerwillen gegen ein ſolches Unternehmen äußerten.

Deſſen ungeachtet ward die Disputation auf die feſtgeſetzte Oct.
Zeit drei Tage nacheinander, unter dem Vorſitz Vadians und 26.
Schappelers von St. Gallen, und Sebaſtian Hofmeiſters von 27.
Schafhauſen, vor etwa 900 Perſonen gehalten, deren Verhandlun- 28.
gen bald hierauf von Ludwig Hezer im Druck erſchienen unter dem Titel: Akta oder Geſchichte wie es auf dem Geſpräch des 26. 27. und 28. Tag Weinmonats in der chriſtlichen Stadt Zürich ergangen iſt. (No. 18.) Dieſer ausführliche und treue Bericht war um ſo nöthiger, da ſelbſt in Zürich Vielen der Vornehmen und Gemeinen dieſe Disputation ein Aergerniß war, auch ihre Verhandlungen durch eine abermalige lügenhafte Druckſchrift von Salat entſtellt wurden.

Die nächſte Folge dieſer Disputation war, daß der Rath, überzeugt, daß die Hinwegſchaffung der Bilder nichts uner- Nov.
laubtes ſey, die Gefangenen wieder auf freien Fuß ſetzte, 4.
jedoch ihr eigenmächtiges Unternehmen damit beſtrafte, daß namentlich Hottinger, als Haupturheber, auf zwei Jahre von Stadt und Landſchaft verwieſen ward; was ſeinen bald hernach zu Luzern erlittenen Märtyrertod veranlaßte.

Und da ſich bey Gelegenheit dieſer Disputation die Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit ſo vieler Prieſter auf dem Lande ergab, ſo ward vom Rathe nicht nur beſchloſſen, daß der Abt zu Cappel jenſeits des Albis, der Commenthur in Küßnach an den beiden Seeufern, Zwingli aber in den an Schafhauſen und Thurgau gränzenden Gegenden des Cantons, wo es ihnen beliebe, predigen ſollten, damit jedermann in der Heilslehre gehörig unterrichtet werde; ſondern Zwingli ward noch überdieß aufgefordert, eine kurze Anleitung Chriſtum zu predigen, für die Seelſorger zu ſchreiben; wovon allen Pfarrern vorläufige Anzeige gemacht, und ihnen inzwiſchen geboten wurde, das göttliche Wort allein zu predigen, und wider die Artikel, die ſie in der Disputation nicht haben widerlegen können, nicht zu ſchmähen. Dieſe Schrift ward nun

von Zwingli ungeſäumt verfertigt, vom Rathe genehmigt, und in ſeinem Namen publizirt, unter dem Titel: Kurze und
17. chriſtliche Einleitung, die ein ehrſamer Rath der Stadt Zürich allen ſeinen Seelſorgern und Prädikanten zugeſandt, damit ſie fürhin das Evangelium einhellig verkünden. (No. 19.)

Auf einer gelehrten Reiſe, die jezt der franzöſiſche Ritter Anemund Coktus nach Deutſchland und in die Schweiz zu ſeinen Freunden machte, beſuchte derſelbe auch Zwingli in Zürich, und brachte ihm einen Brief von Peter Sebiville, Pfarrer zu Grenoble, einem Manne, der entſchloſſen war, das Evangelium ebenfalls rein und lauter zu predi-
Dec. gen; welchen Brief Zwingli ihm auf Bitte jenes Freundes
13. erwiederte, und ihn zu muthiger und ſtandhafter Ausführung ſeines Entſchluſſes aufforderte. Dieſen Brief gab dann Coktus mit einer Vorrede an den Leſer heraus unter dem Titel: Huldreich Zwingli's Zuſchrift an Peter Sebiville, Diener des göttlichen Wortes zu Grenoble. (No. 21.)

Da auf jene Disputation hin die Helfer und Caplane nicht mehr Meſſe halten wollten, während andere Prieſter noch ſehr an der Meſſe hingen, ſo trugen Probſt und Capitel dieſe Weigerung dem Rath vor, der den Leutprieſtern der Stadt ein Gutachten abforderte, wie es künftig mit der Meſſe zu halten ſey; und hierauf nach dem Vorſchlag einer Com-
19. miſſion beſchloß, das Halten der Meſſe jedem Prieſter freyzuſtellen, nur daß kein Theil den andern verunglimpfe; ferner ſollte dieſer Beſchluß den ſämmtlichen Biſchöfen ſowohl als den Eidgenoſſen mitgetheilt, und ſie um allfällige Belehrung erſucht, übrigens das Weitere bis auf Pfingſten verſchoben werden; endlich ſollen die Prieſter der Stadt auf einen beſtimmten Tag vor klein und großem Rathe erſcheinen, um den Willen der Obrigkeit über ihr weiteres Verhalten zu vernehmen; wer dann die auf lezter Disputation verhandelten Artikel widerlegen wolle mit göttlicher Schrift, den wolle man anhören; übrigens ſoll man die Altartafeln in den Kirchen ſchließen, und keine Bilder mehr auf die Altäre ſtellen, noch ſie herumtragen.

Inzwiſchen hielt Zwingli am Abend vor Thomastag beim Dec.
Fraumünſter abermals eine ernſtliche Predigt wider die Pen- 20.
ſionen; worauf, nach einem frühern Beſchluß des Raths, (12. Dec.)
des folgenden Abends die ſämmtlichen Prieſter der Stadt
ſchwören mußten im Chor des Großen Münſters, von keinem
weltlichen noch geiſtlichen Fürſten Penſionen zu nehmen, nach-
dem am Morgen Burgermeiſter und Räthe in derſelben
Kirche den Penſionsbrief beſchworen hatten.

Auf den beſtimmten Tag erſchien die Prieſterſchaft vor 28.
Rath, und nachdem ihr die Verordnungen des Raths vorge-
leſen und ſie befragt worden, ob ſie etwas wider die letztge-
haltene Disputation einzuwenden hätten, ſo erhob ſich der
Chorherr Conrad Hofmann, und erklärte, daß er die
Bilder und die Meſſe für recht halte, und mit Zwingli dar-
über disputiren wolle, aber nicht in Zürich, ſondern vor den
Biſchöfen zu Conſtanz, Chur und Baſel, oder auf der hohen
Schule zu Cöln, Paris ꝛc. Nun verordnete der Rath auf
künftigen Jenner ein neues Geſpräch, welches Hofmann und
ſeine Freunde mit Zwingli und den andern Leutprieſtern, in
Beiſeyn von ſechs Rathsgliedern und ſechs Gelehrten, halten
mögen, jedoch einzig aus heiliger Schrift disputiren ſollen.

Nach dem Beſchluſſe des Raths, ward vor der verordneten 1524
Commiſſion zwiſchen Hofmann und ſeiner Parthey einerſeits
und den drei Leutprieſtern der Stadt anderſeits ein Geſpräch Jan.
gehalten; und da die Commiſſion hierauf den Bericht erſtat- 13.
tete, daß die Artikel der Disputation nicht wären widerlegt
worden, vielmehr Zwingli und ſeine Freunde bei der göttli-
chen Schrift in allweg feſt und wohl beſtanden ſeyen, ſo ließ
der Rath den Gegnern Zwingli's anzeigen, da ſie ihn nicht 26.
haben widerlegen können, ſo ſollen ſie ſich nun hinfür nach
den obrigkeitlichen Mandaten richten, bei Verluſt ihrer Pfrün-
den, für ſich ſelbſt übrigens mögen ſie glauben, was ſie wollen.

Auf der andern Seite hielten die Eidgenoſſen, mit Aus-
ſchluß Zürichs, in eben dieſem Monate eine Tagſatzung zu
Luzern, auf welcher ſie ſich unter einander zur Beybehaltung
und Schirmung ihres alten Glaubens aufs neue verbanden,

und deßhalb (26. Jan.) ein Mandat vom IX. Artikeln ausge=
Merz hen ließen und bald hernach ihre Geſandten nach Zürich
21. ſchickten, um dieſen Stand, vermittelſt einer überreichten
weitläufigen Inſtruktion, aufzufordern, daß er von ſeinen bis-
herigen Neuerungen abſtehe: wogegen Zürich eine Artikel für
Artikel beantwortende Rechtfertigung drucken ließ, unter dem
Titel: *Antworten die ein Burgermeiſter und Rath
der Stadt Zürich ihren getreuen l. Eidgenoſſen der
eilf Orten auf etliche ihnen vorgehaltene Artikel
gegeben hat.* In dieſem Zeitpunkte ſteigender Gährung und
Erbitterung, wo Hottinger von den Eidgenoſſen gefänglich einge-
zogen, von dem Landvogt zu Baden der Tagſatzung nach Luzern
überliefert, und daſelbſt hingerichtet wurde, fühlte ſich Zwingli
gedrungen, nicht nur die Predigt von den wahren und falſchen
Hirten, die er bey der letzten Disputation an die verſammel-
26. ten Geiſtlichen gehalten, unter dem Titel: *Der Hirt*; (N°. 23.)
ſondern auch zugleich noch, ohne ſeinen Namen, *Eine treue
Ermahnung an die Eidgenoſſen, daß ſie nicht
durch ihre falſchen Propheten verführt, ſich der
Lehre Chriſti widerſetzen*, (No. 14.) im Drucke ausge-
hen zu laſſen; deren Schlußzueignung zeigt, daß Zürich und
Baſel vorzüglich, Bern, Glarus, Solothurn und Schafhau-
ſen mehr und weniger, der Reformation günſtig waren, die
übrigen Stände aber, und vor allen Luzern, ſich ihr heftig
widerſetzten.

Die Verehlichung der Prieſter fing inzwiſchen an immer
allgemeiner zu werden, indem Stephan Stör von Dieſſenho-
fen, Pfarrer zu Lieſtal, ſeine Theſes für die Prieſterehe in
öffentlicher Disputation zu *Baſel* vertheidigte, (9. Febr.) zu
Straßburg die Prieſter ihre Freiheit ſich zu verehlichen
durch eine gedruckte Apellation gegen den Biſchof behaupteten;
und eben ſo zu *Biel* D. Thomas Wittenbach nebſt andern
Prieſtern zur Ehe ſchritt, dafür aber nebſt den übrigen von
Biel verabſchiedet ward. Zu *Zürich* verheurathete ſich nun
April Zwingli ſelbſt mit der oben erwähnten adelichen Wittwe Anna
2. Reinhard, 43 Jahre alt, die ihm drey Stiefkinder aus erſter
Ehe zuführte, und ihm ſelbſt in der Folge noch vier Kinder

gebar *). In dieſem Frühjahr ſandten die Eidgenoſſen (Zürich allein ausgenommen, welches die heimlichen Werber und Angeworbenen ſtrenge beſtrafte) dem König in Frankreich abermals zu verſchiedenen Mahlen Hülfstruppen zu. Ein Umſtand, welcher Zwingli zu einer neuen Schrift wider die fremden Kriegsdienſte veranlaßte, durch welche er auf die Landgemeinden der innern Cantone wirken wollte, und die er, mit Verſchweigung ſeines Namens, unter dem Titel erſcheinen ließ:
Eine treue und ernſtliche Vermahnung an die Eid- May
genoſſen ſich nach ihrer Vordern Brauch zu hal- 2.
ten u. ſ. w. (No. 24.)

Als jetzt die Zeit heran rückte, wo die verſchiedenen jähr-
lichen Prozeſſionen gehalten wurden, beſchloß der Rath, nach 5.
dem Gutachten Zwingli's und der beiden andern Leutprieſter, einige derſelben zwar für dießmahl noch, jedoch mit Predigt, zu begehen, dagegen die Prozeſſion am Pfingſtmontag nach Einſiedeln gänzlich abzuſchaffen, und das Fronleichnamsfeſt in einen Werktag mit bloßer Predigt zu verwandeln.

Endlich ſandte der Biſchof von Conſtanz nach langer Zö- Jun.
gerung an den Rath zu Zürich das verlangte Gutachten in 1.
einer Druckſchrift, betitelt: Eine chriſtliche Unterrichtung, die Bildniſſe und das Opfer der Meſſe betreffend. Dieſe ward jetzt Namens der Regierung von Zwingli beantwortet; welche Beantwortung ebenfalls im Druck erſchien, (18. Aug.) unter dem Titel: Chriſtliche Antwort Bürgermeiſter und Rathes in Zürich, dem hochwürdigen Biſchof zu Conſtanz über den Unterricht beider Artikel der Bilder und Meſſe ihnen zugeſchickt. (No. 20.) Zugleich wurde, da jetzt die Zeit erſchienen war, wo man ſich vorgenommen hatte, einen endlichen Entſchluß über dieſe beiden Artikel zu faſſen, auf das Gutachten der verordneten

---

*) Nämlich Wilhelm, Anna, welche beide frühzeitig ſtarben, Huldreich (geb. 6 Jan. 1528.) Profeſſor der hebräiſchen Sprache und Pfarrer am Spital; (geſt. 11. Febr. 1571) und Regula, die Gattinn des zweiten Amtsnachfolgers ihres Vaters, des Antiſtes Rudolf Gwalther.

Commiſſion, da ſeit gehaltener Disputation niemand erſchie-
Jun. nen, der ſie darüber eines Andern und Beſſern berichtet hätte,
8. beſchloſſen, mit der Meſſe noch ein wenig zuzuwarten, mit
13 Wegſchaffung der Bilder aber nicht länger zu zögern. Und ungeachtet der Rath jetzt innerhalb drei Tagen ſeine beiden
14 Bürgermeiſter, *Felix Schmid* und *Marx Röuſt*, verlor; (zu deren Nachfolgern *Heinrich Walder* und *Diethelm Röuſt*, beide große Freunde der Reformation, erwählt
15. wurden) hatte die Sache doch ihren ungehinderten Fortgang, und es ward allen Vögten der Landſchaft eine *Anweiſung* zugeſandt, *wie die Bilder auf der Landſchaft Zürich ſollen abgethan werden*. Der Erfolg dieſes durch die größte Mäßigung und Klugheit ſich auszeichnenden Mandates war über alles Erwarten, indem dieſe Wegſchaffung
20. überall ohne irgend eine Unruhe vor ſich ging. In der Stadt ſelbſt wurden von einer beſonders verordneten Commiſſion die Bilder aus allen Kirchen weggethan, und in 13 Tagen alles vollendet. Auch wurden die Särge der ſogenannten Märtyrer beim Großen Münſter und Fraumünſter geöffnet, und die darin gefundenen Gebeine begraben, auch zugleich mehrere abergläubiſche Ceremonien abgeſchafft. Dennoch wurden die Bilder auch jetzt noch nicht zernichtet, ſondern an einem beſondern Orte aufbehalten, mit der öffentlichen Anzeige an die Eidgenoſſen, dieſelben wieder herſtellen zu wollen, ſo man aus der H. Schrift ihre Verehrung beweiſen könne. Aber auch dieſe Anzeige fand bei den erbitterten Eidgenoſſen keinen Eingang, vielmehr wurden neue Verläumdungen über
25. Zürich und Zwingli ausgeſtreut. Dieß bewog letztern eine neue Rechtfertigungsſchrift ausgehen zu laſſen, betitelt: *Eine fleißige und kurze Unterrichtung, wie man ſich vor Lügen hüten und bewahren ſoll.* (N°. 26.)

Bey ſolchem Zerwürfniß mit den Eidgenoſſen fand der Rath in Zürich deſto nöthiger, die Eintracht zwiſchen Stadt und Land zu erhalten, und erließ daher zur Zeit der jährlichen Huldigung (auf Joh. Täufers Tag) an ihre Beamten einen weitläufigen Bericht über alles, was ſich zwiſchen ihm und den Eidgenoſſen bisher zugetragen, welcher vor ſämmtlichen Gemeinden des Cantons ſollte verleſen werden, und

ganz dazu diente, das Band des Zutrauens zwiſchen den Re-
genten und Untergebenen auf's Neue zu befeſtigen; wie denn
auch der Rath von allen Gemeinden die Verſicherung erhielt,
daß ſie wie an Gottes Wort, ſo auch an ihrer Obrigkeit mit
Leib, Ehr, Gut und Blut halten wollen *).

Joſeph am Berg, von Schwyz, der Landvogt im Thur- Juli 7.
gau, einer der heftigſten Gegner der Reformation, läßt jetzt,
angeblich auf Befehl der Stände, den Pfarrer auf Burg
bei Stein am Rhein, M. Joh. Oechslin von Einſiedeln,
einen Freund Zwingli's und eifrigen Verkündiger der evan-
geliſchen Lehre, nächtlicher Weile in ſeinem Haus aufheben.
Daraus erfolgte ein Landſturm und große Aufruhr, wobei
die Karthauſe zu Ittingen geplündert und verbrannt wurde.
Zu Frauenfeld und Zug werden Tagſatzungen gehalten mit
vieler Erbitterung, nicht über die Aufhebung Oechslin's, ſon- 12.
dern nur über die Folgen derſelben. Das Kloſter Cappel ſelbſt 18.
wird von Zug aus, als Vergeltung für Ittingen, mit Brand
bedroht; und Vadian, der St. Galliſche Geſandte, geräth in
Lebensgefahr; ſo daß Zürich zu Abwendung größerer Gefahr
ſich genöthigt ſieht, diejenigen zu verhaften, die als Urheber
des Aufruhrs und Brandes von den Eidgenoſſen waren be-
zeichnet worden, namentlich Hans Wirth, Vogt zu Stamm-
heim, und ſeine beiden Söhne Hans und Adrian nebſt
Burkard Rütimann, Vogt zu Nußbaumen, und ſie
ſogar dem drohenden Ungeſtüm der neun Cantone auszulie-
fern, obgleich Zwingli auf's nachdrücklichſte dagegen ſprach,
und davon Anlaß nahm, eine Epiſtel an den ehrſamen
Landrath und ganze Gemeinde ſeines Vaterlan- 18.
des, der Grafſchaft Toggenburg (N°. 26.) zu ſchrei-
ben, worin er ſie lobt, daß ſie nicht die Verkündiger des
göttlichen Wortes widerrechtlich fangen, peinigen und tödten;
und ſie ermahnet, feſt an dem Evangelium zu halten. Nach

*) Siehe Füßlin's Beyträge zur Erläuterung der Kirchen-
und Reformationsgeſchichte des Schweizerlandes Th. II.
S. 238. ff. und Th. III. S. 105. ff. wo die Antworten
von mehrern Gemeinden abgedruckt ſind.

langen und peinlichen Verhören wurden die ſämmtlichen Ge-
fangenen, mit Ausnahme Adrians, zu Baden ihres Glaubens
wegen (29. Sept.) verurtheilt und hingerichtet; der ganze
Ittinger Handel aber erſt im May 1527. beendigt.

Nun fielen die Cantone auf den Gedanken, die Reforma-
mation durch den ſiegreichen Ausgang einer gegen dieſelbe zu
veranſtaltenden Disputation ſelbſt zu unterdrücken. Sie be-
warben ſich zu dieſem Zwecke um einen tüchtigen Streiter,
Aug. den ſie in der Perſon des D. Johannes Eck von Ingolſtadt
13. glaubten gefunden zu haben. Einverſtanden mit den Cantonen
überſandte nun derſelbe der Tagſatzung zu Baden einen Brief,
worin er ſich zu einer Disputation mit Zwingli zu Luzern
oder Baden erbot; dieſer Brief ward Zwingli überſandt,
der ihn unverzüglich beantwortete in einer Druckſchrift, beti-
telt: **Ueber Joh. Eckens Entbieten — Huldreich**
31. **Zwingli's chriſtlich und ziemlich Antwort.** (N°. 27.)
So wie er bald nachher veranlaßt wurde eine **Epiſtel an**
Oct. **Fridolin Lindauer**, Predigern in Bremgarten ausgehen zu
20. laſſen, worin er ihm ſein ungeſchicktes, dem göttlichen Worte
zuwiderlaufendes Predigen ernſtlich verwies. (N°. 37.) In
dieſem Jahre ſchrieb Zwingli auch Vorreden zu zwei Druck-
ſchriften ſeiner Freunde; die eine zu der „Antwort eines
Schweizerbauren, über die ungegründete Schrift M. Hiero-
nimus Gebweilers, Schulmeiſters zu Straßburg," von Hans
Füßlin in Zürich; die andere eine an die chriſtlichen Brüder
in Augsburg gerichtete Zueignung der „chriſtlichen Widerfech-
tung wider Matthias Kreßer zu Augsburg falſche Meß und
Prieſterthum, von Leo Jud."

Nov. Nun beſchloß der Rath in Zürich weiter alle Klöſter zu
3. Stadt und Land aufzuheben, die jungen ſtarken Mönche
Handwerke lernen, die Fähigern zum Predigtamte bilden, und
die Alten bei ihren Pfründen abſterben zu laſſen. Demzufolge
wurden die Mönche aller drei Klöſter der Stadt in das Bar-
füſſerkloſter abgeführt, um dort einſtweilen zuſammen zu bleiben,
und jedem Kloſter nun ein Pfleger geſetzt.

Inzwiſchen hatte Eck ein neues Schreiben an die Tagſa-
tzung in Frauenfeld erlaſſen, über welches der Rath in Zürich
ein Gutachten von Zwingli verlangte und unverzüglich erhielt,

unter dem Titel: **Zwingli's Antwort dem ehrſamen** Nov.
Rath in Zürich eilends gegeben, über Ecken 6.
Schrift und der IX. Orte Anſchlag zu Frauenfeld
geſchehen (No. 28.) worin er die Fallſtricke aufdeckte, die
durch jenen Vorſchlag ſeiner Perſon gelegt werden. Daher
wurde eine Disputation zu Luzern oder Baden von Zürich
abgelehnt, und dagegen Eck zu einer Disputation mit Zwingli
in Zürich ſelbſt eingeladen, und ihm zu dieſem Ende hin ein
Geleitsbrief zugeſandt.

Da den gegneriſchen Cantonen dieſer Verſuch wider die 11.
Reformation mißlungen war, forderten ſie auch Wallis auf,
ſich wider Zürich an ſie anzuſchließen, und ihnen beizuſtehen,
falls es zu einem Kriege kommen ſollte. Auf einer neuen
Tagſatzung ſuchten ſie jedoch vereint mit Wallis eine Abſchaf-
fung der vornehmſten Mißbräuche im Kirchenweſen anzubah-
nen, und entwarfen daher ein „Mandat vom Glauben und
Verbeſſerung“ in der Hoffnung, vielleicht auf dieſe Weiſe die
andern Stände noch zu gewinnen, welches aber von den Re-
gierungen der Cantone ſelbſt nicht angenommen wurde.

Auch die Aebtiſſinn beim Fraumünſter, **Catharina von** Dec.
Zimmern übergab jetzt dem Bürgermeiſter und Rath von 5.
Zürich ihr Kloſter und deſſen Güter nebſt allen ihren Regalien,
Freiheiten u. ſ. w. unter Vorbehalt eines Jahrgehaltes, und
mit der Bedingung, daß der Rath dieſes Stift reformiren,
und ſeine Güter zu Gottes Ehre und zum Troſt der Armen
verwenden ſolle.

Da es eine der ſchwerſten und gefährlichſten Beſchuldigun-
gen der Feinde der Reformation war, daß die von Zwingli
gepredigte evangeliſche Lehre Aufruhr ſtifte, und die Unter-
thanen verleite, der Obrigkeit den Gehorſam und die Entrich-
tung der ſchuldigen Zehnten und Zinſe zu verſagen; ſo ſchrieb
Zwingli zu Widerlegung deſſen, eine zwar erſt ſpäter
(28 Dec. 1525.) publizirte der Kirche zu Mühlhauſen zu-
geeignete Schrift: **Welche Urſach geben zu Aufruhren,** 7.
und welches die wahren Aufrührer ſeyen. (No. 48.)
Zugleich ſah ſich Zwingli genöthigt, die Klage der Eidgenoſſen
auf der zu Baden in dieſem Monat gehaltenen Tagſatzung,
er habe einen Bauer aus dem Thurgau mit ſeiner Gevat-

ter getraut, von ſich abzulehnen in einer Druckſchrift: Ueber die Gevatterſchaft, daß ſie die Ehe nicht hindere. (No. 39.)

1525 Je enger ſich die neun Cantone zu Unterdrückung der Reformation vereinten, deſto mehr mußte Zürich daran liegen, ſich ſelbſt und der Welt von ſeinem Reformationswerke Rechenſchaft zu geben, und die wahren Urſachen der Feindſchaft und Gefahr, in die es von ihren Mitcantonen gerathen, aufzudecken. Dieß geſchah durch ein Manifeſt, welches Zürich
Jan. 5. im Druck ausgehen ließ, für deſſen Verfaſſer man wohl Zwingli halten dürfte, betitelt: Inhalt etlicher Händel, wie die an ihnen ſelbſt zum Theil mit der Wahrheit vergangen, und zum Theil erdacht ſind, die ein Bürgermeiſter und Rath der Stadt Zürich
13. ihre Eidgenoſſen berichten und ſich gegen ihnen entſchuldigen und verantworten. Deſſen ungeachtet erſchien gleich hernach eine Geſandtſchaft von ſechs Orten, welche jene Klagen und Beſchuldigungen wider Zwingli und ſeine Lehre wiederhohlten; aber vom Rath auf jene beiden Schriften Zwingli's (No. 39 und 48.) die man ihnen zugleich austheilen ließ, verwieſen wurden.

14. Damit nicht auch Bündten, wo mehrere evangeliſche Prediger anfingen aufzutreten, durch ausgeſtreute Verläumdungen wider Zürich und die evangeliſche Lehre eingenommen werde, erließ jetzt Zwingli ein Sendſchreiben an gemeine drei Bünde in Rhätien, daß ſie in der angefangenen Reformation verharren, und ſich von Zürich nicht trennen ſollen *).

15. Vom Rath in Zürich ward nun ein Almoſenamt verordnet, und die dazu nöthigen Einrichtungen getroffen. Zu dieſem Ende hin ward der Betrag einiger verkauften Chorherren-

---

*) Dieſes Sendſchreiben iſt abgedruckt in J. J. Simmlers Sammlung alter und neuer Urkunden zur Kirchengeſchichte des Schweizerlandes. Th. I. S. 107. ff.

höfe, die Pfründen von 23. Caplaneien, und der ſämmtlichen
Bruderſchaften, nebſt dem Erlös aus den Kirchenornaten, zu
einem Almoſenfond beſtimmt; das Predigerkloſter mit dem
Spital vereinigt, und zu einer Herberge der Kranken, das Auguſti-
nerkloſter in eine Küche der Armen, das Barfüſſerkloſter zu
einem Speicher der Früchte umgewandelt.

Mit Anfang dieſes Jahres kam die **Wiedertäuferei**
auch in der Schweiz zum Ausbruche. Schon im vorigen
Jahre ſprach der Pfarrer zu Wytikon, Wilhelm Roubli, jener
raſche und unruhige Kopf, öffentlich gegen die Kindertaufe, ſo
daß er darüber ins Gefängniß kam. An dieſen ſchloſſen ſich
insbeſondere die beiden Züricher, **Conrad Grebel** und
Felix Manz, an, die ſich mit dem berüchtigten Haupt der
Wiedertäufer in Deutſchland, Thomas Münzer, in Verbindung
ſetzten, und die Verwerflichkeit der Kindertaufe (denn nur
davon war anfangs die Rede) behaupteten und lehrten. Nun
veranſtaltete der Rath ein öffentliches Geſpräch zwiſchen ihnen Jan.
und Zwingli auf dem Rathhauſe, und ließ, da ſie ihre Mei- 17.
nung nicht vertheidigen konnten, des folgenden Tages ein
Mandat ergehen, daß jedermann ſeine Kinder binnen acht Ta-
gen taufen laſſe, oder das Land meiden ſolle.

Der Sieg des Kaiſers in der Schlacht bei **Pavia**, in Febr.
welcher König Franz I. gefangen wurde, und die mit ihm 24.
verbündeten Eidgenoſſen einen großen Verluſt erlitten, mußte
vorzüglich dazu beitragen, die feindſeligen Geſinnungen der
Kantone gegen Zürich, welches ſie wohl im Sinne haben moch-
ten, mit Krieg zu überziehen; einigermaßen herabzuſtimmen;
da jetzt ſelbſt viele das von Zürich ſo ſtandhaft verweigerte Fran-
zöſiſche Bündniß ſammt den Penſionen und Kriegsgeldern ver-
wünſchten. Bei dieſer Gelegenheit erhob ſich Zwingli von
Neuem wider dieſes politiſche Verderben, indem er abermahls März
eine heftige Predigt wider die Penſionen und fremden Kriegs- 12.
dienſte hielt, von der uns Bullinger in ſeiner Reformations-
geſchichte ein Fragment aufbehalten hat.

Inzwiſchen hatten Grebel und Manz und ihre Anhänger ſich
nach jener erſten Disputation keineswegs zufrieden gegeben, ſon-
dern ſie nahmen ſich vornämlich aus Eiferſucht gegen Zwingli, in-
dem ſie ſich von ihm hintangeſetzt glaubten, da ihren Abſichten auf

eine Stelle an dem neuen Gymnaſium nicht ſogleich entſprochen
ward, jetzt ſogar vor, eine eigene Kirche zu ſtiften, indem ſie,
in Verbindung mit Balthaſar Hubmeyer von Friedberg,
damals Pfarrer zu Waldshut, nun weiter gingen und den
förmlichen Wiedertauf lehrten und übten, auch ihren Haß
wider die öffentlichen Lehrer und Prediger auf alle Weiſe an
März den Tag legten. Dieß bewog den Rath eine zweite Disputa-
20. tion mit ihnen zu veranſtalten, deren Erfolg ihnen nicht gün-
ſtiger war; daher man jetzt ernſtlicher mit ihnen verfuhr, die
einen im Gefängniß behielt, andere verbannte, ohne jedoch
ihren Fortſchritten dadurch Einhalt thun zu können. Zwingli
ſuchte ihre Irrthümer zu widerlegen in einer eigenen, der
Stadt St. Gallen unterm 27. May zugeeigneten Schrift:
Vom Tauf, Wiedertauf und Kindertauf (N°. 44.),
und in einer ſpätern (30. Jun.) der Grafſchaft Toggenburg
zugeeigneten: Vom Predigtamt (N°. 46.).

Schon im vorigen Jahre hatten ſich Zwingli und die beiden
andern Leutprieſter bemüht, vom Rathe die Erlaubniß zu erhal-
ten, daß ſie das H. Abendmahl auf das nächſte Weihnachtfeſt
nach der einfachen Einſetzung Chriſti begehen dürften; aber
der Rath getraute ſich damahls noch nicht dieß zu geſtatten.
April Nun aber erſchien in der Palmwoche Zwingli mit ſeinen
11. Amtsbrüdern nochmahls vor Rath, und erneuerte ſeine Bitte,
fand aber einen hitzigen Gegner an dem einen Staatsſchreiber,
Joachim von Grüt, der ſeine Meinung beſtritt, und die An-
12. nahme derſelben widerrieth. Als die Sache aber den folgenden
Tag vom großen Rathe in Unterſuchung gezogen ward, erkannte
dieſer, auf das Gutachten ſeiner Commiſſion, daß die Meſſe
gänzlich abgeſchafft, das Nachtmahl hingegen in ſeiner ur-
ſprünglichen Geſtalt wieder gefeiert werden ſolle. Und ſo ward denn
13. 14. daſſelbe gerade auf den hohen Donnerſtag, Charfreitag, und
16. Oſtertag beim Großen Münſter mit großem Ernſt und
Freuden auf die Weiſe begangen, wie Zwingli dieſelbe in der
gerade jetzt herausgegebenen Liturgie, betitelt: Aktion oder
Brauch des Nachtmahls, Gedächtniß oder Dank-
ſagung Chriſti, wie ſie auf Oſtern MDXXV. zu
Zürich angehebt wird (N°. 42.), anordnete und bekannt
machte. Die zwar nicht mehr zahlreiche aber tief gekränkte

Gegenparthei, die wenigſtens in der Waſſerkirche ſich Meſſe leſen zu laſſen wünſchte, konnte weiter nichts erhalten, als daß man ihr erlaubte, die Meſſe in den angrenzenden Orten zu hören, wo dieſelbe noch gehalten wurde.

Während dieß in Zürich vorging, beſtritt **Valentin Compar**, alt Landſchreiber zu Uri, in einer Schrift, die er vor geſammter Landsgemeinde vorgeleſen, und hierauf dem Zwingli ſelbſt zugeſandt hatte, mehrere Lehrpunkte, beſonders die Abſchaffung der Bilder: welche Schrift Zwingli demſelben, mit einer Zueignung an den Landammann, Rath und Gemeinde zu Uri, beantwortete; dieſe Beantwortung führt den Titel: April
Eine Antwort H. Zwingli's, Valentin Compar 27.
alten Landſchreiber zu Uri gegeben, über die vier Artikel, die er ihm aus ſeinen Schlußreden angetaſtet. (No. 43.) Aber nicht nur ſuchte Zwingli die Aufrechthaltung und Ausbreitung der evangeliſchen Lehre in der **Schweiz** durch ſeine Schriften zu erzielen; ſondern auch auf das benachbarte **Frankreich** zu wirken, wo viele der Wahrheit begierige Männer nach dem in der Schweiz aufgehenden Lichte mit Sehnſucht hinblickten. Daher eignete Zwingli ſeinen um dieſe Zeit geſchriebenen **Commentar vom wahren und falſchen Glauben** (No. 40.) ihrem Könige Franz I. zu. In demſelben legte er beſonders ſeine Meinung von dem Nachtmahl, wie er ſie früher ſchon in einem freundſchaftlichen **Schreiben an Matthäus Alber, Predikant zu Reutlingen** (No. 38.), eröffnet hatte, weitläufig dar*), welche er in einer bald nachher (17. Auguſt) geſchriebenen **Nachhut (Nachtrag) von dem Nachtmahl** (No. 41.) noch weiter erläuterte und vertheidigte; und ſpäter (33. Oct.), in einer **Antwort auf die Epiſtel Johannis Bugenhag aus Pommern.** (No. 47.)

---

*) Dieſer Abſchnitt ward nachher von einigen Freunden Zwingli's als eine beſondere Schrift überſetzt und herausgegeben, unter dem Titel: **Von dem Nachtmahl Chriſti, Wiedergedächtniß oder Dankſagung, Huldreich Zwingli's Meinung;** jetzt im lateiniſchen Com-

Um die Untergebenen von dem geiſtlichen Gerichte des Bi-
ſchofs in Conſtanz auch in Eheſachen zu befreyen, ſtiftete der
Rath in Zürich jetzt ein eigenes Chor- oder Ehegericht, deſſen
Satzungen im folgenden Jahre beſchloſſen und beſtätiget wur-
den, und welches, aus zwei Gliedern des kleinen, zwei des
May großen Raths, und zwei Leutprieſtern beſtehend, im Mai die-
15. ſes Jahres in der Leutprieſterei zum Fraumünſter ſeine erſte
Sitzung hielt.

Zwingli war längſt darauf bedacht geweſen, Zürich zum
Sitze ächter Gelehrſamkeit zu machen, daher ihm das Stu-
dium gelehrter Sprachen, insbeſondere der Bibel, und die Beför-
derung desſelben ſehr am Herzen lag. Er ſuchte zu dieſem Ende
hin nicht nur das Gymnaſium mit gelehrten Männern zu ver-
ſehen, und ertheilte ſelbſt Unterricht, ja übernahm an der
Stelle des verſtorbenen Chorherr Nießli (14. April) die Stelle
eines Schulherrn *), ſondern richtete nun auch, um den zweck-
loſen Gregorianiſchen Chorgeſang, der auch im Herbſt dieſes
Jahres gänzlich aufgehoben ward, zu verdrängen, eine bibliſche
Jun. Leſe- oder Schriftauslegungs-Anſtalt ein, unter dem Namen
19. Prophezei, mit welcher im Sommer dieſes Jahres der An-
fang gemacht ward; ſo daß (Sonntag und Freitag ausgenom-
men) täglich Morgens um 8 Uhr im Chor der Großmünſter-
kirche, in Gegenwart aller Chorherren, Predikanten, Capla-
ne, und Studioſen, die Bücher des Alten Teſtaments in der

---

mentar beſchrieben, und durch drei getreue Brüdee eilends in's Deutſche gebracht. Zürich, bei Froſchauer.

*) Er bezog jetzt auch die dem Schulherrn zugeeignete Wohnung, nämlich den Chorherrenhof, der daher noch heutzutage die Schulei heißt, und ſeitdem das untenanſtehende Haus, auf der Müſeck genannt, (1661.) niedergeriſſen worden, die linke Ecke der obern Kirchgaſſe bildet. Zuvor wohnte Zwingli von 1522—1525. in dem Hauſe des verſtorbenen Caplan Hans Gadenheimer, in dem zur rechten Hand liegenden Eckhof an der in die Neuſtadt führenden Gaſſe.

Grundſprache geleſen und erklärt ward; wobei Zwingli anfangs allein den hebräiſchen und griechiſchen Text las, ſpäter aber das Leſen des hebräiſchen Textes dem ſchon im Jahr 1522. nach Zürich berufenen Jakob Ceporin, der aber erſt dieß Jahr von Baſel nach Zürich kam, überließ. Auf ähnliche Weiſe ward Abends um 3 Uhr im Chor der Fraumünſterkirche das Neue Teſtament von Mykonius, der mit Anfang dieſes Jahres auf Zwingli's Verwenden wieder in Zürich, als Lehrer an der Fraumünſter-Schule angeſtellt ward, in Gegenwart ſelbſt vieler weltlicher Perſonen beiderlei Geſchlechts, in deutſcher Sprache erklärt. Auch den Mönchen des Kloſters Stein am Rhein und Rüti ward auf Zwingli's Bemühen ein gelehrter Unterricht angeordnet, für jene durch Johann Rhellikan; für dieſe Wolfgang Kröll, jedoch an beiden Orten mit ſchlechtem Erfolge, nachdem ſchon im Frühlinge der Abt zu Rüti, Felix Klauſer nach Rapperſchweil, und der Abt zu Stein, David von Winkel, über den Rhein entflohen war.

Nicht nur im benachbarten Schwaben, Kletgäu, Sulz, und ſelbſt bis in Sachſen hinein, empörten ſich jetzt die Bauern wider den Druck ihrer Gutsherren, ſondern auch in der Landſchaft Zürich kam man beinahe allenthalben mit Artikeln zum Vorſchein, über die man ſich beſchweren zu müſſen glaubte, und deren man entledigt ſeyn wollte. Insbeſondere ward von ſehr vielen Gemeinden die Entrichtung der Zehnten verweigert, wobei ſie ſich auf die Schrift, und auf die Vorträge ihrer Prediger beriefen. Da nun das Mitwoch vor Pfingſten dießfalls erlaſſene Manifeſt nicht den erwünſchten Erfolg hatte, ſo beſchloß der Rath eine öffentliche Disputation den Zehnten betreffend, auf Aug.
dem Rathhauſe zu halten, in welcher Zwingli gegen den Unterſchreiber Joachim von Grüt darthat, daß die Rechtmäßigkeit des Zehntens zwar nicht aus der levitiſchen Zehnteneinſetzung im Alten Teſtament, die für uns Chriſten keine Verbindlichkeit mehr habe, hergeleitet werden könne, wohl aber daraus ſich klar ergebe, weil derſelbe ein vom Zehntherren erkauftes Eigenthum ſey. Der Erfolg dieſer Disputation ward hierauf vom Rath der Landſchaft in einem abermaligen Mandat bekannt gemacht, und, darauf geſtützt, die weitere Entrichtung des Zehnten bei Strafe geboten.

Sept Im Herbſt dieſes Jahres gelangte, erſt vom Landammann
13. zu Glarus, und dann wenige Tage hernach von einer Ge-
18. ſandtſchaft der ſechs Orte, Bern, Glarus, Baſel, Solothurn, Schaffhauſen und Appenzell, an Zürich die abermahlige ernſtliche Aufforderung, ſich im Glauben nicht von den übrigen Eidgenoſſen zu ſöndern, und namentlich die Meſſe wieder einzuführen, widrigenfalls ſie mit Zürich nicht mehr zu Tagen ſitzen würden. Dieſe Aufforderungen, ſo wie auch eine ſpätere (29. Nov.), von einer Geſandſchaft Berns wiederholt, beantwortete Zürich ſtets gleichförmig dahin, daß es ihnen unmöglich ſey von dem zu laſſen, was ſie aus Gottes Wort als recht und befohlen erkannt haben; daß ſie übrigens ihre Bünde gegen ihre Eidgenoſſen getreu halten werden, und ebendaſſelbe auch von ihnen zutrauensvoll erwarten. Je weniger nun die Kantone bei Zürich ausrichteten, deſto mehr bemühten ſie ſich, die Reformation in
23. den gemeinen Herrſchaften, und beſonders im Thurgau, im Keime zu erſticken; dem zufolge fertigte ihre Geſandſchaft, zu Tobel verſammelt, an dieſe Landſchaft eine drohende Ermahnung aus, nicht vom alten Glauben zu weichen.

Da jetzt die Sekte der Wiedertäufer immer mächtiger um ſich griff, und immer trotziger ward, auch D. Hubmeyer
Nov. von Waldshut einer ihrer Führer ward, und eine böswillige
5. Schrift wider Zwingli ausgehen ließ, welche Zwingli bald darauf mit einer Gegenſchrift beantwortete, betitelt: Ueber Doktor Balthaſars Taufbüchlein, eine wahrhafte, gegründete Antwort H. Zwingli's, (No. 45.) ſo beſchloß der Rath, noch einmahl ein freies öffentliches Geſpräch halten zu laſſen, um das Vorgeben der Wiedertäufer, als ſuche man ihre Parthei mit Gewalt zu unterdrücken, zu widerlegen. Er ſchrieb daher auf den 6 Nov. eine dritte Disputation aus, mit Beifügung der zu verfechtenden Streitſätze, wobei Vadian von St. Gallen, und Sebaſtian Hofmeiſter von Schaffhauſen abermahls zu Präſidenten ernannt waren. Da nun für die Menge der auf dieſen Tag ſich einfindenden Perſonen der Platz auf dem Rathhauſe zu enge ward, verlegte man das Geſpräch in die Großmünſterkirche; und damit niemand
6.
7. ſich klage, daß er nicht zum Wort kommen könne, ließ man
8. Jeden nach Gutdünken reden, und ſo dauerte das Geſpräch

drei ganze Tage nacheinander. In Folge dieſer Diſputation Nov.
wurden die Führer der Sekte, Grebel, Manz und Andere, 30.
weil ſie ihre Meinung nicht hatten erweiſen können, mit ern-
ſter Drohung ſich des Wiedertaufs zu enthalten, entlaſſen, und
es erſchien nun ein *Mandat gegen die Wiedertäufer*, als
gegen Leute, deren Lehrſätze vollkommen widerlegt worden,
und denen nun alle weitere Ausbreitung ihrer gefährlichen
Meinungen und jede Abſönderung von der Kirche ernſtlich unter-
ſagt ward. Unterdeß flüchtete ſich Hubmeyer, nach Einnahme
von Waldshut durch die Kaiſerlichen, nach Zürich, ward aber
daſelbſt erkannt und verhaftet; dann verlangte er ein Geſpräch
mit Zwingli des Wiedertaufs wegen zu halten; welches Dec.
Zwingli in Gegenwart einer Rathscommiſſion und mehrerer 21.
Gelehrten mit ihm hielt, und hierauf Leo Jud und Mykonius,
mit welchen er nun diſputiren wollte, da er nichts wider 22.
Zwingli vermochte. Des folgenden Tags erſchien Hubmeyer
abermahls vor der Commiſſion und vor Zwingli, ſeine Irr-
thümer zurücknehmend; der Rath gebot ihm, ſeinen Wi-
derruf öffentlich zu thun. Aber als dieß jetzt nächſtfolgenden
Freitag beim Fraumünſter nach einer von Zwingli daſelbſt 30.
gehaltenen Predigt geſchehen ſollte, nahm er vielmehr ſeinen
Widerruf förmlich zurück, und ward darum aufs neue ins
Gefängniß gelegt.

Zürich hatte gegen das Ende vorigen Jahres ſeinen Un- 1526
terſchreiber *Joachim von Grüt* nach Rom geſchickt, um
die rückſtändige Kriegsbeſoldung vom Pabſte zu verlangen. Aber
Pabſt Clemens VII. machte den Zürichern Vorwürfe über ihren
Abfall vom Glauben der Kirche, erklärte, ſolchen Abtrünnigen
das Schuldige nicht bezahlen zu müſſen, und ſchlug ihnen vor,
Zwingli durch Gelehrte zu *Genf* oder *Lauſanne* eines
Beſſern berichten zu laſſen. Allein der Rath lehnte in ſeiner Jan.
Antwort den Vorwurf des Abfalls vom wahren Glauben ab, 10.
ſich auf die durch ihre Geſandten überreichte *kurze und
chriſtliche Einleitung* ꝛc. (No. 19.) berufend; erwiederte,
daß man, nach chriſtlichen Grundſätzen, ſelbſt Heiden und
Türken das Schuldige zu entrichten verpflichtet ſey, und er-

Jan. klärte, daß er ſeine Predikanten an keine fremden Orte ſchi-
26. ken werde, indem billig der Schaden an dem Orte geheilt
werden müſſe, wo er ſich befinde; worauf der Pabſt in einem
zweiten Briefe, aber eben ſo fruchtlos, Rom ſelbſt zum Orte
der Disputation vorſchlug.

Da Ceporin zu großem Bedauern aller Freunde der Ge-
lehrſamkeit ſchon am Schluße vorigen Jahres geſtorben war,
ſo nahm jetzt Zwingli darauf Bedacht, ſeine Stelle wieder
zweckmäßig zu beſetzen, und bewarb ſich daher um Conrad
Pellikan, einen Barfüſſermönch von Rufach aus dem Elſaß,
der in Baſel dozirte, der auch wirklich den Ruf nach Zürich an-
Febr. nahm, und Ende Hornungs ſeine Stelle als Leſer der hebräi-
22. ſchen Sprache antrat, während Rudolf Collin und Jakob
Ammann das Griechiſche, Georg Binder das Lateiniſche
lehrten.

Da Zwingli ſeine Anſicht über das H. Nachtmahl und den
Sinn der Einſetzungsworte bisher nur in lateiniſcher Sprache
bekannt gemacht hatte, ſo beſchloß er dieſelbe nun auch in
deutſcher Sprache zu ſchreiben, damit auch der gemeine einfäl-
tige Chriſt die Wahrheit ſelbſt erlernen möchte. Demzufolge
gab er jetzt eine ſolche gemeinfaßliche Belehrung heraus, unter
23. dem Titel: Eine klare Unterrichtung vom Nacht-
mahl Chriſti (No. 49.). Welche Anſicht er allernächſt hier-
auf in einer Antwort auf die Briefe von Theobald
März Billikan und Urban Rhegius (No. 50.) weiter zu
1. vertheidigen ſich veranlaßt ſah.

Da die gelinde Behandlung der Wiedertäuferſekte die Folge
hatte, daß dieſelbe in ihren Unternehmungen nur trotziger und
immer um ſich greifender wurde, ſo beſchloß jetzt der Rath, nach-
dem er alle Täufer, die er habhaft werden konnte, in's Gefäng-
7. niß gelegt, ein offen Mandat ausgehen zu laſſen, daß jeder, der
Andere hinfür wiedertaufen würde, ohne Gnade ertränkt werden
ſollte. Nun erbot ſich auch Hubmeyer zu einem neuen Widerruf,
April welchen er zu Zürich und Goſſau thun mußte, und hierauf das
6. Land verlaſſen ſollte, aber auf die dringende Verwendung Zwing-
li's und ſeiner Amtsgenoſſen Erlaubniß erhielt noch einige Zeit in
Zürich zu bleiben, bis er ſicher weiter reiſen konnte; eine Milde,
die er durch nachherige Verläumdung Zwingli's übel vergolt.

Eben dieß Unweſen der Täuferei bewog Zwingli und die
übrigen Leutprieſter mit der Bitte beym Rath einzukommen,
daß ordentliche *Tauf- und Ehebücher* eingeführt werden
möchten, damit man genau wiſſe, wer getauft und ver-
ehlicht ſey: wozu ihnen auch der Rath (30. May) den Auf-
trag gab.

Auf jenes mit einem Geleitbrief verbundene Schreiben
der Stadt Zürich (6 Nov. 1524) antwortete Eck gar nicht,
ſondern brachte das folgende Jahr mit Umtrieben zu, wobei
ihm der biſchöfliche Vikar, Joh. Faber, der ſelbſt nach Luzern
reiſete, alle Hülfe leiſtete. Endlich erließ Eck (28 Oct. 1525)
abermahls ein Schreiben an die Eidgenoſſen, worin er
Zwingli und Oekolampad auf's Neue anklagte, und ſich zu
einer Disputation mit ihnen erbot, ohne jener Zuſchrift von
Zürich mit einem Worte zu gedenken. Darauf antwortete
Zwingli (15 Jan.) in einer Zuſchrift an die Geſandten der
Eidgenoſſen zu Luzern, welche *Antwort Zwingli's mit
jenem Geleitbrief Zürichs an Eck zuſammen ge-
druckt* erſchien. (No. 29.) Auf der nächſten Tagſatzung, zu
Luzern gehalten, beſchloſſen jetzt die acht Orte, Zürich aus-
genommen, daß die Disputation zu *Baden* ſollte gehalten
werden, und zeigten dieß Zürich an, mit der Aufforderung,
Zwingli dahin zu ſchicken. Auf einer neuen Tagſatzung zu April
Einſiedeln, vereinigten ſich nun auch die fünf übrigen Orte 10.
mit jenem Beſchluſſe, und ſo erſchien in ihrer aller Namen 21.
ein Ausſchreiben der Disputation nach Baden. Worauf Zwingli
*eine freundliche Zuſchrift an gemeine Eidgenoſ-
ſen der XII Orte und Zugewandte* (No. 30.) erließ,
in welcher er einerſeits angab, was zu einem rechten und
fruchtbaren Religionsgeſpräche gehöre; anderſeits aber an-
zeigte, daß und warum er wohl zu Zürich, Bern oder St.
Gallen, nimmermehr aber zu Baden disputiren werde. Itzt
erſchien nun auch von *Faber* ein gedruckter ſogenannter
Sendbrief an Zwingli, der die Abſicht hatte, Zwingli nach
Baden zu ziehen, oder ihn wenigſtens durch häniſche
Beſchuldigungen vor aller Welt zu proſtituiren. Dieſen
beantwortete ihm Zwingli mit bitterem Spotte in ſeiner 30.
Schrift: *Ueber den ungeſandten Sendbrief Johann*

May Fabers an Huldreich Zwingli (No. 33.); und eben ſo
15. deſſen Replik durch die Schrift, betitelt: Die andere Schrift Zwingli's an D. Joh. Faber ꝛc. (No. 34.)

16. Da nun auf die beſtimmte Zeit weder Zwingli noch andere Gelehrte von Zürich ſich in Baden einfanden, ſo boten die VII Orte nochmahls allem auf, um Zwingli dorthin zu locken. Es ward ihm nicht nur ein Schutz- oder Geleitsbrief, ſondern ſelbſt eine Bedeckung von zwanzig bis dreißig Mann als beſtändige Sicherheitswache von ſeiner Abreiſe von Zürich bis zu ſeiner Rückkunft daſelbſt verheißen. Allein auch dieſe Schritte hatten keinen Erfolg.

21. Die Disputation ward alſo, ohne Zwingli's Anweſenheit, gehalten. Um aber dieſe auf's Befriedigendſte zu erſetzen, erbot er ſich, die ihm nach geendigter jedesmahliger Verſammlung zugeſandten Eckiſchen Gründe auf der Stelle zu widerlegen; was er auch, ſo viel an ihm lag, und ſelbſt mit wochenlang dauerndem Verzichtleiſten auf die nächtliche
21. Ruhe *) wirklich that, in der Schrift: Die erſte kurze Antwort auf Eckens ſieben Schlußreden (No. 31.),
Jun. 3. und in der andern Antwort auf etliche unchriſtliche Antworten, die Eck auf der Disputation zu Baden gegeben (No. 32.), während Berchtold Haller von Bern und Oekolampad von Baſel die Wahrheit gegen Eck mündlich verfochten. Es hätten nun billig die Gründe und Gegengründe beider Partheyen durch unverfälſchte Abſchriften

*) Als Thomas Plater, Oekolampads gewöhnlicher Bote aus Baden an Zwingli, auch in der Nacht vor dem heil. Pfingſttage um Mitternacht vor Zwingli's Wohnung kam, und darauf drang, ihm noch in dieſer Nacht zu ſagen, was Oekolampad ihm aufgetragen, damit derſelbe auf den Morgen wieder Rath und Antwort von ihm hätte; ſtand Zwingli, der ſchon zu Bette war, wieder auf, und empfing ihn mit den Worten: „Ei, du biſt ein unruhiger Menſch! Ich bin in 6 Wochen nie in das Bette gekommen; habe vermeint, weil morgen der Pfingſttag iſt, man werde ruhen!"

der Originalakten dieſer, achtzehn Tage dauernden, Diſputa-
tion, zur unpartheyiſchen Beurtheilung für Fremde und Ein-
heimiſche, durch den Druck bekannt gemacht werden ſollen.
Allein dieß geſchah ſo wenig, daß man dieſelben nicht ein-
mahl den Kantonen ſelbſt mittheilte, und ſo ſtillſchweigend
das Bekenntniß ablegte, daß auch hier die Wahrheit geſiegt
habe. Darum fanden auch die ſpäter zu Luzern durch Mur-
ner herausgegebenen Akta keinen Beifall. Deſto frecher
glaubte dagegen Faber nicht nur die Lüge von dem, auf
der Diſputation zu Baden, erfochtenen Siege ſeiner Parthey
ausſtreuen; ſondern auch auf Verbrennung der Bücher der
Gegenparthey antragen zu dürfen; während ſich die Ge-
ſandten der Eidgenoſſen, da ihr Anſchlag auf Zwingli miß- Jun.
lungen war, in einem Schreiben aus Baden an Zürich be- 9.
klagten, als ob Zwingli ſie in ſeinen Antworten an Faber
angegriffen, und von dem Rathe verlangten, daß er ihn ab-
ſetzen ſollte: worauf der Rath ſowohl, als Zwingli ſelbſt
ihnen eine treffende Antwort zuſchickten. Auch erließ der 16.
Rath bald hernach ein neues Manifeſt an die Landſchaft,
worin er derſelben von ſeinen Schritten gegen die Cantone,
und warum er die Diſputation zu Baden ausgeſchlagen,
ausführliche Anzeige machte *). Auch ließ Zwingli eine 30.
kurze Schrift an gemeine Chriſten der Eidgenoſ-
ſenſchaft, warnend vor dem unchriſtlichen Vor-
nehmen Fabers (No. 36.), ausgehen, und bald hernach
(28 Juli) ſeine Dritte Schrift wider Johannes Fa-
ber über ſein erdichtet Büchlein, die neue Zei-
tung genannt (No. 35.); nachdem er kurz zuvor (20 Juli)
eine tröſtliche Epiſtel an die frommen Gläubigen
zu Eßlingen, (No. 53.) betreffend die Diſputation zu
Baden, geſchrieben hatte, auf welche er einige Monate ſpä-
ter (28 Oct.) einen zweiten Sendbrief an Eben-
dieſelben folgen ließ.

In dieſem Sommer fing Zwingli an, das N. Teſtament Jul. 8.
dem Volke in öffentlicher Predigt zu erklären. Denn da das

*) Siehe Füßlin's Beiträge zur Reformationsgeſchichte des Schweizerlandes. Theil III. S. 133 ff.

Volk in achthalb Jahren des N. Teſtamentes nun wohl be-
richtet war, ſollte jezt einer der Prediger auch das A. Te-
ſtament erklären; und dieß übernahm er ſelbſt, fing mit dem
erſten Buch Moſes an, und vollendete es in vier und dreißig
Wochen.

Um denjenigen Ständen, die ſich dem Evangelium geneigt
Jul. zeigten, und dieß auch bey Anlaß jener Disputation bewie-
13. ſen, ihre Rache fühlen zu laſſen, beſchloſſen nun die VII
Orte auf einer Tagſatzung zu Luzern, da jezt die Zeit der
Erneuerung der eidgenöſſiſchen Bünde heranrückte, Zürich,
Baſel, St. Gallen und Mühlhauſen vom Bundesſchwur aus-
zuſchließen. Sie erreichten aber ihren Zweck nicht ganz, da
Bern, Glarus, Schafhauſen und Appenzell dennoch denen
von Zürich, Baſel ꝛc. ſchwuren, und ſich hinwiederum von
29. ihnen ſchwören ließen.

In Beziehung auf die Hauptſtreitigkeit, in die Zwingli
durch ſeine Anſicht von den Einſetzungsworten des Abend-
mahles immer mehr verflochten ward, ſah er ſich jezt neuer-
dings zu einigen kleinern Schriften veranlaßt. Nach einem
(2 Juli) erlaſſenen Sendſchreiben an eine der be-
rühmteſten Städte Deutſchlands (Nürnberg) die
ſeine und Oekolampads Schriften verboten hatte,
Aug. (No. 51.) worin er ſeine Erklärung jener Worte kurz und
14. bündig vortrug, erſchien ſeine Kurze Antwort auf einen
ſehr langen Brief eines ſogenannten Freundes
(des nun in Zurzach lebenden Züricheriſchen Chorherrn Ja-
kob Edlibach) (No. 52.), die ſich ebenfalls auf die Abend-
15. mahlslehre bezog: Hierauf ſeine Erklärung an Urban
31. Rhegius über die Erbſünde (No. 55.); ſpäter ein
Brief an Peter Gynoräus, Eck, Faber und Hubmeyer
betreffend. (No. 54.) Endlich ſchrieb er auch noch, gegen
das Ende dieſes Jahres, ſeine, zwar erſt im Anfang des fol-
genden im Druck erſchienene, Antwort über Doktor
Straußens Büchlein wider ihn geſchrieben, das
Nachtmahl Chriſti betreffend. (No. 56.)

Nachdem im vorigen Jahre die meiſten Nebenaltäre in
den Kirchen der Stadt waren bei Seite geſchafft worden,
wurden nun in dieſem Sommer auch die Fronaltäre abgebrochen,

die Altarſteine derſelben aus allen Kirchen nach dem groſſen Münſter gebracht, und aus ihnen daſelbſt eine neue Kanzel Sept.
und Kanzelboden errichtet, und in deſſen Mitte der Altar= 1.
ſtein aus der Predigerkirche gelegt; ſo daß Zwingli auf Kirch= 4.
weihe St. Felix und Regula zum erſtenmahl auf der neuen 11.
Kanzel predigte.

Gegen Ende Oktobers fiel neuer Verdacht auf viele Angeſehene und Vornehme in Zürich, daß ſie, gegen den geſchwornen Eid, fortwährend Penſionen von fremden Fürſten und Herren genommen; mehrere derſelben wurden plötzlich verhaftet, peinlich verhört, und der alte Rathsherr Jakob Grebel, deſſen Sohn, Conrad Grebel, eines der Häupter der Okt.
Wiedertäuferſekte war, ſogar enthauptet; hierauf ein neuer 30.
Penſionenbrief verfaßt, und beym groſſen Münſter von der Dec.
geſammten Bürgerſchaft beſchworen. 16.

Da weder Ernſt noch Güte die Häupter der Wiedertäufer= 1527
ſekte von ihrem thätlichen Widerſtreben gegen die bürgerliche ſowohl als kirchliche Ordnung abzubringen vermochte, ſo ſah ſich der Rath von Zürich nun genöthigt, ihrem Mandat vom 7 März des vorigen Jahres durch ernſte Handhabung den nöthigen Nachdruck zu geben; dem zufolge wurden mehrere der nie ruhenden Anführer neuerdings feſtgenommen, einige Landes verwieſen, an Felix Manz aber die angedrohte Strafe Jan.
der Ertränkung vollzogen. 5.

Ein boshaftes Libell gegen die Reformatoren, welches Thomas Murner, ein ausländiſcher Franziskaner=Mönch, nun Pre= Febr.
dikant zu Luzern, im Februar unter der Form eines Kalen= 9.
ders zu Luzern im Druck ausgehen ließ, veranlaßte neue Beſchwerden, welche Zürich vor der Tagſatzung zu Bern erhob,
an welche ſich auch Zwingli in gleicher Abſicht wandte, und vor 26.
Murner, dieſem Ausländer, der nur Zwietracht unter den Eidgenoſſen zu ſtiften ſuche, ernſtlich warnte. Deſſen ungeachtet überließen die VII Orte eben dieſem Murner die Akta der Disputation zu Baden herauszugeben, mit einer Vor= und Nachrede verſehen, welche Bern und Baſel bewog, dieſe Akta von ſich abzuweiſen, zumahl da man ihnen die Ori=

ginal-Exemplare zur Vergleichung nicht wollte verabfolgen
laſſen.

Aber was Zwingli am ſchmerzlichſten fiel, geſchah jetzt.
Er ſah ſich genöthigt, mit einem Manne, dem er ſchon frühe
ſeine ganze Achtung geſchenkt hatte, und von dem er nie
hätte ahnden können, daß er ihn jemahls zum Gegner haben
würde, mit *Luther ſelbſt* Streitſchriften zu wechſeln, deren
Folgen ſich auf Jahrhunderte hinaus erſtreckten. Schon ſeit
einiger Zeit hatte Luther gegen Zwingli und die mit ihm
über den Sinn der Einſetzungsworte gleichdenkenden Freunde
auf eine ſolche beleidigende Art Parthei genommen, daß
Zwingli nicht anders konnte, als ebenfalls öffentlich gegen ihn
auftreten. Dieß that er denn, durch ſeine Freunde dringend
Febr 28. aufgefordert, zum erſtenmahl in ſeiner lateiniſch geſchriebenen
*freundſchaftlichen Auslegung oder Erklärung der
Lehre vom Abendmahl an Martin Luther.* (N°. 57.)
Eine Schrift, die, abgeſehen von der Wichtigkeit ihres Gegenſtandes,
auch wegen der darin zu Tage liegenden Gelehrſamkeit,
Humanität, und gegen ſeinen Gegner ſo ſtark abſtechenden
Urbanität eines bleibenden Andenkens werth iſt.
Allein Luther, dem Zwingli die Wiedervereinigung mit ihm
ſo nahe legte *), verſchloß nicht nur den ſtärkſten Beweisgründen
ſein Gemüth, ſondern griff ihn von Neuem, und wo
möglich, mit noch größerer Heftigkeit an, in einem „Sermon
von dem Sakrament des Leibes und Blutes Chriſti wi-
März 28. der die Schwarmgeiſter.“ Worauf Zwingli mit einer ſich
gleichbleibenden Mäßigung eine *freundliche Verglimpfung
und Ablehnung über die Predigt des trefflichen
Martin Luthers wider die Schwärmer* ꝛc.
May 6. (N°. 59.) ſchrieb. Dabey wandte ſich Zwingli auch in einem
Sendſchreiben an Andreas Oſiander, (N°. 58.)
Prediger zu Nürnberg, einen ſeiner heftigſten Gegner, der
in dem Abendmahlsſtreite auf's leidenſchaftlichſte an ihn geſchrieben
hatte. Inzwiſchen hatte bereits Luther eine neue

*) Siehe Liter. hiſtor. Anhang zu Zwingli's Leben, von J. C. Heß. S. 589.

Schrift wider Zwingli ausgehen laſſen, betitelt: „Daß dieſe
Worte Chriſti (das iſt mein Leib) noch feſtſtehen wider die
Schwarmgeiſter.“ Auch auf dieſe Schrift antwortete Zwingli,
ſeinem gegen Luther angenommenen Charakter treu, in ei= Jun.
ner Gegenſchrift: Daß dieſe Worte Jeſu Chriſti ewig= 28.
lich den alten einigen Sinn haben werden u. ſ. w.
(N°. 60.)

Bis zu welchem Grade von Unſinn und Verdorbenheit es
mit den wiedertäuferiſchen Fanatikern immer mehr gekommen
war, darüber ertheilt diejenige Schrift den beſten Aufſchluß,
welche Zwingli nun noch über dieſen Gegenſtand herauszu= Jul.
geben veranlaßt ward, betitelt: Wider die Ränke der 31.
Wiedertäufer, eine belehrende Zurechtweiſung.
(N°. 62.) Daher, mit Zürich, nun auch Bern, Baſel, Schaf=
hauſen und St. Gallen zu Ergreifung gleichförmiger Maßre=
geln wider dieſe dem Staate ſelbſt höchſt gefährlich werdende
Sekte, die auch in dieſen Kantonen um ſich griff, und ſelbſt
die größten Abſcheulichkeiten verübte, ſich durch einen gedruck= Aug.
ten Abſcheid (Beſchluß) verband. 14.

In dieſem Jahre wurden auch einige Früchte jener von
Zwingli im Jahre 1525 errichteten ſogenannten Prophezey
einem größern Publikum mitgetheilt, indem Leo Jud und Me=
gander, welche die lateiniſchen Erklärungen Zwingli's über das
A. Teſtament in ſolchen bibliſchen Leſeſtunden ſorgfältig in
die Feder faßten, auf den Wunſch vieler Gelehrten einige
derſelben, mit Zwingli's Zuſtimmung, im Druck heraus=
gaben. Sie machten im März mit Herausgabe der An=
merkungen Zwingli's über das erſte Buch Moſes Sept.
(N°. 68.) den Anfang, und ließen dann im Spätjahr deſſen 1.
Anmerkungen über einen Theil des zweiten Buchs
Moſes (N°. 69.) folgen.

Man ließ nun alle überflüſſigen Kloſterkirchen und Ca=
pellen der Stadt eingehen, und verwandte die Geräthſchaf=
ten derſelben zur vollkommenen Einrichtung derjenigen Kir=
chen, welche als eigentliche Pfarrkirchen zur Anhörung des
göttlichen Wortes beſtimmt bleiben ſollten. Daher wurden
die Chorſtühle der Prediger=, Auguſtiner=, Barfüßer= und Oct.
Oetenbacher=Kirche ausgeräumt, und zur Beſtuhlung der St. 25.

Petersfirche längs den Seitenwänden gebraucht. Die Güter der eingegangenen Capellen und die Pfründen der aufgehobenen Caplaneien wurden theils zur Nothdurft der Armen, theils zur Unterhaltung und Verbeſſerung der eigentlichen Pfarreien verwendet, die Verwaltung derſelben Amtleuten oder Kirchenpflegern übergeben, und zur Abnahme ihrer Rechnungen ſogenannte Rechenherren geordnet.

Ungeachtet nach der vorjährigen Disputation zu Baden eine Parthei in Bern den Beſchluß erzwingen konnte, bey dem althergebrachten Glauben zu bleiben, und dafür den VII Orten beſiegelte Abſcheide gab; ſo brachten es doch die Prädikanten Berchtold Haller und Franz Kolb nach und nach wieder dahin, daß in der Auffahrtswoche ein Mandat erſchien, welches, auf ein früheres vom Jahr 1523 hinweiſend, die Vorſchrift erneuerte, daß alle Prädikanten zu Stadt und Land nichts anders, als das Wort Gottes, wie es im A. und N. Teſtament enthalten, frey und öffentlich verkündigen ſollten. Und da man einerſeits auf die Disputation zu Baden um ſo weniger ſich berufen konnte, weil ihre Originalverhandlungen nicht erhältlich waren; anderſeits der größere Theil der Stadtbürgerſchaft und mehrere Bezirke
Nov. der Landſchaft den Rath zur Abſchaffung der Meſſe drängten,
17. ſo entſchloſſen ſich jetzt Rath und Bürger, ebenfalls eine Disputation zu halten. Sie ſchrieben dieſelbe auf den 6 Jenner des folgenden Jahres aus, und fügten dem gedruckten Ausſchreiben die X Schlußreden bey, über welche disputirt werden ſollte. Nebſt den ſämmtlichen Eidgenoſſen wurden auch die vier Biſchöfe der Eidgenoſſenſchaft, die Gelehrten der benachbarten Städte Biel, Mühlhauſen, Conſtanz u. ſ. w., auch ein Murner und Andere ſeiner Denkensart, eingeladen. Während nun Zürich, Baſel und St. Gallen dieſen Schritt ſehr begünſtigten, auch Zwingli, auf Hallers dringende Einladung, in Perſon dabey zu erſcheinen ſich entſchloß, und dafür beim Rath in Zürich um Bewilligung bat, der ihm dieſelbe nicht nur gern ertheilte, ſondern auch ſeine Prädikanten in einem offenen Mandat ſelbſt zum Beſuche dieſer Disputation ermunterte, und allen, die auf dieſelbe reiſen würden, ein freyes Geleit anbot; ver-

warfen die acht Orte dieſelbe in einer beleidigenden Antwort, welcher ſelbſt ein Kaiſerliches Abmahnungsſchreiben an Bern folgte, ohne jedoch Bern von ſeinem Vorhaben abbringen zu können.

Inzwiſchen geſchah in Zürich ein neuer Schritt zu Vereinfachung des chriſtlichen Kultus, indem nun auch die Orgeln in den Pfarrkirchen, namentlich das große und köſtliche Orgelwerk im Großen Münſter, abgebrochen ward. Denn da das Orgelſpiel bisher nur zum Begleit des Chorgeſanges der Chorherren, und beim Hochamt der Meſſe gebraucht worden; ſo ward es, nachdem beide aufgehoben waren, nunmehr ganz überflüſſig gefunden *). Dec. 9.

Da im Frühling dieſes Jahres die fünf Orte nebſt Freyburg mit Wallis einen Vertrag aufrichteten, genannt der Walliſer Bund, wodurch ſie ſich zu gemeinſchaftlicher Aufrechthaltung des alten Glaubens, und wo es dießfalls zum Krieg käme, zu gegenſeitiger Hülfe verbanden; ſo ſuchte auch Zürich ſich mit Gleichgeſinnten zu verbinden. Es war ihm daher erwünſcht, daß der Rath von Conſtanz, wo die Reformation durch den Fleiß mehrerer evangeliſcher Prediger und Freunde Zwingli's **) ſo viel Eingang gefunden hatte, da der Biſchof mit der ganzen hohen Geiſtlichkeit ſich aus

*) Die höchſt fade Anekdote, wie Zwingli vor dem Rath in Zürich (nach Andern ſogar in Baſel) das Ungereimte des kirchlichen Geſanges ſoll darzuthun geſucht haben, die auch Hr. OCR. Natorp in ſeiner neueſten Schrift (Ueber den Geſang in den Kirchen der Proteſtanten. Duisburg u. Eſſen, 1817. S. 221) wiederholt, iſt ganz ungegründet. Sie wird auch von Einigen nicht Zwingli, ſondern dem Oekolampad zugeſchrieben (Siehe Reinking's bibl. Polizey. 4. Frankf. 1663. S. 93. 94), ihm, der gerade den deutſchen Kirchengeſang in Baſel ſchon 1526 einzuführen verſuchte. Schon dieſe Varianten ſind ein Zeichen ihrer Unächtheit.

**) Namentlich eines Ambroſius Blaarer, Joh. Zwick, und Joh. Wanner.

der Stadt wegbegab, in gerechter Beſorgniß vor den Machinationen der biſchöflichen Parthei, ſich um Aufrichtung ei-
Dec. nes *Bürgerrechtes* mit Zürich bewarb, welche denn auch
25. auf Weihnachten förmlich erfolgte.

1528 Je größer auf der einen Seite die Gefahr war, mit welcher Zwingli und ſeine Gefährten von den, dieſe Disputation verwerfenden Kantonen bedroht wurden, deſto kräftigere Maßregeln ergriffen ihrer Seits Zürich und Bern, jene zu beſchirmen. Nachdem ſich die fremden Gelehrten, die von St. Gallen, Conſtanz, Lindau, Augsburg, Memmingen, Ulm, Nürnberg auf die Disputation geſendet wurden, in Zürich verſammelt, und hier mit den Zürichern ſelbſt, die
Jan. aus der Stadt und von der Landſchaft dieſe Disputation be-
2. ſuchen wollten, ſich vereinigt hatten, traten ſie ſämmtlich, mehr als hundert an der Zahl, nebſt einer Geſandtſchaft vom Rath, unter einer Bedeckung von 300 bewaffneten Männern und einem ſie abholenden Berner-Geleite ihre Reiſe nach
4. Bern an, wo ſie glücklich eintrafen, und Zwingli bey ſeinem Schwager Leonhard Tremp, nahe der Kirche, ſeine Einkehr nahm. Als nun gegen 350 Geiſtliche aus allen Gegen-
6. den beyſammen waren, wurden auf den beſtimmten Tag in der Barfüßerkirche die nöthigen Einleitungen zur Disputa-
7. „ „ tion getroffen, und dieſe hierauf achtzehn Tage nach einan-
26. der mit geſetzlicher Freyheit und Ordnung über jene publizirten X Schlußreden gehalten, welche beynahe ſämmtlich auch von Zwingli vertheidigt wurden. Inzwiſchen ward von mehreren fremden Gelehrten, beſonders Zürichern, und namentlich zweymahl von Zwingli im Münſter geprediget; welche Predigten nachher zu Zürich gedruckt erſchienen unter dem Titel: *Die Predigten, ſo von den fremden Prädikanten, die zu Bern auf dem Geſpräch geweſen, geſchehen ſind.* (No. 63.) Nach beendigter Disputation ward Zwingli mit den übrigen Gelehrten durch ein Berniſches Geleit von 200 Mann bis Bremgarten gebracht, wohin Zürich — den fünf Orten, die den Paß hier ſperren, und Zwingli aufheben wollten, zuvorkommend — 50 Bewaffnete

ſchickte, in deren Mitte er durch das Städtchen ritt, und Febr.
ſo glücklich wieder in Zürich ankam; indeß der Prediger zu 1.
Ulm, Conrad Som, des folgenden Tages für ihn die Kan-
zel beym Großen Münſter beſtieg. Der Erfolg der Diſpu-
tation war übrigens ſo entſcheidend, daß noch in Anweſen-
heit der fremden Gelehrten die Bilder aus den Kirchen zu
Bern weggeſchafft wurden *), und der Rath zu Bern durch
ein ausführliches Manifeſt die Einführung der Reformation
in ſeinem Gebiete bekannt machte. 7.

Nachdem Zwingli den Propheten Jeſajas in den
Stunden der bibliſchen Prophezey den Gelehrten erklärt hatte,
welche Erklärung er im folgenden Jahre ſelbſt herausgab,
unter dem Titel: Erſter Verſuch einer Erläuterung
des Propheten Jeſajas (No. 70.), fing er nun an, März 17.
denſelben auch auf der Kanzel zu erklären, und endigte das
ganze Buch mit dem Schluſſe dieſes Jahres.

Da mehrere Geiſtliche ihrer Lehre und ihres Wandels
halber Anlaß zur Klage und Aergerniß gaben, ſo ſuchte
Zwingli dieſem dadurch abzuhelfen, daß ſich, durch einen Be- April
ſchluß des Rathes, die Geiſtlichen des Kantons alljährlich 8.
zweymahl, nach Oſtern und Kirchweihe, zu einer Synode ver-
ſammeln mußten. So wurde nun nach Oſtern dieſes Jah- 21.
res eine erſte Synode ausgeſchrieben, und auf dieſelbe ein-
zig die ſämmtlichen Pfarrer zu Stadt und Land berufen.
Hier wurden dieſelben, unter dem Vorſitz Zwingli's und in
Beyſeyn einiger Abgeordneter des Raths, den Eid der Treue
gegen ihre Obrigkeit zu leiſten, aufgefordert; dann über
Lehre und Wandel der Cenſur unterworfen, und zur ſorg-
fältigen Erfüllung ihrer Pflichten ermahnt. Wenige Wochen May
hernach fand eine zweite Synode Statt, auf welcher nun 9.
alle diejenigen Geiſtlichen, die nicht Pfarrer und Prädikan-
ten waren, nämlich die Chorherren, Capläne und ehemaligen
Mönche, zu gleichem Zwecke erſcheinen mußten; wobei auch

*) Zwingli hielt ſeine zweite Predigt im Angeſicht der um-
geſtürzten Bilder, auf die er auch in einer Stelle der-
ſelben (S. 182) hinwies.

diejenigen, welche man zum Predigen geſchickt achtete, er-
mahnt wurden, ſich dieſem Dienſte der Kirche zu widmen.

Schon während der Disputation zu Bern, traten Zürich
und Bern mit einander in Unterhandlung über ein gegen-
ſeitig zu ſchließendes Burgerrecht, zur Beſchirmung des
evangeliſchen Glaubens in ihren Gebieten und den gemein-
Jun. eidgenöſſiſchen Herrſchaften. Bald nachher ward daſſelbe ab-
25. geſchloſſen, hierauf im Sommer bekannt gemacht, und im
folgenden Jahre auch die Städte Schafhauſen, Baſel,
Biel, Mühlhauſen und St. Gallen in dieſen Bund
aufgenommen.

Da Luther im Anfang dieſes Jahres mit einer neuen
heftigen Streitſchrift gegen Zwingli und Oekolampad in Be-
zug auf die Abendmahlslehre auftrat, betitelt: „Vom Abend-
mahl, Bekenntniß Martin Luthers“; ſo ſah ſich Zwingli ge-
nöthigt, noch eine vierte Schrift gegen Luther herauszugeben,
in welche er auch die Antwort Oekolampads an Luther auf-
Aug. nahm. Sie ward im Juli angefangen, und erſt im Auguſt
24. vollendet, und führt den Titel: Ueber Dr. Martin Lu-
ther's Buch, Bekenntniß genannt, zwo Antwor-
ten Joh. Oekolampad's und Huldr. Zwingli's.
(N°. 61.) Zu gleicher Zeit ſchrieb Zwingli auch eine Vor-
rede zu Schwenkfeld's Büchlein: Wider die leibliche Ge-
genwart Jeſu Chriſti im Brot des Nachtmahls.

So wie nach jener Disputation zu Bern dieſer ganze
große Kanton, freylich nicht ohne Unruhen, beſonders im
Oberlande, der Reformation beitrat; ſo nahm dieſelbe auch
an andern Orten der Schweiz, namentlich in den gemein-
eidgenöſſiſchen Herrſchaften einen neuen Schwung. Das
Toggenburg, Zwingli's Geburtsland, in vielen Gemein-
Sept. den bereits mit evangeliſchen Predigern verſehen, fing nun
14. auch an, die Bilder und Altäre wegzuthun, und die Meſſe
abzuſchaffen. Im Rheinthal und dem angrenzenden
Thurgau längs dem Boden- und Unterſee begehrten meh-
rere Gemeinden von Zwingli evangeliſche Prädikanten, und
von Zürich Rath und Hülfe gegen den ſie bedrohenden Bi-
ſchof zu Conſtanz und den Landvogt zu Frauenfeld. Zürich
26. ſagte ihnen dieſe feyerlich zu, und verwandte ſich für ſie,

daß man ſie ihres Glaubens halber unverfolgt laſſe, auf der Sept.
nächſten Tagſatzung zu Baden; aber fruchtlos, indem die 28.
fünf Orte auf einer heimlich ausgeſchriebenen Tagſatzung zu Nov.
Frauenfeld das ganze Thurgau von Neuem aufforderten, 30.
zum alten Glauben zurückzukehren und dabei zu verharren,
und ſich deſſen auf einer Landsgemeinde zu Weinfelden
von allen Herrſchaften und Gemeinden wollten verſichern laſ- Dec.
ſen. Allein da ſich die Thurgauiſchen Gemeinden in dieſer 6.
Verlegenheit an Zürich und Bern wandten, und von die-
ſen beiden Orten das beſtimmteſte Verſprechen des thätlich-
ſten Schutzes und Beyſtandes erhielten, wofern ſie dem gött-
lichen Worte anhangen würden; ſo erklärte ſich die große
Mehrheit in Gegenwart der Boten von Zürich und Bern,
und auf Antrag des erſtern, dahin, daß ſie es mit dem
Worte Gottes und mit Zürich halten wollten, wie biedere
Leute: worauf der Thurgauiſche Landvogt, Jakob Stocker,
ſich ungeſäumt nach Zug heim begab.

Zwingli hatte bei Erklärung des 60. Capitels im Jeſajas
ſcharf wider die Gewalt gepredigt, und die Regenten dar-
über beſtraft, daß ſie den Rath nicht reinigen wollten von
denen, die ſich dem Wort Gottes widerſetzen; indem ihm
nothwendig Alles daran liegen mußte, daß die kleinen und
großen Räthe, die an die Stelle des Biſchofs getreten, und
nun in den wichtigſten Angelegenheiten der Kirche die voll-
ziehende Gewalt waren, Eins in ihren Anſichten und Ge-
ſinnungen, und dem Evangelium ungetheilt ergeben ſeyen.
Die Wirkung dieſes Vortrages war, daß zuerſt die großen Rä-
the auf den Zünften ſich über ihren Glauben erklären, und 9.
das Verſprechen geben mußten, an Predigt und Abendmahl
nach evangeliſcher Weiſe Theil zu nehmen; hernach auch der
kleine Rath eben dieſe Cenſur unter ſich ſelbſt vornahm, und 12.
diejenigen Mitglieder ausſchloß, welche dieſes Verſprechen
nicht leiſten wollten.

Da die Züricher bei ihrem Aufenthalt in Baden, wo 1529
man dem papiſtiſchen Glauben eifrig anhing, täglich mehr
Kränkungen und gewaltſame Zumuthungen ihres Glaubens'

Jan. halber erfahren mußten; ſo publizirte nun der Rath in Zürich
1. ein Mandat, worin er allen ſeinen Angehörigen bey ernſter
Strafe verbot, nach Baden zu fahren, um dort Badenfahrt
17. zu halten. Eben ſo ernſtlich verbot er aber auch bald her-
nach die Beſuchung und Anhörung der Meſſe an fremden Or-
ten, da es noch immer Solche gab, die derſelben nachliefen.

Indeß machte die Reformation überall neue Fortſchritte.
In der Stadt St. Gallen, welche bereits 1526 die Bil-
Febr. der und Meſſe abgethan hatte, ward jetzt eine Synode von
4, 5. ihren Geiſtlichen und denen der umliegenden Oerter gehalten.
7. ff. Auch in Baſel kam jetzt die Reformation, nicht ohne Un-
ruhe zwar, doch ohne Blutvergießen zu Stande. Selbſt die
Einwohner von Weſen, Angehörige von Schwyz und Gla-
rus, hatten ſich, ungeachtet der ernſtlichſten Abmahnung der
fünf Orte, der Reformation mit beharrlichem Eifer zugewandt.
Dieß, den fünf Orten unerträgliche Umſichgreifen der Refor-
mation, verbunden mit dem von den evangeliſchen Städten
unter einander errichteten Burgerrecht, vermochte die erſtern,
ſich ihrer Seits um ein Bündniß mit König Ferdinand
von Ungarn, Erzherzog von Oeſtreich zur Beſchirmung des
alten und Vertilgung des neuen Glaubens zu bewerben,
14. welches bald hierauf zu Waldshut abgeſchloſſen ward, und den
Trotz der Waldſtätte vermehrte. Alles dieſes ſpannte die
beiden Partheien immer feindſeliger gegen einander, ſo daß
März ſich Zürich bewogen ſah, durch ein Manifeſt an die Land-
3. ſchaft abermahls ihre Angehörigen von der Lage der Dinge
und den Klagen, die es gegen jene Kantone zu führen habe,
April 8. zu unterrichten, und einen Monat ſpäter dieſelben ſogar auf-
zufordern, ſich auf unvorhergeſehene Fälle zu rüſten.

Als jetzt nach dem Tode des Abt's Franziskus zu St.
Gallen, Zürich und mit ihm Glarus, wo ſich beide Par-
17. theien des Glaubens halber verglichen hatten, der Wahl
eines neuen Abtes ſich widerſetzten, das Kloſter ſelbſt auf-
heben, und ſo auch in den Aebtiſchen Landen der Reformation
Bahn machen wollten; und hinwieder die dem Evangelium im-
mer mehr ſich zuneigenden gemeinen Herrſchaften, Thur-
gau, Rheinthal, Toggenburg, die freyen Aemter,
ſelbſt Gaſter und Uznach ſich an Zürich um Beiſtand und

Schutz ihres vorhabenden Reformationswerkes wandten, auch
von dieſem Stande die Zuſage erhielten, ſie mit Leib und
Gut gegen alle Anfechtungen ihrer Religionsfreiheit zu ſchir-
men, ſtieg die Erbitterung der für den Römiſchen Glauben
eifernden Kantone immer höher. Umſonſt beſchloſſen die April
übrigen Stände auf einer Tagſatzung in Zürich, in die 21.
Waldſtätte zu reiten, und ſie zum Abſtehen vom Ferdinandi-
ſchen Bündniſſe und zu friedlichern Geſinnungen dringend
aufzufordern. Die Geſandten mußten unverrichteter Sache, May
ja zum Theil ſpöttiſch behandelt, heimkehren. Nun woll- 1.
ten aber auch Zürich und Bern nicht mehr mit Unterwalden
zu Tagen ſitzen, noch das Aufziehen des Landvogts von Un-
terwalden in die freyen Aemter geſtatten, bis Bern von die-
ſem Kanton wegen ſeines den Aufrührern in Hasle geleiſte-
ten Zuzuges Genugthuung erhalten hätte.

Bald trat ein neues Ereigniß ein, welches den Ausbruch
der Kriegesflamme vollends beförderte. Der Prädikant von
Schwerzenbach, im Kanton Zürich, Jakob Kaiſer, genannt
Schloſſer, ward, als er nach Oberkirch, in der Land-
ſchaft Gaſter, ging, Sonntags daſelbſt zu predigen, auf Be- 22.
fehl des Raths zu Schwyz aufgehoben, gefänglich nach Schwyz
geführt, und, ungeachtet dringender Verwendung von Seite
Zürichs, lebendig verbrannt. Jetzt beſchloß Zürich, auch mit 29.
Zwingli's Zuſtimmung, zu den Waffen zu greifen, und auf
dieſem Wege ſich und den Evangeliſchgeſinnten Ruhe und
Sicherheit zu verſchaffen. Als daher der neue Landvogt von
Unterwalden jetzt in die freyen Aemter aufziehen ſollte, und
die Unterthanen ſich, wegen ihrer Religionsveränderung, des
Schlimmſten von ihm verſehen mußten, brach Zürich, um
ihm den Durchpaß zu ſperren, mit einer Truppenabthei-
lung auf, beſetzte damit das Kloſter Muri und die Stadt Jun.
Bremgarten; ließ ein Kriegsmanifeſt im Druck erſcheinen, 5.
zog dann mit dem Hauptpanner und allen ſeinen Fahnen nach 9.
Kappel, begleitet von Zwingli, Commenthur Schmid von
Küßnach, und Franz Zingg von Einſiedeln, und ſchickte noch
deſſelben Tages den fünf Orten den Abſagbrief zu, während
andere Abtheilungen die obern gemeinen Herrſchaften beſetz-
ten. Schon war das Panner von Zürich im Begriff vor-

zurücken, und, vereint mit den nun auch angekommenen Hülfstruppen von Bern, St. Gallen und Thurgau, den Krieg zu eröffnen, als der edle Landammann von Glarus, Hans Aeppli, im Lager der Züricher erſchien, und ſie auf's Rührendſte und mit weinenden Augen bat, inne zu halten, bis er noch einen gütlichen Vergleich zwiſchen ihnen und den fünf Orten verſucht habe. Wie wenig Gutes ſich aber Zwingli von einem ſolchen Vergleiche für die Zukunft verſprach, zeigte ſein ernſtes Wort an Aeppli: „Gevatter Ammann! Du wirſt deß noch Gott Rechnung geben müſſen. Dieweil die Feinde im Sack und ungerüſtet ſind, da glaubſt du ihnen und ſcheideſt (bringſt uns aus einander). Hernach aber, wenn ſie gerüſtet ſind, werden ſie unſer nicht ſchonen, und wird auch dann Niemand ſcheiden." — Nach langen Unterhandlungen (während welcher Zwingli im Lager jenes bekannte kleine Lied *) dichtete, welches nicht nur in Muſik geſetzt und in
Jun. die öffentlichen Kirchengeſänge aufgenommen wurde; ſondern
24. nachher auch an ausländiſchen Höfen ſoll geſungen worden
ſeyn) kam zwar allerdings ein ſolcher Vergleich zu Stande,
26. der unter dem Nahmen Landsfriede abgeſchloſſen ward,
worauf dann das Panner im Triumph nach Zürich heimkehrte. Aber nur zu bald fing Zwingli's prophetiſches Wort an in Erfüllung zu gehen. Denn eben dieſer erſte Lands-
Jul. friede ward von Stund an ein Gegenſtand neuer und bitte-
22. rer Streitigkeiten auf den nächſt folgenden Tagſatzungen, da
jeder Theil die allgemeinen und unbeſtimmten Ausdrücke jener XVII Artikel zu ſeinen Gunſten auszulegen ſuchte, und

*) Das Lied: „Herr! nun heb' den Wagen ſelb, Schelb wird ſonſt all' unſer Fahrt ꝛc.", welches ſich, nebſt Melodie, (ſo wie auch eine, ebenfalls Zwingli zugeſchriebene und in Melodie geſetzte Nachbildung des 69. Pſalms „Hilf Gott, das Waſſer geht mir bis an d' Seel ꝛc.") in den älteſten Züricheriſchen Geſangbüchern findet. Siehe, Pſalmen Davids, Kirchengeſang und geiſtliche Lieder, wie die in den Gemeinen Gottes geübt und geſungen werden ꝛc. 12. 1588. S. 356 und 372.

über den Spruch der Schiedsrichter zürnte. Beſonders be-
ſchloſſen die fünf Cantone auf's Neue, den alten Glauben zu
ſchirmen, je mehr ſie erfahren mußten, welche Fortſchritte
die Reformation dieſem Landsfrieden verdanke, indem nun Aug.
auch der Commenthur zu Hitzkirch zu derſelben übertrat, noch 6.
in demſelben Monat der Abt Georg Müller zu Wettin- 25.
gen ſein Kloſter gänzlich reformirte; dann zu Dietikon,
Würenlos, Rordorf, und ſpäter (9. Okt.) ſelbſt zu Zurzach
die Bilder und Altäre abgebrochen, und das Evangelium an-
genommen ward.

In dieſem Sommer hatte Zwingli die Freude, daß ſein Freund Werner Steiner von Zug, wo er den größten Gewaltthätigkeiten, ſeines Glaubens wegen, ausgeſetzt war, ſich in Zürich niederließ, und daſelbſt eine Wohnung ankaufte.

Da der auf dem zweiten Reichstage zu Speyer gefaßte Abſcheid für die evangeliſche Parthei ſo nachtheilig, und die dagegen eingelegte Proteſtation mit Unwillen vom Kaiſer aufgenommen war, ſo verbanden ſich die Fürſten von Sachſen, Heſſen, Anſpach und Braunſchweig, und die Reichsſtädte Nürnberg, Straßburg und Ulm zum gegenſeitigen Schutze wider allfällige Angriffe. Nur die Wittenberger Theologen riethen von dieſem Bündniſſe ab, hauptſächlich aus dem Grunde, weil ein Bündniß mit Leuten, die vom heil. Abendmahle nicht die rechte Meinung hätten, unchriſtlich und verboten ſey. Da aber der Landgraf von Heſſen von der Nothwendigkeit dieſes Bündniſſes ſich überzeugte, ſo lag ihm alles daran, Zwingli und Luther zu vereinigen, und ſuchte daher beide durch wiederholte Einladungen zu einem Religionsgeſpräche in Marburg zu bewegen. Zwingli und Oekolampad waren ſogleich geneigt zu entſprechen, nicht aber die Wittenberger; denn Luther erklärte dem Landgrafen zum Voraus: wenn er nicht gewiß ſey, daß der andere Theil geneigt ſey, von ſeiner Meinung zu weichen, ſo würde man vergebens zuſammen kommen; denn er (Luther) werde und könne nicht weichen. Deſſen ungeachtet beharrte der Landgraf auf dieſem Geſpräche, und lud Zwingli ein, ſich auf
Michaelis in Marburg einzufinden. Dem zufolge ging Sept.
Zwingli Anfang Septembers, Freytag Nachts um 10 Uhr, 3.

in aller Stille aus der Stadt, übernachtete an der Sihl, er-
öffnete von da dem kleinen und großen Rathe ſchriftlich ſeine
Abreiſe, um die bisher nur der geheime Rath wußte, und
reiſte des folgenden Morgens früh zu Pferde mit dem Pro-
Sept. feſſor der griechiſchen Sprache, **Rudolf Collin**, nach Ba-
5. ſel, und ſtieg dort bei **Oekolampad** ab, mit welchem er
6. des folgenden Tages zu Schiffe nach **Straßburg** fuhr,
wo ſie, bei freundſchaftlicher Aufnahme, nach Abrede, eilf
Tage verweilten, und die ihnen von Baſel und Zürich nach-
15. zuſendende Ehrengeſandtſchaft erwarteten. Von da ſetzten ſie,
begleitet von den Straßburger Theologen, **Martin Buzer**
und **Caſpar Hedio**, erſt unter einer Bedeckung von Straß-
burg, und dann unter einer ähnlichen vom Landgrafen ſelbſt,
28. ihre Reiſe weiter fort, und kamen gegen das Ende des Mo-
nats in Marburg an, wo ſie mit Luther, nebſt **P. Me-
lanchthon, J. Brenz, J. Jonas, A. Oſiander** und
St. Agrikola, als den Hauptperſonen ihrer Gegenparthei,
zuſammen trafen.

Nach der vorläufigen Privatunterredung, welche, auf den
Wunſch des Landgrafen, Zwingli mit Melanchthon, und Lu-
ther mit Oekolampad hielt, wurden nun in **vier** öffentlichen
Oct. Verſammlungen vor etwa 50 Perſonen, unter welchen der
1–3. Landgraf ſelbſt, drei Tage lang mit möglichſter Lebhaftigkeit,
vornehmlich von Luther und Zwingli, disputirt über den
Sinn der Einſetzungsworte, da man ſich über die andern
ſtreitigen Punkte leicht vereinigt hatte. Endlich, da der
Ausbruch einer Epidemie längeres Beiſammenbleiben miß-
rieth, beſchloß man, ſich über die 14 Punkte, worin man
einig wäre, durch gegenſeitige Unterſchriften zu verſichern.
Nach dem Wunſche des Landgrafen ſollte man ſich, des ein-
zigen ſtreitig gebliebenen 15ten Punktes vom Abendmahle un-
geachtet, dennoch als Brüder verabſcheiden; wozu auch Zwingli
und ſeine Gefährten willig die Hand boten, indem ſie Alle
ſich — zu großer Verwunderung der Lutheriſchen Parthei! —
bereit erklärten, Luther und die Seinigen für Brüder zu er-
kennen. Aber zu großem Leidweſen Zwingli's, der ſelbſt mit
weinenden Augen ſich darum bemühte, konnte ſich Luther
nicht dazu entſchließen, „weil ſie einen ganz andern Geiſt

hätten, als er und ſeine Anhänger.“ Doch verſprach man
ſich gegenſeitig, keine Streitſchriften mehr zu wechſeln *).
Nachdem Zwingli noch vor dem Landgrafen und vielen Ge-
lehrten über die Vorſehung gepredigt hatte, verreiſte er von
Marburg, begleitet von Graf Wilhelm von Fürſtenberg bis
Straßburg, und kam, nach einer Abweſenheit von ſechs Wo- Oct.
chen und drey Tagen, auf Dienſtag Abends um fünf Uhr, 19.
in Geſellſchaft ſeines Reiſegefährten Collin, des Ehrenge-
ſandten des Raths, Ulrich Funk, und Chriſtoph Froſch-
auers, des Buchdruckers, glücklich wieder in Zürich an.

Zwingli traf nach ſeiner Zurückkunft ſein Vaterland in eben
der Lage wieder an, in welcher er es verlaſſen hatte. Wenn
auf der einen Seite die fünf Kantone mit großer Eiferſucht dem
Wachsthum der Reformation zu ſahen, ſo ſuchte Zürich, auf
den Landsfrieden ſich ſtützend, derſelben auf alle Weiſe immer
größere Ausdehnung und Feſtigkeit zu geben. Daher ward
nun auch Schafhauſen, welches ſich kurz zuvor gänzlich
der Reformation ergeben hatte, feyerlich in das chriſtliche 27.
Burgerrecht aufgenommen.

Da jetzt die Prädikanten von Thurgau, Rheinthal, Appen-
zell und St. Gallen ſich zu einem in Frauenfeld zu hal- Dec.
tenden Synodus vereinigten, welchem ungefähr 500 Prädi- 14.
kanten beiwohneten, reiſte auch Zwingli auf denſelben mit
Pellikan und Collin, begleitet von zwei Mitgliedern des

---

*) Die Vergleichung beider Partheien über jene Punkte erſchien bald nachher im Drucke unter dem Titel: „Wie ſich D. Martin Luther ꝛc. und Huldreich Zwingli ꝛc. in der Summe chriſtlicher Lehre gleichförmig zu ſeyn befunden haben auf dem Geſpräch jüngſt zu Marburg in Heſſen 3 Okt. 1529. 4. Gedruckt zu Zürich durch Chriſt. Froſchauer.“ Siehe übrigens J. Conr. Füßlin's Beiträge zur Erläuterung der Kirchen- und Reformationsgeſchichte des Schweizerlandes, woſelbſt Th. III. S. 150—189 die von H. Bullinger verfaßte vollſtändige Nachricht von dem Geſpräche zu Marburg abgedruckt, und mit Anmerkungen begleitet iſt.

Raths. Nach vollendeter Synode begab er ſich mit ſeinen
Dec. Gefährten, auf dringende Einladung dieſer Stadt, nach
19. Konſtanz, predigte daſelbſt des folgenden Sonntags, Mor-
gens zu St. Stephan, und Abends im Dom; und kehrte
Montags über Stein am Rhein, wo er des folgenden
21. Tages ebenfalls predigte, wieder nach Zürich zurück.

Inzwiſchen beſchloß jetzt der große Rath in Zürich, daß die Conſtafelzunft, zu welcher auch Zwingli gehörte, künftig nicht mehrere Mitglieder in den Rath ſollte geben dürfen, als jede der zwölf andern Zünfte, weil von dieſer Zunft der Adelichen Viele der evangeliſchen Lehre ungünſtig waren, und ſo im Rathe der Gegenparthei ein Uebergewicht geben, und die auf Beförderung jener Lehre abzielenden Beſchlüſſe zuweilen hintertreiben konnten. Da aber dieſe Aenderung dem geſchwornen Briefe entgegen war, ſo erregte dieß viel heimlichen Groll, und namentlich ward Zwingli dafür angefeindet, weil man ihn in Verdacht hatte, daß er dazu gerathen hätte.

Der Abt St. Galliſche Handel war ſeit dem errichteten Landsfrieden noch ſchwieriger geworden. Denn da der gegen Wiſſen und Willen von Zürich und Glarus, wohl aber mit Begünſtigung von Luzern und Schwyz, neu erwählte St. Galliſche Abt, Kilian Käufli, mit den Briefen und Schätzen des Kloſters ſich ſogar außer die Schweiz geflüchtet, und die dem Evangelium größtentheils günſtigen Gottshausleute ſich um Befreiung von der Aebtiſchen Herrſchaft, und um Beiſtand zur Vollführung ihres Reformationswerkes an Zürich gewandt hatten, Luzern und Schwyz aber den Abt bei ſeinen Rechten ſchirmen wollten; ſo glaubten Zürich und Glarus ſich nun berechtigt und verpflichtet, ſich der Gottshausleute, zufolge des Landsfriedens, anzunehmen, und ihnen eine neue Landesverfaſſung zu entwerfen. Nach wiederholten Verhandlungen mit der St. Galliſchen Landſchaft im October
und November, wurden nochmals auch die beiden andern
28. Schirmorte Luzern und Schwyz eingeladen, ſich nach Wyl
zu begeben. Sie erſchienen zwar, hielten ſich aber nicht zu
denen von Zürich und Glarus. Dieß, und noch mehr ein
30. daſelbſt wider die Züricher- und Glarnergeſandten erregter

Auflauf war die Urſache, daß man nicht nur unverrichteter Sache, ſondern mit noch größerer gegenſeitiger Spannung aus einander ging.

Während im Anfange dieſes Jahres die angeſehene Stadt Straßburg ihr, voriges Jahr (25 Dec.) mit Zürich, Bern und Baſel geſchloſſenes chriſtliches Burgerrecht durch eine feyerliche Geſandtſchaft in Zürich beſchwören ließ, zeigte ſich dagegen das benachbarte Städtchen Baden der evangeliſchen Lehre ſo feindſelig, daß es nicht nur keinen evangeliſchen Prediger in ſeiner Mitte dulden wollte, ſondern auch jeden, der für das Evangelium ſprach, gefänglich einzog: Daher Zürich gegen die übrigen Stände ſich weigerte, an einem ſo partheyiſchen Orte ferner Tagſatzung zu halten. 1530 Jan. 26. Febr. 7.

Eben dieſer nun mit den evangeliſchen Ständen verbürgerten Stadt Straßburg eignete Zwingli ſeine, jetzt im Druck herausgegebene, Erklärung des Propheten Jeremias (No. 71.) zu. Eine Frucht dieſer Verbindung Zürichs mit Straßburg war auch, daß in der jetzt ſteigenden Theurung die letztere der erſtern ein bedeutendes Geſchenk an Getraide überſandte. Eben dieſe Theurung war aber auch eine Veranlaſſung, die Bürger gegen einander und gegen Zwingli zu erbittern. Da ſich nämlich viele Bürger über die Müller und Bäcker beklagten, daß dieſe das ſchuldige Gewicht an Mehl und Brod nicht lieferten, und die Obrigkeit, nach dem ſie die Klagen gegründet fand, ſich bewogen ſah, nicht nur öffentliche Mehlwagen anzuordnen, ſondern auch die Schuldigen zu ſtrafen; ſo wurden jene heftig erzürnt, und warfen die Schuld hauptſächlich auf Zwingli, der durch ſeine Rathſchläge und Predigten zu ſolchen Maßregeln aufgefordert habe. Dieſe drückende Noth bewog auch den Rath, ein ausführliches Sittenmandat an alle ſeine Angehörigen zu erlaſſen. März 14. 26.

In Folge des ſogenannten erſten Cappelerkriegs wurde nun auch zu Glarus eine große Landsgemeinde am Sonntage nach Oſtern gehalten, und die Meſſe ſammt Bildern und Altären April 24.

abgemehret; welche wirklich in den nächſten 14 Tagen wegge-
ſchafft wurden. Doch gab es auch viele Reiche und Gewal-
tige, die ſich heftig widerſetzten, und an die fünf Orte ſich anſchloſ-
ſen, ſo daß die Trennung in dieſem Lande fortdauerte, und
auch hier, wie überall in der Schweiz, jede Parthei für
ihren Glauben that, ſo viel ſie konnte. Daher war es den
evangeliſchen Ständen ſehr erwünſcht, daß auch Philipp,
Landgraf von Heſſen, dem evangeliſchen Burgerrecht der ſchwei-
zeriſchen Städte einverleibt zu werden verlangte, welches ihm
April ſogleich vorläufig ertheilt, und hernach (23. Jul.) feierlich
27. beſtätigt ward.

Zwingli ſetzte jetzt ſeine Bemühungen fort, die kirchlichen
Einrichtungen der evangeliſchen Gemeinden zu vervollkommnen,
und beſonders den Pfarrern eine angemeſſene fixe Beſoldung
anzuweiſen, damit ſie für ſich und die Ihrigen ehrliche Nah-
May tung finden. Zu dieſem Ende ward auf einer zweiten Synode
17. zu Frauenfeld, der auch Zwingli beiwohnte, das Nöthige
der Competenzen wegen in den gemeinen Herrſchaften geordnet,
und von den Prälaten und andern Inhabern der geiſtlichen
Zehnten ein größrer Beitrag an die Pfarrbeſoldungen gefor-
dert, von dieſen jedoch verweigert. Zu Zürich hingegen ward
ein Competenzen- oder Pfrundengericht niedergeſetzt, die
Collatoren vor daſſelbe beſchieden, die den Pfarren beſtimmten
Competenzen ihnen bekannt gemacht, und ihnen angezeigt, daß
ſie dieſelben alljährlich abliefern ſollten, widrigenfalls ihre
Früchte in Beſchlag genommen würden. Auch darüber klagten
jedoch die fünf Orte, namentlich, daß Zürich den Prädikanten
in den gemeinen Herrſchaften eigenmächtig Competenzen geord-
net, etliche Collatoren vor ihr Gericht citirt, und ihre Zehnten
in Beſchlag genommen habe, deſſen ſie doch ohne die übrigen
Eidgenoſſen keine Gewalt hätten, auch, zufolge des Landsfrie-
dens, jeder Theil bei ſeinen Freiheiten und Gerechtigkeiten
geſchützt bleiben ſollte. Wogegen Zürich erwiederte, daß jener
Artikel des Landfriedens einzig die Rechte der weltlichen
Obrigkeit berühre, die Pfründen und ihre Competenzen aber
bisher der biſchöflichen Gewalt zuſtändig geweſen; dieſe aber
ſey durch das göttliche Wort aufgehoben, und nach chriſtlicher
Ordnung auf die Gemeinden übergetragen worden, welche

ſelbſt vermittelſt der Synode dieſe ihr zukommenden Einrich-
tungen getroffen.

So wie Zwingli zu Unterſtützung aller verfolgten nothlei-
denden Freunde des Evangeliums ſtets bereit war, ſo nahm er
jetzt auch, auf die Empfehlung ſeiner Freunde von Straßburg
und Baſel, des mit Mangel und Armuth kämpfenden D. And-
reas Bodenſtein von Carlſtadt ſich an, bewirkte ihm zu Zü- Jun.
rich Schutz und Unterhalt, und da er einen ganz andern Mann in 6.
in ihm fand, als Luther ihn geſchildert hatte, weil er, durch
Leiden geprüft, geſetzter und bedächtlicher geworden, und bei
vieler Gelehrſamkeit einen warmen Eifer für das Evangelium
bewies, ſo verhalf er ihm zu der Stelle eines Prädikanten an
der Spitalkapelle in Zürich, welche er bis 1534 verſah.

Das Wichtigſte aber, was Zwingli und die ganze evange-
liſche und römiſch-katholiſche Chriſtenheit jetzt beſchäftigte,
war der von Kaiſer Karl V. zu Ausgleichung der Religions-
ſtreitigkeiten ausgeſchriebene Reichstag zu Augsburg. 15.
Hier überreichten die Proteſtanten, denen der Kaiſer befahl,
ihre Religionsbeſchwerden ſchriftlich einzugeben, die ſogenannte
Augsburgiſche Confeſſion, von Melanchthon verfaßt, 25.
welche öffentlich verleſen, und dann den Gelehrten des Kaiſers
zur Prüfung übergeben ward. Dieſe ſchrieben hierauf eine
Widerlegung derſelben, welche die proteſtantiſchen Fürſten
bewog, ſich gegen die ihnen gemachten Beſchuldigungen mit
einer Apologie derſelben zu verwahren. Weil nun die vier
Städte Straßburg, Conſtanz, Memmingen und
Lindau dieſer Confeſſion in der Lehre vom Abendmahl nicht
beiſtimmen konnten, ſo überreichten ſie dem Kaiſer eine beſondere
Confeſſion, nebſt einer Apologie derſelben. Ein gleiches that
jetzt auch Zwingli. Durch einen eigenen Boten ſchickte er
nach Augsburg, wohin, von Seite der Schweizer, ſowohl St.
Gallen, als von der andern Parthei, Luzern, Zug und
Solothurn Privatgeſandtſchaften abgeordnet waren, ein in
deutſcher und lateiniſcher Sprache verfaßtes Glaubensbe- Jul.
kenntniß, übergeben dem Römiſchen Kaiſer Karl 3.
auf dem Reichstag zu Augsburg (N°. 55). Zu glei-
cher Zeit widmete er mit Aeuſſerungen der reinſten Hochachtung
dem ihm ſehr geneigten, mit den evangeliſchen Schweſterſtäd-

ten verburgerrechteten, und jezt ebenfalls auf dem Reichstage
befindlichen Landgrafen Philipp von Heſſen, die jezt
Aug. weitläufig ausgearbeitete Schrift von der göttlichen Vor-
20. ſehung (No. 64), da Zwingli im Jahre zuvor an deſſen
Hofe zu Marburg über dieſen Gegenſtand gepredigt, und der
Landgraf ihn um dieſe Predigt erſucht hatte. Da Eck auch
Zwingli's Glaubensbekenntniß in einer groben Schmähſchrift,
betitelt: „Zurückweiſung der Artikel, die Zwingli S. K. Maje-
27. ſtät übergeben", angegriffen und ihn ſchändlich verleumdet; ſo
vertheidigte er ſich ungeſäumt dagegen in einem Sendſchrei-
ben an die durchlauchtigſten Fürſten deutſcher
Nation, zu Augsburg verſammelt (No. 66).

Als jezt Abt Kilian von St. Gallen, auf ſeiner Heim-
reiſe vom Reichstag zu Augsburg, wo er den Kaiſer um
Schirm und Beiſtand angeſprochen hatte, ertrank, eilten die
30. Mönche einen neuen Abt zu wählen, nämlich Diethelm Blarer
von Wartenſee; Zürich und Glarus hingegen benuzten die-
ſen Vorfall, nachdem ſie bereits ein neues Regiment in der
St. Galliſchen Landſchaft eingerichtet hatten, die Sekulariſa-
tion des Kloſters zu vollenden; ſie verkauften den Bürgern von
St. Gallen die Kloſtergebäude, und lieſſen auch die Toggen-
burger ſich für eine beſtimmte Summe von St. Galliſcher
Herrſchaft frei löſen; wozu Zwingli, als geborner Toggenburger,
beſonders eifrig mitwirkte. Die Kirchenſchäze des Kloſters St.
Gallen wurden zum Beſten der Landſchaft verwandt; welche
nun ſo feſt über ihrer neuen Landesordnung hielt, daß ſie dem
neuen Landeshauptmann von Luzern, Jakob am Ort, nicht ſchwö-
ren wollte, er ſchwöre ihnen denn zuvor ſelbſt, ſie bei ihrer
Landesordnung und dem göttlichen Worte zu ſchirmen. Da
aber Luzern dieß nicht zugab, ſo blieb der zürcheriſche Lands-
hauptmann, Jakob Frey, einſtweilen noch weiter an dieſer
Stelle; dagegen vereinten ſich Uri, Unterwalden und Zug mit
Luzern und Schwyz zu Drohungen, ſolche Verlezungen des
Landsfriedens ſelbſt mit den Waffen zu rächen.

Im Thurgau befeſtigte ſich inzwiſchen die Reformation
Sept. immer mehr. Dieſe Landſchaft erhielt von Zürich und Gla-
16. rus, — unvorgreiflich jedoch den übrigen Ständen — einen
Abſcheid von 38 Artikeln, auf welchen geſtüzt, der dama-

lige Landvogt von Glarus, Philipp Brunner, nun eine Ordnung und Satzung, wie ſich die gemeine Landgrafſchaft Thurgau in der chriſtlichen Reformation ihren Herren und Obern von Zürich gleichförmig gemachet, im Druck ausgehen ließ.

Aber auch in Solothurn, auf der Landſchaft beſonders, mehrten ſich die Freunde der evangeliſchen Lehre, und ſelbſt in der Stadt brachten ſie es dahin, daß ihnen eine Kirche zur Predigt eingeräumt, und Berchtold Haller aus Bern für einige Monate als Prediger bewilligt ward. Durch Zürich's Bemühung ſollte auch hier auf Martini eine Disputation ge- Nov.
halten werden, zu deren Beſuch Haller auch Zwingli bereden 11.
wollte; welche aber, bei dem Uebergewicht der päbſtlichen Parthei im Rathe und in der Bürgerſchaft, völlig unterblieb.

Nicht nur dem Landgrafen von Heſſen lag es ſeit dem Marburgergeſpräche ſehr an, die Spaltung zwiſchen den Sächſiſchen und Schweizeriſchen Kirchen in dem ſtreitigen Punkte der Abendmahlslehre zu heben; ſondern vorzüglich auch dem Theologen Martin Bucer aus Straßburg. Schon während des Augsburgiſchen Reichstages, auf welchem er ſich befand, gab er ſich Mühe eine Vereinigung beider Partheien zu erzielen. Und da er dieſelben mehr in den Worten als in der Sache ſelbſt verſchieden glaubte, und nun Ausdrücke gefunden zu haben meinte, welche ſich den Beifall einer jeden Parthei verſprechen dürften; ſo begab er ſich zuerſt zu Luther, und kehrte dann über Zürich und Baſel nach Hauſe, um auch Zwingli die Annahme derſelben zu belieben. Aber Zwingli fand die Ausdrücke nicht nur unbeſtimmt, ſondern ſelbſt verfänglich, und für die Zukunft gefährlich; und da dieſer, ſchon auf einer Zuſammenkunft der Prädikanten von Bern und Baſel mit denen von Zürich beſprochene, Gegenſtand nun auf einer Tagſatzung der evangeliſchen Stände in Baſel von 16.
Neuem betrieben ward; ſo wandte ſich Zwingli in einer Zu- 20.
ſchrift, Nahmens der drei Leutprieſter in Zürich, an dieſelbe, mit der Erklärung, daß ſie ſich mit Bucer's ſogenannter Concordienformel nicht vereinigen, ſondern ganz und gar bei der vorigen Meinung bleiben werden, die in dieſem Sinne begriffen, daß Chriſtus im Nachtmahl zwar gegenwärtig ſey, aber nicht

leiblich, noch natürlich, ſondern ſakramentlich d. i. dem reinen, lautern, gottesfürchtigen Gemüthe.

Um eben dieſe Zeit kam auch die Frage in Unterſuchung, ob es nicht nützlich, ja nothwendig ſey, eine Art von **Kirchenzucht** oder **Kirchenbann** in den evangeliſchen Kirchen einzuführen? Beſonders war Oecolampad ſehr dafür eingenommen, und ſuchte auch ſeinen Freunden in Zürich und Bern denſelben zu belieben. Er ruhte auch nicht, bis die Sache auf einer Tagſatzung zu Arau in Berathung genommen ward. Allein Zwingli wollte in dieſen Lieblingsplan Oecolampad's nicht eintreten; er glaubte vielmehr, daß die Lage der Chriſten jetziger Zeit eine ganz andere ſey, als diejenige zur Zeit der Apoſtel; alle Obrigkeiten ſeyen ja chriſtlich, ihnen dürfe und ſolle man daher die Verwaltung der Kirchenzucht überlaſſen, ſie aber, wofern ſie darin etwa ſaumſelig wären, mit Nachdruck zur Handhabung derſelben auffordern. Daher auch auf einer neuen Tagſatzung der evangeliſchen Burgerſtädte in Baſel (Nov.) ſich die Mehrheit dahin erklärte, daß die Einführung eines Kirchenbannes nicht nothwendig, vielmehr neue Störungen veranlaßen könnte, übrigens jeder Stand hierin freie Hand haben ſolle. Daher auch wirklich Baſel auf Oecolampad's Betreiben einen, wiewohl ſehr milden, Kirchenbann bei ſich einführte.

Eben dieſer Gegenſtand des Kirchenbannes, ſo wie die Maßregeln, welche gegen die im Rheinthal und den St. Galliſchen Landen ſich ausbreitenden Wiedertäufer zu ergreifen ſeyn möchten, waren die Urſache, weßwegen nun eine **zweite**
Dec. **Synode** in St. Gallen am Schluſſe dieſes Jahres gehal-
18. ten ward, welcher nebſt allen Prädikanten des Rheinthals,
Thurgau und Appenzell, auch Zwingli und Abt Joner zu
20. Cappel, nebſt einem Mitgliede des Raths, beiwohnte, derſelben präſidirte, und, nach ihrer Beendigung, über Gottes Vorſehung und Vollkommenheiten in St. Gallen predigte.

1531 Auch in dieſem Jahre dauerte der **Concordienhandel** noch fort; denn Bucer gab ſeine Unterhandlungen nicht auf, obgleich Luther, mit jener ihm zugeſandten Erklärung nicht zu-

frieden, ſeine Forderungen noch höher trieb, und damit Zwing-
li's Bemerkung beſtätigte, daß es ihm nicht ſo faſt um eine
wahre chriſtliche Vereinigung als darum zu thun ſeyn möchte,
daß man ihm gewonnen gebe. Bucer ſuchte jetzt nämlich,
Zwingli zur Unterſchreibung einer Luthern gefälligen Formel zu Febr.
bereden; aber Zwingli's Scharfblick wies dieſe Zumuthung ſei- 12.
nes Freundes zurück, ſetzte ihm den wahren Differenzpunkt
auf's Neue aus einander, und bat, ihm mit dieſer Sache nun
nicht weiter beſchwerlich zu fallen. Nun ſuchte der Rath zu
Baſel, durch Oekolampad für Bucer's Vereinigungsverſuche März
gewonnen, Zürich und Bern zu vermögen, zum Behuf des 15.
Schmalkaldiſchen Bündniſſes, dem Straßburgiſchen Bekennt-
niſſe auf jenem Reichstage und Bucer's Erklärung beizutreten.
Aber beide Stände lehnten dieſe Zumuthung ab, und Zürich
insbeſondere erklärte ſich, in einer ohne allen Zweifel von
Zwingli abgefaßten Antwort, bei ſeinem, kurz und bündig 31.
aufs Neue dargeſtellten Glaubensbekenntniße unveränderlich
bleiben, und daſſelbe nicht gegen eine dunkle und zweideutige
Formel vertauſchen zu wollen. Worauf dieſer Handel bis nach
Zwingli's Tode ruhete.

Deſto mehr beſchäftigten Zwingli dagegen die innern Angelegenheiten des Vaterlandes, da die ſteigende Erbitterung der katholiſchen und evangeliſchen Parthei einem neuen feindlichen Ausbruch ſchnell und unvermeidlich entgegenführte. Gleich im Anfange dieſes Jahres (9. Jenner) hatten die fünf Cantone auf einer Tagſatzung zu Baden ihre Beſchwerden wider Zürich weitläufig vorgetragen, und daſſelbe an's eidgenöſſiſche Recht gefordert; Zürich dagegen eben das, worüber jene ſich beſchwerten, zum Hauptpunkt ſeiner Gegenklage gemacht, die Verletzung des Landfriedens. Bei dieſen Vorwürfen, die ſich die Häupter der Cantone machten, nahm auch unter dem Volke das gegenſeitige Schmähen und Läſtern beider Partheien ſo heftig überhand, daß Zürich die Burgerſtädte zu ſich auf eine Tagleiſtung (19. März) einlud, ſich vor denſelben über die unerträglichen Schmähungen von Seite der fünf Orte bitter beklagte, und ſie dringend bat, auf eine neue Tagſatzung alle Cantone zu verſammeln, und durch die ernſteſten Vorſtellungen an die fünf Orte ihm gegen dieſelben Recht zu verſchaffen.

April Dieſe allgemeine Tagſatzung ward nun zwar in Baden
10. gehalten, und von den fünf Orten verſprochen, die Schmähun-
gen wider die Evangeliſchen zu verbieten, und die Läſterer zu
ſtrafen. Als ſie aber dieß Verſprechen nicht nur nicht erfüllten,
ſondern den unerträglichſten Schmähungen gleichſam noch frei-
ern Lauf lieſſen, rief Zürich die mit ihm verbürgerrechteten
24. Städte aufs Neue zuſammen, und bat dieſelben um Hülfe und
pflichtmäßigen Beiſtand, indem es ſich nun genöthigt ſehe,
die ihm täglich neu zugefügten frevelhaften Beleidigungen
an ſeinen Feinden mit der That zu rächen. Aber die Bur-
gerſtädte, und unter ihnen vorzüglich Bern, ſuchten durch man-
cherlei Vorſtellungen Zürich noch immer von einer förmlichen
Kriegserklärung wider die fünf Orte abzuhalten. Dieſes
hingegen, ungeduldig, ſich von ſeinen Verbündeten ſtets hin-
gehalten zu ſehen, lag ihnen aufs Dringendſte an, ihm bei ſo
offener Gefahr ihren Beiſtand zu kraftvoller Gegenwehr wider
die fünf Orte doch ja nicht länger zu verſagen; denn wenn
dieſe ſehen, daß ihr pflicht- und bündnißwidriges Betragen
nicht geahndet werde, ſo werden ſie es immer weiter treiben,
und unverſehens die Evangeliſchen wohlgerüſtet überfallen,
wenn dieſe ihnen nicht durch einen Hauptſtreich zuvorkommen.
Eben dieſer Meinung war auch Zwingli, welcher um dieſe
Zeit auch einer Synode, die zu Lichtenſteig im Toggen-
burg, ſeinem Geburtslande, gehalten ward, beiwohnte, und
daſelbſt ausgezeichnete Ehre und Liebe genoß. Er erklärte in
ſeinen Predigten, daß die Penſiöner das größte Hinderniß
alles Guten wären; wo dieſe nicht überall abgeſetzt, und fromme
Leute dagegen ins Regiment aufgenommen würden, ſey der
Sache nicht mehr zu helfen; auch ſey Zürich vermöge der
Bünde ſchuldig, ſich der verfolgten und vertriebenen frommen
und biedern Leute mit aller Macht anzunehmen, und die
Tyrannei zu ſtrafen.

May Dennoch konnten in Folge zweier Tagleiſtungen der Bur-
12. gerſtädte, von welchen die eine zu Arau, die andere zu
16. Zürich gehalten ward, Bern, Baſel, Schaffhauſen und St.
Gallen ſich nicht zu einer förmlichen Kriegserklärung, ſondern
einſtweilen nur zum Abſchlag des Proviants verſtehen.
Eine Maßregel, zu der ſich Zürich ſehr ungern verſtand,

weil dieſe nur unvollkommene Feindſeligkeit alles Verhaßte eines offenen Krieges, aber nicht den gleichen Nachdruck mit ſich führte, und ſich daher öffentlich gegen allfällige Folgen dieſes ihm, ſo zu ſagen, von Freund und Feind abgenöthigten Schrittes verwahrte. Auch Zwingli verwarf dieſen Beſchluß May
als eine falſche Maßregel, und ſprach am Pfingſttage, als 28.
das Mandat wegen Abſchneidung aller Zufuhr in die fünf Cantone von allen Kanzeln verleſen ward, öffentlich: „Ihr „von Zürich ſchlaget den fünf Orten die Proviant ab, als „Uebelthätern; da ſolltet ihr nun den Streich folgen, und „die armen Unſchuldigen nicht hungern laſſen. Dieweil ihr „aber ſtill ſitzet, als hättet ihr nicht Urſach genug zur Strafe, „und ſchlaget ihnen nichts deſto minder Speiſe und Trank „ab, ſo nöthiget ihr ſie euch zu ſtrafen und zu ſchlagen. „Das wird euch auch widerfahren.“

Da dieſe, von Zürich und Bern beſchloſſene, und mit aller Anſtrengung bewerkſtelligte Proviantſperre gegen die fünf Orte großes Aufſehen machte, und einen nahen Krieg vorausſehen ließ, ſo ſuchten die übrigen unpartheyiſchen Cantone, und ſelbſt die franzöſiſche Botſchaft in der Schweiz, Jun.
zwiſchen beiden Partheien den Frieden zu vermitteln. Es 14.
wurden daher von ihnen mehrere Tagſatzungen zu Bremgarten veranſtaltet (da Zürich ſeine Geſandten nicht mehr nach Baden ſenden wollte), die aber zu keinem Reſultate führ- 20.
ten, da jede Botſchaft einzig darauf angewieſen war, die angehörten Vermittlungsvorſchläge ihrer Regierung zu hin- Jul.
terbringen. Auf einer neuen Tagſatzung beſchloſſen jetzt die 10.
Schiedorte eine Uebereinkunft zu entwerfen, und dieſelbe durch perſönliche Geſandtſchaft den Regierungen der fünf Orte ſowohl, als auch den beiden Ständen Zürich und Bern vorzulegen, und zur Annahme zu belieben; wozu ſie auch die Letztern geneigt fanden, während die fünf Orte dieſelbe beharrlich verwarfen.

Inzwiſchen ſah Zwingli, daß ſelbſt im Rathe zu Zürich die Einigkeit nicht herrſchte, von der er allein einen, für die Freunde des Evangeliums ſiegreichen Ausgang dieſer ſchweren Händel erwartete, und daß vielen mit Behauptung der Sache der evangeliſchen Stände kein rechter Ernſt ſey,

indem ſie mehr für die fünf Orte, als für Zürich geſtimmt
waren, und ihn ſelbſt als den Urheber dieſer feindlichen Tren-
nung anſahen. Darum glaubte er, einen entſcheidenden
Schritt thun zu müſſen, um für ſeine Perſon auf jeden Fall
Jul. 26. gerechtfertigt zu ſeyn. Unerwartet erſchien er daher vor
dem kleinen und großen Rath, und zeigte ihnen an, wie er
jetzt mehr als eilf Jahre ihnen das Evangelium geprediget,
und ihnen öfters mit väterlicher Treue vorgeſtellt, welch'
großes Uebel ihnen und der ganzen Eidgenoſſenſchaft daraus
erfolge, wenn die fünf Orte, d. h. der Haufe derer, die
Penſionen nehmen, die Ueberhand gewönnen. Da man aber
ſtatt deſſen immer noch ſolche in den Rath befördere, denen
das Blutgeld nicht verleidet, und die der fünf Orte beſte
Freunde und dagegen Feinde des Evangeliums ſeyen: ſo ſey
wenig zu erwarten; und da er, ungeachtet man ihm und
der Wahrheit nicht folge, dennoch an allem Schuld ſeyn
müſſe, ſo begehre er jetzt ſeinen Abſchied, und wolle ſich auf
andere Weiſe berathen. Mit Beſtürzung vernahm der Rath
dieſe Erklärung, und verordnete eine Commiſſion aus den
erſten Magiſtratsperſonen, und zugleich vertrauten Freunden
Zwingli's, die ihn deſſelben Tages, Nachmittag um 3 Uhr,
zu ſich auf das Rathhaus baten, und ihm die dringendſten
Vorſtellungen gegen ſeinen Entſchluß machten. Worauf er
29. ſich Bedenkzeit ausbat, und nach drei Tagen wieder vor den
Räthen erſchien, mit der Anzeige, daß er Zürich groß zu
machen wünſche, wenn ſie nur Gott folgten; und daß er
auf ihre Beſſerung hin bei ihnen bleiben, und mit Gott
ſein Beſtes thun wolle bis an ſeinen Tod. Mitten unter
dieſem Druck vaterländiſcher Sorgen und Gefahren hatte er
die Ausbreitung des Evangelium's auch in benachbarten Län-
dern, beſonders in Frankreich, unverrückt im Auge. Er ar-
beitete daher, nicht ohne Aufforderung ſeiner Freunde, jetzt
eine kurze und klare Auslegung des chriſtlichen
Glaubens (No. 67.) aus, und eignete dieſelbe dem damah-
ligen König, Franz I. zu, deſſen Geſandtſchaft eben in Zü-
rich war, um an einer Vermittlung der Eidgenoſſen zu ar-
beiten; wobei er die Abſicht hatte, die Lehre der Reforma-
tion gegen die von ihren Gegnern in Frankreich gemachten

Beſchuldigungen zu rechtfertigen, und den König für die Bekenner derſelben zu gewinnen *).

In dieſen Tagen erſchien unerwartet ein großer und ſchreckender Komet, von welchem Zwingli Anlaß nahm, ſich gegen ſeine Freunde über die gefahrvolle Lage der Dinge und ſein eigenes bevorſtehendes Schickſal auszuſprechen. Als er Aug.
nämlich eines Abends auf dem Kirchhof beym Großmünſter 15.
mit Georg Müller, Abt zu Wettingen, dieſen Komet betrachtete, und von ſeinem Freunde gefragt wurde, was derſelbe wohl bedeute? antwortete er ihm leiſe: „Dieſer Stern „zündet (leuchtet) mir und manchem Ehrenmann und redlichem „Chriſten, die es in einer Eidgenoſſenſchaft gern recht und „gut ſähen, aus (zum Ende); als die ſchier (bald) werden leiden müſſen, dieweil Verrätherei und Untreu ſo gar überhand genommen.“ Und auf die Gegenrede des Abts: Ob Gott will, nein! Gott läßt das nicht geſchehen! fuhr er fort: „Gott wird es zur Bewährung geſchehen laſſen. So aber die „Ruthe Gottes an dem Haus Gottes anhebt, wehe und aber „wehe den Widerſachern des heiligen Evangelium's! Es wird „Gott ſeine Sache nichts deſto minder erhalten, wenn es ſchon „dahin kommt, daß man vermeint, es werde alles zu Grund „gehen. Der Sache an ihr ſelbſt traue ich gar wohl, die iſt „recht und gut; aber den Leuten ſo wenig, als ich kann. Gott „ſoll unſer einiger Troſt ſeyn“ **).

---

*) Dieſe Schrift, Zwingli's letztes Werk, erſchien erſt fünf Jahre nach ſeinem Tode (1536) im Druck, von Bullinger herausgegeben.

**) In gleichem Sinne und mit noch viel größerm Nachdruck äußerte er ſich in den letzten vierzehn Tagen vor ſeinem Tode, mehr als Einmahl, ſelbſt auf offener Kanzel. „Es iſt eine Kette gemacht, die iſt ganz, und wird mir und manchem frommen Züricher den Hals abdrücken. Denn ich weiß, ich weiß, es iſt um mich zu thun: da bin ich bereit und willig gegen Gott. Aber meine Herren müſſen dieſe Leute nimmer ſeyn u. ſ. w.“

Da die Bemühungen der vermittelnden Cantone und fremden Geſandtſchaften auf einer abermahligen Tagſatzung (10 Aug.) eben ſo fruchtlos, wie die frühern waren, weil der eine Theil immer Zuſicherung der Religionsfreiheit in allen Ländern der Eidgenoſſenſchaft, der andere aber Aufhebung der Fruchtſperre als Grundlage und Bedingung aller weitern Friedensvorſchläge voraus geſchickt wiſſen wollte; ſo wurde ein neuer Artikel entworfen, und den katholiſchen Geſandten übergeben,
Aug. 22. auf welchen ſie die Antwort ihrer Obern Montag vor Bartholomä wieder nach Bremgarten hinterbringen ſollten, während die übrigen Geſandten daſelbſt bleiben wollten. In dieſen Zwiſchentagen begab ſich Zwingli heimlich mit angehender Nacht, begleitet von Rudolf Collin und Werner Steiner, nach Bremgarten, zu ſeinem geliebten Heinrich Bullinger, der jetzt daſelbſt Prädikant war; beſchied noch in der Nacht die Boten von Bern zu ſich, und redete ernſtlich mit ihnen, ſtellte ihnen die bedenkliche Lage der Dinge vor, und ſeine Beſorgniß, daß bei der Untreue der Leute die Sache eine ſchlimme Wendung nehmen werde. Man habe durch die Verweigerung des Proviants eine den Städten ſchädliche Maßregel ergriffen Gebe man den fünf Orten nach, ſo werden ſie frecher und böſer als vorher; beharre man auf dem Abſchlag, ſo haben ſie den Vortheil zum Ueberfall, deſſen Gelingen viel fromme Leute koſten, der Kirche großen Abbruch thun, und einen mächtigen Ueberdrang der Pfaffen zur Folge haben werde, da ſie dann nicht mehr ſo leicht zum Evangelium kehren würden. Die Geſandten verſprachen Zwingli, ihr Beſtes zu thun, und vor Tagesanbruch verließ er Bremgarten wieder, eine Strecke Weges noch von Bullinger begleitet, von dem er zum dritten Mahl Abſchied nahm, mit weinenden Augen ſprechend: „Mein lieber Hein„rich! Gott bewahre dich, und ſey treu an dem Herrn Chriſto „und ſeiner Kirche!" Vergebens erwarteten indeß die Geſandten die rückkehrenden Boten der fünf Orte; dieſe erſchienen nicht mehr, ſondern brachen mit Ueberſendung einer kurzen und unbeſtimmten Antwort die Friedensunterhandlungen gänzlich ab.

Da nun bei fortdauernder Fruchtſperre die Noth der
Waldſtädte immer höher ſtieg, war es einzig die Bürger=
ſchaft von Rappersweil, welche, ſtatt nach der Abſicht
des Stadtrathes eine Beſatzung der Waldſtädte aufzunehmen,
ſich vielmehr vereinigte, eine Botſchaft nach Zürich zu ſenden,
einen Prädikanten zu freier Verkündung des göttlichen Wor=
tes zu verlangen, und um Aufhebung der Fruchtſperre zu
bitten, welche auch ſogleich erfolgte. Die Einwohner der fünf
Cantone hingegen reizte der Hunger nur zu deſto grimmi=
germ Trotze gegen Zürich und Bern, zu deſto hartnäckigerm
Feſthalten an ihrem alten Glauben, und zu der offenen Dro=
hung, ſich mit bewaffneter Hand Speiſe zu holen. Dieß be=
wog die drei Stände Freyburg, Solothurn und Ap=
penzell (welches im abgewichenen Monat nun ebenfalls die
freie Verkündigung des Evangelium's bei ſich erlaubt hatte)
durch eine Geſandtſchaft an Zürich und Bern nochmahls auf's Sept.
Allerdringendſte um Wiedereröffnung des Proviant's zu bitten, 2.
mit der Erklärung, daß ſie, wofern dieß nicht geſchehe, bei
einem ausbrechenden Kriege den Städten wider die fünf Orte
keine Hülfe leiſten werden. Da aber kein Stand ohne Vor=
wiſſen des andern eine endliche Antwort geben wollte, ward
ein Burgertag nach Arau ausgeſchrieben; und da auch hier 5.
keine Nachgiebigkeit erweckt werden konnte, ſo machte Zü=
rich, weil man ihm und Zwingli vornehmlich die Schuld bei=
maß, die Gründe ſeines Verfahrens in einer gedruckten
Schrift ausführlich bekannt. Nun ſuchten auch die Städte 9.
Straßburg und Conſtanz auf einer Verſammlung der 16.
verbürgerten Städte zu Baſel, Zürich und Bern von der
Proviantverweigerung, als einer grauſamen und unchriſtlichen
Maßregel, abzubringen, wiewohl vergeblich. Dennoch fand
auf Antrieb von Glarus, Freyburg, Solothurn und Appen=
zell noch eine Zuſammenkunft der Burgerſtädte in Arau ſtatt, 23.
wo die Schiedorte ſechs Vergleichsartikel entwarfen, und mit
denſelben von Ort zu Ort reiſeten. Die Boten von Glarus,
Straßburg und Conſtanz redeten beſonders dringend mit
Zwingli in Zürich, ſein Möglichſtes zu thun, daß die Zu=
fuhr geöffnet und der Krieg vermieden werde. Er antwor=
tete: Man wolle nur immer das Böſe pflanzen, aber mit

keinem Ernſte die Guten und das Gute ſchirmen; dieß werde ihnen auf lange Zeit hinaus übel bekommen. Er für ſich habe die Sperrung der Lebensmittel nie gebilligt; da ſie nun aber verhängt ſey, ſo drohe bei der geringen Einigkeit der evangeliſchen Städte durch Aufhebung ſowohl, als durch Fortſetzung der Sperre für dieſelben gleich große Gefahr. Uebrigens verwies er ſie mit ihrem Geſuch an den Rath ſelbſt, der ſich auch nochmals bereit erklärte, die vorgeſchlagenen Artikel ſich gefallen zu laſſen.

Allein die fünf Orte verwarfen nicht nur alle Vorſchläge,
ſondern ſchritten jetzt ungeſäumt zur Eröffnung der Feind-
Oct. ſeligkeiten, auf welche ſie ſich ins Geheim ſchon lange gerü-
9. ſtet hatten. Sie erließen ein weitläufiges Kriegsmanifeſt,
und thaten bereits einen Einfall in die gemeinſame Herr-
ſchaft der freien Aemter, um ſich die Zufuhr zu öffnen, wäh-
rend an eben dieſem Tage das Hauptheer ſich in Zug ſam-
melte. Inzwiſchen hatte Zürich in großer Verblendung, weil
es keine Gefahr beſorgte, alle Gegenanſtalten unterlaſſen,
und ſelbſt den wiederholten Anzeigen und Warnungen von den
feindlichen Rüſtungen der katholiſchen Orte keinen Glauben
beigemeſſen, indem auch Zwingli ſie für bloße Kunſtgriffe der
dortigen Penſiöner und für blinden Lärm hielt. Erſt auf die
zuverläßigſten Berichte vom Anrücken der Feinde beorderten ſie
10. den erſten Auszug unter Georg Göldli auf Kappel, der ſich
aber ſogar bis auf den folgenden Morgen verzog, und ja
nicht den erſten Angriff thun ſollte. Der jetzt in die Stadt
berufene Landvogt von Kyburg, Rudolf Lavater, als Ober-
befehlshaber über die Truppen, drang darauf, den allgemei-
nen Landſturm ſogleich ergehen zu laſſen; allein der Rath,
ſelbſt getheilt, verlor die Zeit mit unnützem Wortwechſel, ſo
daß erſt am ſpäten Abend die Sturmglocken ertönten, und
ſelbſt da noch der Landſturm durch Böswillige aufgehalten
ward, und das Heer zu Kappel nur langſam auf höchſtens
tauſend Mann ſich verſtärkte, während das katholiſche bereits
11. auf achttauſend angeſtiegen war. Am folgenden Tage, dem
Tage der Schlacht ſelbſt, zog aus Mangel an Voranſtalten
und Ordnung erſt Mittags um 11 Uhr das Panner mit dem
Oberbefehlshaber aus der Stadt, und nur etwa mit 700

Mann, ſtatt 4000, die es hätten begleiten ſollen, und auch dieſe unbeeidigt und ohne militairiſche Ordnung, da die Gefahr Eile gebot. Auch Zwingli reiſte mit, aufgefordert vom Magiſtrate, da ſein Anſehn, Rath und Troſt unentbehrlich war. Er war einer der Letzten, welche die Stadt verließen, bewaffnet und zu Pferde. Mit Wehmuth ſah er, wie ſeine Weiſſagungen jetzt anfingen, in traurige Erfüllung zu gehen, auch verriethen ſeine letzten Unterredungen mit vertrauten Freunden deutlich, daß er nicht glaube, wieder nach Hauſe zu kommen. Auf dem Marſche ritt er oft bei Seite, und empfahl ſeine Seele und das Wohl der Kirche Gott im ſtillen, inbrunſtvollen Gebete. — Vor 12 Uhr überbrachte ein Trompeter dem Züricheriſchen Hauptmanne zu Kappel den Abſagbrief der fünf Orte, und um 1 Uhr ſchon ward die Anhöhe auf Scheuren, wo die Züricher ſtanden, beſchoſſen, daß der Donner des Geſchützes weit in die Ferne ſcholl. Dieß, und die unaufhörlichen Mahnboten um Verſtärkung, drängten den Zug des Panners zur Eile. Aber die rauhe und ſteile Straße über den Albisberg ermattete viele alte und geharniſchte Männer. Daher trugen einige Anführer Bedenken, mit ſo wenigen und ermatteten Truppen dem ausgeruheten, zahlreichen und einträchtigen Feinde noch entgegen zu rücken. Aber Zwingli glaubte, daß es zu ſpäte werde, wenn man ſich erſt hier auf dem Berge ſammeln wolle, daß es ſich auch nicht zieme, zu ſäumen, und die Seinigen vor dem Feinde leiden zu laſſen. „Ich einmahl, ſprach er, will im Namen Gottes zu den biedern Leuten hin, und mit und unter ihnen ſterben, oder ſie helfen retten.“ So kam denn das Panner gegen vier Uhr auf dem Schlachtfelde an, und man reihete ſich in Schlachtordnung, hinter einem Walde den Angriff des Feindes erwartend. In der vorderſten Ordnung ſtand auch Zwingli, nahe bei ſeinem Freunde Johannes Haller, Pfarrer zu Bülach, gar ſtill und in ſich gekehrt, nur daß er ernſtlich fragte: woher doch der Feind käme. Haller forderte ihn jetzt auf: „Meiſter Ulrich! redet mit den biedern Leuten, daß ſie troſtlich und tapfer ſeyen!“ Er antwortete: „Geſell, Hans, wir wollen alle troſtlich und redlich ſeyn, und Gott unſere Sache laſſen walten.“ Dann ſprach er zu denen, die bei und um

ihn ſtanden: „Biedere Leute! Seyd getroſt und fürchtet euch nicht! Müſſen wir gleich leiden, ſo iſt doch die Sache gut. Befehlet euch Gott, der kann uns und die Unſern pflegen. Gott walte ſein!" — Indeß gedachten die Feinde bereits ſich zurückzuziehen, und den Angriff auf Morgen zu verſchieben, da die Sonne ſich ſchon zum Untergange neigte, als der Anführer der Urner noch dieſen Abend den Angriff auf die zerſtreuten und ermüdeten Züricher zu unternehmen rieth, und zugleich von vorn wüthend auf ſie eindrang, während die feindlichen Hauptpanner die von Geſchütz entblößte Seite derſelben anfielen, und als dieſe vor ihnen wichen, nun das Panner Zürich's umringten, und alles, was vor demſelben ſtand, niedermachten, indeß die hinter demſelben Kämpfenden, von Schrecken ergriffen, feige zurück flohen, bis ſich zuletzt Alles in eine allgemeine Flucht des Volks und der Anführer auflöſte, bei welcher das Panner kaum noch gerettet ward.

Von den auf der Wahlſtatt Gebliebenen war Zwingli einer der Letzten. Von einem Steine empfindlich getroffen, war er im Gedränge der Fliehenden und Verfolgenden dreimahl niedergeſunken, hatte aber immer wieder ſich aufgerichtet; zum vierten Mahle endlich, ſtürzte er, von einem Speer verwundet, auf ſeine Kniee, und rief: „Welch' Unglück iſt denn das? Den Leib können ſie wohl tödten, aber die Seele nicht!" Als die Feinde zur Plünderung der Erſchlagenen auf das Schlachtfeld zurückkehrten, fanden ſie ihn, nicht fern vom Ort des Angriffs, mitten unter Todten und Verwundeten, auf dem Rücken liegend mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen. Ohne ihn zu kennen, fragten ſie ihn, ob man ihm, da er ſo ſchwach und dem Tode nahe wäre, einen Prieſter bringen ſollte, dem er beichte. Aber mit verneinender Bewegung des Hauptes ſchlug er es aus. Da ſchrieen ſie ihm weiter zu, weil er doch nicht mehr reden könne, noch beichten, ſolle er die Mutter Gottes im Herzen haben, und die lieben Heiligen anrufen, daß ſie ihm Gnade von Gott erwürben; aber er verneinte auch dieſes, und ſah unverwandten Blickes zum Himmel. Da ſchmähten ſie ihn als einen von den verſtockten Ketzern, der werth ſey, daß man ihm den Lohn gebe; und Hauptmann Fuchinger von Unterwalden, der eben dazu kam, zog im Zorne ſein Schwert und verwundete ihn, daß er ſogleich verſchied. — So ſtarb Zwingli, nebſt noch dreizehn ſeiner Amtsbrüder, mitten auf dem Schlachtfelde, um 5 Uhr, in einem Alter von 47 Jahren, 9 Monaten und 11 Tagen, den Tod für Gott und Vaterland.

Verzeichniß

ſämmtlicher

Deutſcher ſowohl als Lateiniſcher

Schriften

Zwingli's,

wie ſolche,

zuerſt einzeln von Ihm Selbſt herausgegeben,

zu Zürich im Druck erſchienen ſind,

nach ihrem Inhalte geordnet *).

---

*) Diejenigen Schriften, deren Original zwar lateiniſch, aber gleichzeitig ins Deutſche überſetzt wurde, ſind mit einem einfachen, diejenigen Schriften hingegen, welche aus ihrem lateiniſchen Original noch niemahls ins Deutſche überſetzt wurden, mit einem doppelten Sternchen bezeichnet. In allen übrigen Schriften, welche kein Sternchen haben, iſt das Original deutſch. — Die Citation richtet ſich immer nach dem Original, und wo die Blätter einer Schrift paginirt ſind, da wird nach der Zahl der Blätter, wo aber dieſe keine Zahlen haben, nach der Zahl der ſelbſt nachgezählten Seiten citirt. — Die am Ende jedes Titels in ( ) beigefügte Numer zeigt die Numer an, welche die Schrift im literariſch-hiſtoriſchen Anhange zur Lebensbeſchreibung Zwingli's von J. C. Heß hat, und wobei die chronologiſche Ordnung zum Grunde liegt. Dieſe Numern ſind daher auch in der Jahrtafel beibehalten; wogegen nun in dem Werke ſelbſt die Schriften nach den Numern des nachſtehenden Verzeichniſſes angeführt ſind.

I.

Allgemeinere Schriften.

1.

Vertheidigung aller Reformen in Lehre und Cultus, oder Beſtreitung aller Mißbräuche und Abweichungen von der reinen Lehre des Evangelium's.

A.

In ihrem ganzen Umfange.

N°.

1. Auslegung und Begründung der (67) Schlußreden oder Artikel, welche den darüber gehaltenen öffentlichen Religionsgeſprächen vorangeſchickt wurden. Zugeeignet dem Ammann, Rath und der Gemeinde des Landes Glarus. Den 14ten Heumonat 1523.
508 Seiten in 4. (N°. 10.)

2. Antwort Valentino Compar, Altlandſchreiber zu Uri, über die vier Artikel, die er ihm aus ſeinen Schlußreden angetaſtet. Den 27ſten April 1525.
120 S. in 4. (N°. 43.)

3.* Von wahrer und falſcher Religion, Commentarius d. i. ausführlicher Bericht. Dem allerchriſtlichſten König von Frankreich, Franzisko I. zugeeignet. Verdeutſcht durch Leo Jud. 1526. Ohne die Zueignungen des Verfaſſers und Ueberſetzers 289 Blätter in 8. (N°. 40.)

4. Zwo Predigten gehalten zu Bern bei der Disputation, herausgegeben nebſt andern von fremden Prädikanten dort gehaltenen Predigten, enthaltend 1) eine Er-

läuterung der zwölf Artikel des chriſtlichen Glaubens, S. 32-85; und 2) ein Abſchiedswort der Ermunterung zur Beharrlichkeit im Glauben. S. 177-185. 1528. zuſammen 63 S. in 8. (N°. 63.)

5. * Glaubensbekenntniß übergeben dem Römiſchen Kaiſer, als er ſich auf dem Reichstag zu Augsburg befand. Den 3ten Heumonat 1530. 51 S. in 8. (N°. 65.)

6. * An die durchlauchtigſten Fürſten deutſcher Nation, zu Augsburg verſammelt, ein Sendſchreiben; enthaltend eine Vertheidigung des dem Kaiſer übergebenen Glaubensbekenntniſſes in Beziehung auf die Verläumdungen D. Joh. Ecks. Den 27ſten Auguſt 1530. 39 S. in 4. (N°. 66.)

7. * Kurze und klare Auslegung des von Zwingli gepredigten chriſtlichen Glaubens; kurz vor ſeinem Tode einem chriſtlichen König zugeeignet, und nach ſeinem Tode herausgegeben von Heinrich Bullinger. Ueberſetzt durch Leo Jud. 1536. 72 Bl. in 8. (N°. 67.)

B.

In beſonderer Beziehung

a.

auf die evangeliſche Glaubenslehre.

1) Von Gott.

8. * Von der Vorſehung Gottes. Reminiſcenzen der zu Marburg darüber gehaltenen Predigt, an den durchlauchtigſten Philipp, Landgraf zu Heſſen. Verdeutſcht durch Leo Jud. 1531. 224 S. in 8. (N°. 64.)

2) Von der H. Schrift.

9. Von Klarheit und Gewißheit oder Unbetrüglichkeit des Wortes Gottes. Eine erweiterte Predigt, zugeeignet der Frau Priorinn und dem ganzen Convent am Oedenbach in Zürich, wo ſie gehalten wurde. Den 6ten Herbſtmonat 1522. 56 S. in 4. (N°. 7.)

3) Schriftmäßige Würdigung des Verhältniſſes der Mutter Jeſu zu ihrem Sohne, als dem Sohn Gottes nach dem Geiſte der Heiligung.

10. Eine Predigt von der ewig reinen Magd Maria, der Mutter Jeſu Chriſti unſers Erlöſers; oder lehrreiche Betrachtung über den engliſchen Gruß und den Lobgeſang der Maria. Zugeeignet ſeinen fünf Brüdern. Den 17ten Herbſtmonat 1522. 39 S. in 4. (No. 6.)

4) Von dem urſprünglichen Verderben der menſchlichen Natur.

11** Erklärung über die ſogenannte Erbſünde in einem Sendſchreiben an Urbanus Rhegius. Den 15ten Auguſt 1526. 22 Bl. in 8. (No. 55.)

5) Von der H. Taufe.

12. Vom Tauf, Wiedertauf und Kindertauf. Zugeeignet dem Rath und der ganzen Stadtgemeinde St. Gallen. Den 27ſten May 1525. 144 S. in 4. (No. 44.)

13. Ueber Doktor Balthazars Taufbüchlein, wahrhafte und gegründete Antwort. 1525. 48 S. in 4. (No. 45.)

14** Ein Brief an Petrus Gynoräus, dermahlen in Augsburg, worin ſich einige Nachrichten von Eck, Faber und dem Wiedertäufer Balthazar befinden. Den 31ſten Auguſt 1526. 16 S. in 8. (No. 54.)

15** Wider die Kunſtgriffe und Ränke der Wiedertäufer. Eine belehrende Zurechtweiſung. 1527. 191 S. in 8. (No. 62.)

6) Von dem H. Nachtmahl.

16** Vom Meßkanon. Ein Verſuch. Zugeeignet dem Herrn Theobald von Geroldseck, Statthalter des Kloſters Einſiedeln. Den 4ten September 1523. 55 S. in 4. (No. 15.)

17** Vertheidigung des Verſuchs vom Meßkanon. Zugeeignet Ebendemſelben. Den 9ten Oktober 1523. 7 S. in 4. (No. 16.)

18.* Ein Gegenwurf und Widerwehr wider Hieronimus Emſer, des Kanons in der Meß Beſchirmer. Im Auguſt 1524. 66 S. in 4. (No. 17.)

19. a. Action oder Brauch des Nachtmahls, Gedächtniß oder Dankſagung Chriſti, wie ſie auf Oſtern zu Zürich angehebt wird, im Jahr 1525. 16 S. in 4. (N°. 42.)

b. Chriſtliche Ordnungen und Bräuche der Kirche Zürich, oder Zürcheriſche Kirchenagende. 1530.
72 S. in 4.

20** Expoſtulation, oder Beſchwerdeſchrift gegen Fridolin Lindauer, Prediger zu Bremgarten, wegen ſeines auf die Kanzel gebrachten Irrthums, die Gnade Gottes in Chriſto betreffend. Den 20ſten Oktober 1524.
12 S. in 4. (N°. 37.)

21.* Vom Nachtmahl des Herrn, ein Sendſchreiben an Matthäum Alber, Prädikanten zu Reutlingen. Verdeutſcht durch Georg Binder. Im März 1525.
34 S. in 8. (N°. 38.)

22.* Eine Antwort auf die Epiſtel Johannis Bugenhag aus Pommern, das Nachtmahl Chriſti betreffend. Den 23ſten Weinmonat 1525.
28 S. in 4. (N°. 47.)

23** Antwort auf die Briefe von Theobaldus Billicanus und Urbanus Rhegius. Den 1ſten März 1526. 56 S. in 4. (N°. 50.)

24** Kurze Antwort auf einen ſehr weitläufigen Brief eines ſogenannten eben nicht gewöhnlichen Freundes, in Beziehung auf die Lehre vom H. Abendmahl. Den 14ten Auguſt 1526. 14 S. in 8. (N°. 52.)

25** Eine Zuſchrift an den Nürnbergiſchen Prediger, Andreas Oſiander, in welcher ſich Zwingli über ihn beſchwert, daß er bis dahin die neue Lehre von der Dankſagung verworfen und grundlos angefochten habe. Den 6ten May 1727, nebſt Oſianders Antwort. Nürnberg.
S. 3-6. 7-78 in 4. (N°. 58.)

26** Sendſchreiben an eine der berühmteſten Städte Deutſchlands, welche den Schriften Zwingli's und Oekolampad's den Eingang bei ihr verſchloſſen hatte.
(N°. 51.)

Der Grund dieſer Verfügung und die Widerlegung deſſelben rechtfertigt die dieſer N°. gegebene Stellung. Sie befin-

det ſich übrigens, und zwar ohne Datum, einzig in den von Rudolf Gwalter herausgegebenen ſämmtlichen Werken Zwingli's.

Von dem Nachtmahl Chriſti, Wiedergedächtniß oder Dankſagung, H. Z. Meinung, jetzt im Lateiniſchen Commentario beſchrieben, und durch drei getreue Brüder eilends ins Deutſche gebracht, ob Gott will, zu Gutem auch deutſcher Nation. Den 23ſten März 1525.
88 S. in 4.

Dieſe Schrift iſt die ſogleich mit der Erſcheinung des lateiniſchen Commentar's von wahrer und falſcher Religion veranſtaltete deutſche Ueberſetzung des 17ten Capitels deſſelben von der Euchariſtie. Theils um eine vollſtändige Ueberſicht aller dieſen Gegenſtand betreffenden und beſonders erſchienenen Abhandlungen Zwingli's beiſammen zu haben, theils um ſelbſt den Titel der nun zunächſt folgenden und darauf ſich beziehenden Schrift deſto beſſer zu verſtehen, konnte die Anführung dieſer partiellen Ueberſetzung von N°. 3. hier nicht wohl unterlaſſen werden.

27.* **Nachhut von dem Nachtmahl oder der Dankſagung Chriſti. Ein Nachtrag zur Vervollſtändigung dieſes Capitels im Commentar von wahrer und falſcher Religion. Verdeutſcht durch Georg Binder. 1526.**
57 S. in 4. (N°. 41.)

28. **Eine klare Unterrichtung vom Nachtmahl Chriſti, deutſch beſchrieben (zum erſten Mahl), um der Einfältigen willen, damit dieſe durch Niemandes Spitzfindigkeit hintergangen werden. 1526. 70 S. in 4. (N°. 49.)**

29. **Antwort über Doctor Straußen's Büchlein, wider Zwingli geſchrieben, das Nachtmahl Chriſti betreffend. 1527. 96 S. in 8. (N°. 56.)**

30** **Freundſchaftliche Auslegung oder Erklärung der Lehre von der Dankſagung im H. Abendmahle.**
(Eröffnung der von Seite Zwingli's mit Luther über dieſen Gegenſtand gewechſelten vier Streitſchriften.) Den 20ſten Februar 1527. 77 S. in 4. (N°. 57.)

31. Freundliche Zurechtweiſung oder Verwahrung gegen die Predigt des trefflichen Mannes Martin Luthers wider die Schwarmgeiſter, zu Wittenberg gethan und beſchrieben, zu Schirm des weſentlichen Leibes und Blutes Chriſti im Sakrament. Den 30ſten März 1527. 32 S. in 8. (N°. 59.)

32. Daß dieſe Worte Jeſu Chriſti: Das iſt mein Leib, der für euch dahin gegeben wird, ewig den alten, einzig wahren Sinn haben-werden, und Martin Luther mit ſeinem letzten Buch (daß dieſe Worte Chriſti: das iſt mein Leib u. ſ. w. noch feſt ſtehen wider die Schwarmgeiſter) ſeinen und des Pabſtes Sinn gar nicht gelehrt noch bewährt hat. Chriſtliche Antwort, zugeeignet Joanſen, Churfürſten zu Sachſen. 1527. 184 S. in 8. (N°. 60.)

33. Ueber D. M. Luthers Buch, Bekenntniß genannt, zwo Antworten Joh. Oekolampad's und Huldr. Zwingli's. 1525. Ohne die Dedication den frommen chriſtlichen Fürſten Joanſen, Herzog zu Sachſen, und Philippen, Landgrafen zu Heſſen. 186 Bl. in 8. (N°. 61.)

7) In Beziehung auf die Ehe.

34. Ueber die Gevatterſchaft, daß ſie die Ehe nicht hindern ſoll noch mag. 1525. 12 S. in 4. (N°. 39.)

8) In Beziehung auf die Prieſterweihe.

35. Von dem Predigtamt. Zugeeignet dem Rath und der ganzen Gemeine der Graſſchaft Toggenburg. Den 30ſten Brachmonat 1525. 60 S. in 4. (N°. 46.)

b.

auf die evangeliſche Sittenlehre.

36. Von göttlicher und menſchlicher Gerechtigkeit, oder von dem großen Unterſchied zwiſchen Legalität und Moralität. Eine erweiterte Predigt am St. Johannis Tag. Zugeeignet Herrn Niklaus von Wattenwyl, Probſt zu Bern. Den 30. Heumonat 1523. 64 S. in 4. (N°. 12.)

37. Von Erkieſen und Freiheit der Speiſen, oder Vertheidigung der evangeliſchen Freiheit in allen Dingen, welche Gott nicht verboten hat. Den 16ten April 1522.
52 Seiten in 4. (N°. 1.)

38. Der wahre und falſche Hirt, oder Erwägung, weſſen ein evangeliſcher Lehrer ſich zu befleißen, und wovor er ſich zu hüten habe. Eine erweiterte Synodalrede, zugeeignet Jakob Schurtanner, Biſchof d. i. Wächter und Hirten zu Tüfen in Appenzell. Den 26ſten März 1524.
74 Seiten in 4. (N°. 23.)

39. Eine treue Ermahnung an die Eidgenoſſen, daß ſie nicht, durch ihre falſchen Propheten verführt, ſich wider die Lehre Chriſti ſetzen.
21 Seiten in 4. (N°. 14.)

40. Welche Urſach geben zu Aufruhren, welches die wahren Aufrührer ſeyen, und wie man zu chriſtlicher Einigkeit und Frieden kommen möge, zugeeignet der chriſtlichen Gemeine zu Müllhauſen. Den 28ſten Chriſtmonat 1525. 96 Seiten in 4. (N°. 48.)

Von der Verbindlichkeit der Regenten für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Volkes auf alle Weiſe, beſonders aber durch Aufhebung des fremden Kriegsdienſtes und des Penſionenweſens zu ſorgen.

a.)

41. Eine göttliche Vermahnung an die ehrſamen, weiſen, ehrenfeſten, älteſten Eidgenoſſen zu Schwyz, daß ſie ſich vor fremden Herren hüten und entladen. Den 16ten Mai 1522.
24 Seiten in 4. (N°. 2.)

b.)

42. Eine treue und ernſtliche Vermahnung an die Eidgenoſſen, daß ſie ſich nach ihrer Voreltern Brauch und Geſtalt richten, damit ſie die Untreue und Liſt ihrer Feinde nicht beleidigen möge. 16 Seiten in 4. (N°. 24).

Von der Nothwendigkeit religioſer, wiſſenſchaftlicher und gymnaſtiſcher Bildung der Jugend.

43.* Wie man die Jugend in guten Sitten und chriſtlicher Zucht auferziehen und lehren ſoll. 1526. 26 Seiten in 4. (No. 13.)

2.

Schriften,

in Beziehung auf den Widerſtand der Biſchöflichen Kurie zu Conſtanz gegen die von Zwingli und ſeinen Freunden für nöthig erachteten Reformen in Lehre und Cultus.

a.)

Privatvorſtellungen an den Biſchof.

44** Bittſchrift einiger Verkündiger des Evangeliums in der Schweiz an den Hochw. Herrn Biſchof zu Conſtanz, daß er ſich zu keiner dem Evangelium nachtheiligen Bekanntmachung ſoll bereden laſſen, auch nicht länger dem Aergerniß der Unzucht zuſehe, ſondern den Geiſtlichen ſich zu verehlichen, die Bewilligung ertheile. Den 2ten Juli 1522. 16 Seiten in 4. (No. 3.)

45. Eine freundliche Bitt und Ermahnung etlicher Prieſter der Eidgenoſſenſchaft, daß man das H. Evangelium zu predigen nicht verwehre, noch darüber unwillig werde, wenn die Prediger, Aergerniß zu vermeiden, ſich verehlichen.

40 Seiten in 4. (No. 4.)

46** Schutzrede, Archeteles genannt, d. h. erſtes und letztes Wort zur Verantwortung auf die von dem Hochw. Herrn zu Conſtanz an Probſt und Capitel in Zürich erlaſſene (von dem ſchamloſen Partheigeiſt gewiſſer Perſonen ihm abgedrungene) Ermahnung. Den 23ſten Auguſt 1522. 76 Seiten in 4. (No. 5.)

b.)

Mit obrigkeitlicher Bevollmächtigung publicirte Schriften zur Vertheidigung und Anbahnung der Reformation.

47. Handlung der Verſammlung der löblichen Stadt Zürich auf den 29ſten Tag Jenner's, von- wegen des H. Evangelii u. ſ. w. oder Beſchreibung des erſten öffentlichen Religionsgeſpräches zu Zürich, im Jahr 1525. 80 Seiten in 4. (No. 9.)

48. Acta oder Geſchicht, wie es auf dem Geſpräch des 26. 27. und 28ſten Tag Weinmonat's in der chriſtlichen Stadt Zürich ergangen iſt, oder Beſchreibung des zweiten öffentlichen Religionsgeſpräches zu Zürich im Jahr 1523. 116 Seiten in 4. (No. 18.)

49. Kurze und chriſtliche Einleitung, die ein ehrſamer Rath der Stadt Zürich den Seelſorgern und Prädikanten in ihren Städten, Landen und Gebieten wohnhaft, zugeſandt haben, damit ſie die evangeliſche Wahrheit einhellig fürhin verkünden, und ihren Unterthanen predigen. Den 17ten November 1523. 44 Seiten in 4. (No. 19.)

50. Chriſtliche Antwort Bürgermeiſter's und Rath's zu Zürich, dem Hochw. Herrn Hugo, Biſchof zu Conſtanz, über den Unterricht beider Artikel, der Bilder und der Meß, ihnen zugeſchickt. Den 18ten Auguſt 1524.
72 Seiten in 4. (No. 20.)

II.

Speciellere Schriften,
mit perſönlichen Beziehungen auf ſich und Andere.

1.
Perſönliche Vertheidigungsſchriften gegen Verläumdungen und falſche Zulagen aller Art.

a.
Ueberhaupt.

51. **Entſchuldigung etlicher Huldrych Zwingli zugelegter Artikel, doch unwahrlich.** An die Geſandten der Eidsgenoſſenſchaft, auf der Tagſatzung zu Bern verſammelt. Den 3ten Heumonat 1523.
8 Seiten in 4. (No. 11.)

52. **Ein Epiſtel, kurz und chriſtlich, an den ehrſamen Landrath und ganze Gemeinde ſeines Vaterlandes, der Graffchaft Toggenburg, geſchrieben.** Den (15ten) Heumonat 1524.
8 Seiten in 4. (No. 25.)

53. **Eine kurze, aber getreue Unterrichtung, wie man ſich vor Lügen (wovon dieſer Zeit alles voll iſt) hüten und bewahren ſoll.** Den 25ſten Juni 1524.
8 Seiten in 4. (No. 26.)

b.
Beſonders
gegen
Johannes Eck und Johannes Faber.

54. **Ueber Joh. Ecks Miſſiv und Entbieten an die Geſandten der Eidgenoſſen, auf der Tagſatzung zu Baden verſammelt,** ſo viel als die Perſon Zwingli's darin angegriffen worden, **chriſtlich und genugſame Verantwortung.** Den 31ſten Augſtmonat 1524.
8 Seiten in 4. (No. 27.)

55. Huldrych Zwingli's Antwort, dem Rath zu Zürich eilends gegeben, auf die ihm gemachte Mittheilung eines zweiten, von Eck an die kurz vorher zu Frauenfeld verſammelte Tagſatzung erlaſſenen Miſſiv's. Den 6ten Wintermonat 1524.

8 Seiten in 4. (No. 28.)

56. Zuſchrift an die Geſandten der Eidgenoſſenſchaft, über neue Zumuthungen, welche ihnen von Seite Eck's wider Zwingli und Oekolampad gemacht wurden, nebſt beigelegter Copie einer ſchon den 6ten November 1524. an Eck, doch ohne Erfolg, abgeſchickten, und mit einem Geleitsbriefe verbundenen freundlichen Zuſchrift. Den 15ten Jenner 1526. 8 Seiten in 4. (No. 29.)

57. Eine freundliche Zuſchrift an gemeine Eidsgenoſſen der zwölf Orten und Zugewandten, betreffend die Disputation gen Baden auf den 16ten Mai angeſchlagen. Den 21ſten April. 1526.

12 Seiten in 4. (No. 30.)

58. Antwort auf den ungeſandten (heimlich ausgeſtreuten, ihm ſelbſt aber nicht überſchickten) Sendbrief D. Faber's an Huldrych Zwingli geſchrieben. Den 30ſten April 1526. 40 Seiten in 8. (No. 33.)

59. Die andere Schrift an D. Joh. Faber, oder zweite Klageſchrift gegen deſſen Verantwortung ſeiner erſten. Den 15ten May 1526.

32 Seiten in 8. (No. 34.)

60. Die dritte Schrift wider D. Joh. Faber, über das erdichtete Büchlein, das er Nüw-Zeitung genennet, und im Heumonat hat laſſen ausgehen, nebſt Zwingli's Antwort auf den hiebei abgedruckten Geleitsbrief der Eidgenöſſiſchen Geſandten, von ſieben Orten, gegeben auf den 16ten May Den 28ſten Heumonat. 1526.

29 Seiten in 8. (No. 35.)

61. Die erſte kurze Antwort auf Eck's ſieben Schlußreden, nebſt einer Zuſchrift an die Eidgenöſſiſchen Geſandten. Den 21ſten März 1526.

12 Seiten in 4. (No. 31.)

62. Die andere Antwort auf etliche unwahrhafte, unchriſtliche Antworten, die Eck auf der Disputation zu Baden gegeben hat, mit einer Vorrede an die Löbl. Eidgenoſſenſchaft. Den 3ten Brachmonat 1526.

16 Seiten in 4. (N°. 32.)

63. Eine kurze Schrift an alle Chriſten, voraus in einer Löbl. Eidgenoſſenſchaft, warnend vor dem unchriſtlichen Fürnehmen Faber's, der nicht allein die neulich gedruckten Bücher etlicher Gelehrten, ſondern auch das Neue Teſtament zu verbrennen ſich unterſteht. Den 30ſten Brachmonat 1526. 8 Seiten in 8. (N°. 36.)

2.

Ermahnungen, Aufmunterungen, Belehrungen.

64** Eine Zuſchrift an Pierre Sebiville, Diener des göttlichen Wortes zu Grenoble. Den 13. December 1523. nebſt einer Zuſchrift des Herausgebers, eines franzöſiſchen Edelmanns, Annemundus Coctus, und einem Brief Luther's an den Herzog Karl von Savoyen.

Seite 10 b. z. E. von 2 Bogen in 4. (N°. 21.)

65** Eine ermunternde Zuſchrift an den Theolog Joh. Froſch. Den 16ten Juni 1524. nebſt einer von Urbanus Rhegius an Ebendenſelben.

Seite 3—7 von 1 1/2 Bogen in 4. (N°. 22.)

66. Zwei Sendſchreiben an die Chriſten zu Eßlingen, darin viel chriſtliche Lehren und Ermahnungen begriffen ſind; vom 20ſten Juli und 16ten October 1526.

12 und .. Seiten in 4. (N°. 53.)

67** Erweckungen zum Nachdenken über die Erklärung Hadrian's nach ſeiner Erwählung zum Römiſchen Pontificat, für die zu Nürnberg verſammelten Häupter Deutſcher Nation, von Einem, der es mit der geſammten Chriſtenheit, und beſonders mit Deutſchland von Herzen wohl meint. 1522.

8 Seiten in 4. (N°. 8.)

Damit verdient verglichen zu werden die ebenfalls anonym erſchienene, und im literariſch-hiſtoriſchen Anhange nur gelegentlich bei No. 10. angeführte Schrift:

Rathſchlag eines der von Herzen begehrt, daß genug beſchehe des Römiſchen Stuhls Würdigkeit, und darzu des chriſtlichen Standes Fried. (1520.) **10 Seiten in 4.**

Dahin gehören endlich auch noch:

D. Johannes Oekolampad's und Huldreich Zwingli's Epiſteln, in vier Büchern, (herausgegeben von D. Martin Buzer) mit einer Vorrede von Theodor Bibliander, nebſt einer Lebensbeſchreibung Oekolampad's von Simon Grynäus und Wolfgang Capito, und Zwingli's von Oswald Myconius. Baſel 1536. 424 Seiten in Folio.

III.

Exegetiſche Schriften, über das Alte und Neue Teſtament.

1.

68** Vermiſchte Anmerkungen über das erſte und
69 zweite Buch Moſes, aus Zwingli's mündlichen Vorträgen von Leo Jud und Caſpar Großmann in die Feder gefaßt. 1527.

492 und 257 Seiten in 8. (N°. 68. und 69.)

70** Erſter Verſuch einer Erklärung a) des Pro-
71 pheten Jeſajas, b) des Propheten Jeremias, mit Anmerkungen, welche dieſe neue Ueberſetzung rechtfertigen. Zugeeignet a) den chriſtlichen Städten, Zürich, Bern, Conſtanz, Baſel, St. Gallen, Müllhauſen und Biel. Den 15ten Juli 1529. Ohne die Dedication und Vorrede zu den Anmerkungen

116 und 215 Seiten in Folio.

b) dem Rath und der Bürgerſchaft zu Straßburg. Den 11ten März 1531.

198 Seiten in Folio (N°. 70 und 71.)

72** Zwingli's, des hochverdienten, des unvergeßlichen, Handbuch der Pſalmen, aus dem Hebräiſchen Grundtext mit ungemeiner Klarheit in's Lateiniſche überſetzt. Ein aufmunterndes Vorwort an den chriſtlichen Leſer, von Leo Jud. 1532. 226 Blätter in 12. (N°. 72.)

2.

73** Anmerkungen über die Geſchichte Jeſu Chriſti, nach den vier Evangeliſten, nebſt einer aus ihnen allen in's Kurze zuſammengezogenen Geſchichte des Leiden's und Sterben's, der Auferſtehung und Himmelfahrt unſers Herrn. 1539. Ohne die Zueignung Leo Jud's an den Rath und die Stadt Biel und das Regiſter

406 Seiten in Folio. (N°. 73.)

74** Anmerkungen über die Briefe Pauli an die
— Römer, Corinther, Philipper, Coloſſer, Theſ-
81. ſalonicher und Hebräer — über den Brief Ja-
kob's und den erſten Brief Johannes. 1539.

Seite 407 — 599 oder 193 Seiten in Folio (N°. 74—81.)

Anmerkung.

Von allen dieſen exegetiſchen Schriften wurde hiermit keine gleichzeitig ins Deutſche überſetzt, und auch ſpäterhin war dieß nur bei einer einzigen der Fall, welche aber um ſo viel mehr hier bemerkt zu werden verdient, da ihr Verfaſſer ſeine Ueberſetzung noch mit einer biographiſchen Zugabe über ſeinen Autor ausgeſtattet, und durch ſeine unpartheyiſche Würdigung der geiſtigen und moraliſchen Vorzüge Zwingli's, ſich als einen ſeiner entzückteſten Verehrer in Deutſchland bewies. Seine Schrift hat folgenden Titel:

Des vortrefflichen Religionsverbeſſerers Ulrich Zwingli erklärende Anmerkungen über des Evangeliſten Matthäus Lebensgeſchichte Jeſu bis zum Anfang der letzten Leiden. Aus dem Lateiniſchen überſetzt, mit einer Vorrede und Jahrtafel des Lebens Zwingli's, von C. D. Küſter, Conſiſtorialrath, Inſpektor und erſtem Prediger der evangeliſch-reformirten Gemeinde in Magdeburg. gr. 8. Halle, 1783.

Ohne Titelblatt und Vorrede XCVI und 668 Seiten.

Huldreich Zwingli's

ſämmtliche Schriften

im Auszuge.

Erſter Hauptabſchnitt.

Religion.

A.
Religion überhaupt.

I.
Begriff, Weſen und Werth der Religion.

§. 1.
Worterklärung.

„Das Wörtlein Religio (Glaube oder Gotteslehr) wird, wie Cicero im 2ten Buch von der Natur der Götter meint, vom Wiederleſen hergeleitet, und das darum, weil die, ſo religiös ſind, mit hohem Fleiß und Ernſt alles, was zu der Ehre der Götter gehört, ermeſſen und gleichſam wiederleſen. Solcher Geſtalt mag auch ich dieß Wörtlein bequem brauchen; denn ich daſſelbe hier an dieſem Ort in dem Sinne brauche, daß ich darunter die ganze Frömmigkeit der Chriſten verſtehe, nämlich den Glauben, das Leben, die Geſetze, Gebräuche, Sakramente.“

(No. 3. S. 2. 3.)

§. 2.
Sacherklärung.

„Es iſt nicht genug, zu erkennen, daß ein Gott iſt (wiewohl dieß der Fundamentſtein iſt, auf welchem das Gebäude der wahren Religion aufgeführt werden muß), ſondern man muß auch wiſſen, wer und was dieſer Gott ſey nach ſeiner Natur und ſeinem Weſen; was er wolle und liebe, was

er haſſe und verbiete, durch welche Mittel und Pflichtleiſtungen man ſich ihm wohlgefällig mache, welcher Dienſt ihm der angenehmſte ſey, was er vorzüglich von uns fordere. Es gab allerdings auch bei den Heiden ſolche, die es dahin brachten, daß das Daseyn eines Gottes ihnen außer Zweifel war; aber den Gott, den ſie bekannten, achteten ſie eben nicht hoch, hielten auch nicht ſtandhaft an ihrer Erkenntniß von ihm, indem ſie es für hinreichend achteten, ihn erkannt zu haben; und da ſie darin ſich ſelbſt gefielen: ſo verſchmähten ſie es, nach ſeinem Willen zu leben. Aber welche ſchändliche und widerſinnige Undankbarkeit — Gott den Schöpfer aus den Geſchöpfen kennen lernen, und dann doch von ihm abfallen und ſich an die Geſchöpfe hängen, von ihm, den man als das Leben und die bewegende Kraft aller Dinge erkennt, von dem lebendigen durch ſich ſelbſt beſtehenden Gott ſich zu den flüchtigen, eiteln, nichtswürdigen Dingen kehren? Hätten ſie nicht billig jener mit Ehrfurcht und Schauer erfüllenden Gottheit Achtung und Verehrung weihen, und nach dem Willen derſelben ihr ganzes Leben einrichten ſollen?"

(Vorrede zu Lukas.)

„Das iſt Hauptſache und Anfang der Religion, daß wir Gott haben, daß wir ihn fürchten, ehren und lieben; haben wir ihn: ſo bedürfen wir nicht vieler Geſetze; haben wir ihn nicht: ſo würde uns die Fülle von Geſetzen nichts helfen."

(Exod. 20, 2.)

„Die Religion beſteht nicht in Schwatzen, nicht in Disputiren, ſondern in Pflichterfüllung und rechtſchaffenem Beſtreben, den wahren Gott zu verehren. Darauf alſo ſoll all unſer Sinn gerichtet ſeyn, daß wir unſerer Pflicht ſtets ein Genüge leiſten, daß wir nach dem Willen des höchſten Weſens rechtſchaffen wandeln, als am Tage. Denn er ſieht Alles, auch die Tiefen unſers Herzens: überall und immer iſt er zugegen, Alles, auch das Verborgenſte durchſchaut er, Alles liegt offen und unverdeckt vor ſeinen Augen."

(Geneſ. 17, 1.)

„Sind wir von der Allgegenwart Gottes überzeugt, glauben wir, daß er jede unſerer Handlungen beobachtet: ſo werden wir bei Allem, was wir unternehmen, auf Rechtmäßigkeit und Anſtändigkeit, auf wahre Ehre vor Gott und Menſchen ſehen. Zu ihm werden wir emporſchauen bei Allem, was uns begegnet, und werden ihn für unſern Vater und Richter erkennen: dieß iſt wahre Religion, wahre Frömmigkeit."

(Matth. 4, 10.)

„Solch Anhangen, da der Menſch auf Gott, als das höchſte, ja einzige Gut, das allein unſere Mühſale zu vergüten, alle Uebel entweder abzuwenden, oder zu ſeiner Ehre und zum Nutzen der Seinen zu lenken weiß und vermag, ſteif und unerſchütterlich vertraut, und ihn für ſeinen Vater erkennt und hält: das iſt Frömmigkeit, das iſt Religion. Denn die, welche von dieſem Sinne beſeelt ſind, ſich an Gott als ihren Vater halten, die befleißen ſich auch ſorgſam und ohn' Unterlaß wiederzuleſen, zu handeln, zu trachten, auf welche Weiſe ſie dagegen ihm gefallen, ihn ſich geneigt machen mögen. Da iſt alſo Frömmigkeit unzweifelhaft vorhanden, wo man ſich beſtrebt, nach dem Willen Gottes zu leben; denn das fordert auch das ächt liebevolle, fromme Verhältniß [pietas] zwiſchen Eltern und Kindern, daß der Sohn ſich eben ſo ſehr beſtrebe dem Vater gehorſam, als der Vater ſich beſtrebt, dem Sohne nützlich zu ſeyn." (No. 3. S. 50.)

§. 3.

Urſprung der Religion.

„Da, auch nach Epikur, den Menſchen eine gewiſſe dunkle Vorſtellung oder Ahnung der Gottheit eingepflanzt iſt, ſo fürchtet ſich das menſchliche Gemüth, das ſich Vergehungen bewußt iſt, ſowohl vor der Macht als Gerechtigkeit dieſes höchſten Weſens. Vor der Gerechtigkeit, weil es ſich die Gottheit höchſt heilig und rein, folglich als Rächerinn der Vergehungen denkt. Vor ihrer Macht, weil es die Vorſtellung hat, daß ſie Alles thun

könne, was ſie wolle, ſie wolle aber nur das Heilige und Gute. So wie dieß Religionsgefühl im Menſchen entſtanden iſt, ſo denkt er ſogleich auf Mittel und Wege, den Unwillen der Gottheit von ſich abzuwenden, ihn zu ſtillen und abzubitten. Daher werden dem Gebieter Hekatomben, Opferthiere, Trankopfer, Weihrauch, Lampen, Feuer, Wohlgerüche, Muſik, kurz Alles, womit wir uns zu ergötzen pflegen, dargebracht, als ob die Gottheit ebenfalls daran Gefallen fände. Da aber auch die nur mittelmäßig Verſtändigen die Nichtigkeit ſolcher Verſöhnungsmittel erkannten, und behaupten, daß die Gottheit nur durch Gerechtigkeit verſöhnt werden könne: ſo wagen wir's, auch ein Opfer dieſer Art darzubringen; aber mangelhaft und unvollkommnen kommt alles zum Vorſchein, was wir in dieſer Hinſicht zu leiſten ſuchen. Und hier offenbart ſich nun der Sinn der Frommen und derjenige der Gottloſen. Die Frommen, wenn ſie ihre Fehlgeburten erkennen, demüthigen ſich, und werfen ſich ganz der göttlichen Güte zu Füßen. Die Gottloſen dagegen verharren auf ihrem ſtolzen Sinne, rühmen ihr Thun, und — blinde Richter in ihrer eigenen Sache — meſſen ſie ihre Gerechtigkeit nach ihren Werken ab."

(Jeſaj. 66, 1.)

„Da allein entſteht wahre Frömmigkeit, wo der Menſch nicht nur glaubt, daß ihm Vieles mangle, ſondern ſieht, daß er überall nichts habe, wodurch er Gott gefallen könnte; dagegen ſein Schöpfer und Vater alles ſo im Ueberfluſſe beſitze, daß bei ihm Niemand irgend worin Mangel haben könne, und daß derſelbe zugleich eine ſo große Milde und Liebe gegen das Menſchengeſchlecht trage, daß er Niemand etwas abſchlagen werde. Dieß alles kann mit Zeugniſſen der Schrift dermaßen befeſtigt werden, daß die ganze Lehre des alten und neuen Teſtamentes, auch alle Frommen anders nichts ausſagen, als daß wir nichts ſeyen noch haben, Gott aber nichts mangle, und von ihm uns nichts abgeſchlagen werde. Denn bei dem Herrn iſt Barmherzigkeit, und zwar große. Pſ. 130.

Bei ihm iſt der Brunn des Lebens. Pſ. 36. Sein iſt die Erde und was darin iſt. Pſ. 24. Sein iſt das Heil, und dieß ſo bereitet, daß er ſeine Segnung, d. i. ſeine Mildthätigkeit und Güte aus freien Stücken ſeinem Volke erzeigt."

(No. 3. S. 50.)

§. 4.
Weſentliche Merkmahle ächter Religion.

„Gott allein iſt gut! Darum ſoll auch nirgend anders woher das Gute geſucht noch gehofft werden, als von dem einigen Gott allein; und eben ſo ſoll auch der, von dem alles Gute herkommt, allein gehört werden. Aus dieſem kann nun leicht abgenommen werden, was wahre Religion fordere, und was dagegen falſche Frömmigkeit ſey. Aechte Religion, ächte Frömmigkeit iſt diejenige, die allein auf Gott vertraut, ihm allein anhängt. Die Frommen hören alſo allein ihren Herrn, der ſie vom Fleiſche ſo losgeriſſen und mit ſich verbunden hat, daß ſie einzig ſeine Stimme hören wollen, und mit jener inbrünſtig liebenden Seele rufen: Deine Stimme ſoll ertönen in meinen Ohren. Cant. 2. Und: Wie ſüß ſind mir deine Ausſprüche! mehr als Honig ſind ſie meinem Munde! Pſ. 119. — So erfordert alſo die ächte Religion oder Frömmigkeit, daß der Menſch ſich ganz nach ſeinem Herrn richte, und keines Andern denn ſeines Geſponſes (Gemahls) Wort höre oder annehme. Damit Gott uns ſolche fromme Treue gegen ihn vor Augen ſtelle, vergleicht er ſie in der Schrift öfters einer treuen Ehe; womit er uns einzig will zu verſtehen geben, wie in der Ehe vor allen Dingen Treue erfordert werde (ja, die Ehe ſelbſt iſt nichts anders als Treue, die man ſich wechſelſeitig gelobt); eben ſo ſey erſt das ächte Frömmigkeit, wenn man auf Gott, den Geſpons der Seele, mit ganzem Gemüthe vertraue, auf ihn allein das Augenmerk richte, und außer ihm Niemanden das Ohr darbiete."

(No. 3. S. 51.)

„Die Probe, an welcher ſich die Aechtheit unſerer Frömmigkeit und Treue bewährt, iſt die: wenn uns nichts in der Welt ſo lieb iſt, das wir nicht auf Gottes Geheiß ſogleich zu verlaſſen bereit wären. Gott fürchten, heißt: nichts Gott vorziehen, nichts ſo lieb und theuer achten, als Gott. — Dem wahrhaft Frommen iſt Gott ſein Schatz; ihn liebt er über Alles; iſt bereit Alles zu thun und zu dulden, um nur dieſen Schatz nicht zu verlieren. — Worin beſteht aber bei den Nichttugendhaften die Gottesfurcht? Sie iſt von keiner Dauer, iſt nicht ſtandhaft. Werden ſie ja einmal von der Größe der göttlichen Allmacht und Güte gerührt: ſo entſteht doch bei ihnen keine Liebe, keine Ehrfurcht gegen Gott, ſondern Verzweiflung. Die Frommen hingegen ſuchen dieſes höchſten Gutes theilhaft zu werden, und in genaue Verbindung mit ihm zu kommen.“

(Geneſ. 22, 10. Matth. 11, 20. 6, 9.)

§. 5.

Einfluß der Religion auf unſere Sittlichkeit.

„Wollen wir nun zu dieſer Gemeinſchaft mit Gott gelangen, und ihm, *unſerm* himmliſchen *Vater*, als ſeine Kinder möglichſt gleich ſeyn; ſo können wir dieß auf keine andere Weiſe bewirken, als durch Unſchuld, Unſträflichkeit und einen von Befleckungen der Sünde freien Wandel. So lernt man rechtſchaffen leben, und ſo wird dem Laſter der Zugang verwehrt. Es iſt auch kein glücklicherer, kein untrüglicherer Weg, der vom Laſter zurück zur Tugend führt, als mit zuverſichtlichem Vertrauen Gottes Gegenwart beſtändig vor Augen zu haben, ihn zu fürchten, und in dieſer Furcht jede unedle That von ſich zu entfernen. — Wer Gott nicht beſitzt, wird nie etwas Gutes beſitzen, noch bewirken: Wer aber Gottes Gegenwart vor Augen hat, kann von dem wohl etwas Gutes entfernt ſeyn? Ein Heide ſagt ſehr ſchön: „Gehe mit den „Menſchen ſo um, als wenn Gott gegenwärtig wäre, und

„mit Gott rede ſo, als wenn alle Menſchen zuhörten. Du „würdeſt dich gewiß ſchämen, vor den Ohren der Menſchen „hunderttauſend Goldgulden von Gott zu erbitten.“

(Matth. 6, 9. 4, 10. 11, 21.)

„Was das körperliche Auge bei den Handlungen eines Menſchen iſt, eben das iſt der Glaube (Religion) bei allem, was der Fromme unternimmt. Dieſes Licht wird uns, wenn wir uns deſſelben bedienen, dasjenige Maß zeigen, welches wir ſowohl bei unſern Erwerbungen, als beym Gebrauch des Erworbenen zu beobachten haben: wir werden dann unſere Beſitzthümer nicht der Verſchwendung aufopfern. Wer dieſes Lichtes beraubt iſt, der wird in der höchſten Dürftigkeit wider dieſe Vorſchrift anſtoßen, nämlich durch Ungeduld, Murren und heftiges Streben nach Reichthümern; derjenige hingegen, welcher die Augen ſeines Geiſtes auf dieß Licht gerichtet hält, wird ſelbſt im größten Ueberfluſſe die Gränzlinie der Mäßigkeit nicht überſchreiten. Helle und Scharfblick wird derjenige in allen ſeinen Endzwecken zeigen, der dieß Licht bei ſich führt. Er wird nie ſtraucheln, nie anſtoßen.“

(Matth. 6, 22.)

§ 6.

Religion, die einzige Quelle ächter Tugend.

„Die Philoſophen lehren: Tugend müſſe aus der Weisheit; die Chriſten: ſie müſſe aus dem Glauben entſpringen. Röm. 14. Und im Grunde ſagen ſie beide das Nämliche. Wer ſich gegen einen Feind tapfer beweiſt, aber nur des Geldes oder eitler Ehre wegen; deſſen Tapferkeit verdient nicht den Namen der Tugend; ſie hat nur den Schein derſelben. Wer aus Liebe Gottes und der Gerechtigkeit gerecht iſt, und wohl thut, der hat wahre Tugend. Wer recht richtet und die Laſterhaften beſtraft nur darum, weil er weiß, das gefalle Gott, und ſolches zu unterlaſſen ſey Gott mißfällig: der iſt eigentlich tugendhaft. Denn Glauben (Religion) haben,

iſt nichts anders als Gott erkennen, mit ganzem Vertrauen ihm ergeben ſeyn, ihn fürchten, ihn verehren, ihm dienen. Welche Tugenden aus dieſem Glauben entſprungen ſind, die ſind wahre und gründliche Tugenden. Hat man Vermögen, Ehre oder andere Dinge im Auge, ſo verdienen ſie nicht Tugenden genannt zu werden; denn ſie ſind von keiner Dauer, und halten nur ſo lange als das, was man dabei im Auge hatte. Natürlich ſind ſie darum nicht ächt, ſondern eitel und leer, weil ſie nicht aus lebendiger Wurzel, aus Glauben, Religion, entſpringen: Wo aber Gott im Herzen lebt, da iſt alles, was es hervorbringt, Worte und Thaten, lebendig und wahr."
(Luk. 6, 43.)

§. 7.

Tiefere Unterſuchungen und Erörterungen über Religion ſind allerdings erlaubt.

„Da es nicht pflichtwidrig iſt, das, was man unzweifelhaft als richtige Thaten des Herrn erkennt, zu betrachten und zu bewundern; und ſodann auch aus ihrem Nutzen die Urſachen zu entdecken, warum ſie geſchehen oder gerade ſo geſchehen ſind: da Gott ſelbſt die Urſachen anzeigt, z. B. warum und wozu er Sonne und Mond geſchaffen habe: So wird es auch nicht irreligiös ſeyn, wenn man denjenigen ſucht genug zu thun, die zwar nicht ohne Religion und Glauben ſind, aber doch ſo geringen Verſtandes, daß ſie leicht anſtoßen, nicht in Rückſicht auf Religion ſelbſt, an der ſie feſthalten (ob ſie gleich Vieles nicht wiſſen, was Andern klar iſt); ſondern in Hinſicht auf Licht und Einſicht, was beym Nachdenken über Gott nicht das Letzte iſt. Ein Anſtoß, der, wiewohl er den Glauben nicht ſchwächen oder verletzen kann, doch den Verſtand häufig beunruhigt. So wie nämlich alle, welche wahre Religion beſitzen, glauben, daß nur Ein Gott ſey, und auf denſelben vertrauen; ſo iſt auf der andern Seite: zu wiſſen, wie und was Gott

ſey, Zeichen und Vorzug der Erfahrnen, Hochverſtändigen, ja von Gott ſelbſt vertraulicher Unterrichteten.“

(N°. 8. c. 6. Bl. 58. 59.)

§. 8.

Gott recht erkennen führt zur Demuth.

„Haben wir Gott recht erkannt, ſo erſcheint uns alles, was unter Gott iſt, gering und verächtlich. Denn wie groß auch etwas in ſeiner Art ſeyn mag, ſo iſt es doch, in Vergleichung mit jenem höchſten und ewigen Gut, ein wahres Nichts. Der vergißt ſich ſelbſt ganz, welcher Gott recht erforſcht und kennen lernt. Sich mit Andern vergleichen, macht aufgeblaſen (wiewohl wir, wofern wir eine ſolche Vergleichung gehörig und nach der Wahrheit anſtellen, immer Eigenſchaften finden, in welchen wir Andern nachſtehen, und Niemand iſt, der auch nur Einen Menſchen übertreffe); aber ſich mit Hinſicht auf Gott unterſuchen, macht beſcheiden. Gott iſt Licht und ewige Weisheit; der Menſch aber hat einen überaus kleinen Funken dieſes Lichtes und dieſer Weisheit, gleichſam nur ein Theilchen davon empfangen. Die Sonne genießen wir, während ſie leuchtet, und in dem Maße, als ſie ſich ſelbſt uns dargibt und mittheilt; iſt ſie untergegangen, ſo haben wir nichts mehr von ihr. Eben ſo erleuchtet Gott, die ewige Sonne, uns ſo oft und in ſoweit es ihm gut dünkt. Denn was iſt Einſicht anders als Erleuchtung der Seele von Gott, wie eine Kerze am Feuer angezündet wird. Wenn der Menſch in Betrachtung der Gottheit ſoweit kommt, daß er in ſich ſelbſt klein wird, und von der Höhe, auf die er ſich ſelbſt geſtellt hatte, wieder herab ſteigt; dann fängt er an im Geiſte zu frohlocken, und denkt mit Paulus: Was haſt du, daß du nicht empfangen haſt? Rühmt ſich aber Jemand der Gaben Gottes, als ſeiner eigenen, ſo thut er eben ſo, wie wenn jemand ſagen würde, die Sonne ſey ſein. Wo der Menſch ſich ſelbſt erniedrigt, da ſind wahre Tugenden und Erkenntniß Gottes. Dem Menſchen Er=

kenntniß Gottes beibringen, heißt alſo nichts anders, als die Menſchen zur Erkenntniß ihrer ſelbſt führen.

(Luk. 10, 21.)

II.

Gott.

§. 1.

Die Erkenntniß, daß ein Gott ſey, iſt dem Menſchen möglich.

„Was Gott ſey, iſt vielleicht über menſchliche Faſſungskraft; daß aber Gott ſey, iſt nicht über den Verſtand des Menſchen. Denn Viele der Weiſen ſind in ihrem Forſchen ſo weit gedrungen, daß ſie nicht mehr zweifelten, es ſey ein Gott; wiewohl auch Etliche geweſen ſind, die ſolches (das Weſen der Gottheit) nicht Einem allein, ſondern Mehrern zugelegt haben, und das aus Enge (Beſchränktheit) ihres Verſtandes, der ſolche hohe Gewalt und Majeſtät, wie ſie ſehen, daß die göttliche ſeyn müße, Einem allein nicht zuſchreiben durfte. Doch gab es auch ſolche, die es fühlten, wie kleinlich jene von Gott dachten, und daß die Wahrheit vom Daſeyn Gottes nicht füglich damit beſtehe, daß man mehr als Einen Gott annehme. Daher ſie denn auf die Meinung gekommen ſind, daß ſie behaupteten, es ſey nur Ein Gott; wiewohl ſie (wie denn das menſchliche Gemüth träge und nachläßig gegen ſich ſelbſt iſt) es für unwichtig achteten, feſt an dieſer Erkenntniß von Gott zu halten, und, ohne Zweifel mit der bloſſen Erkenntniß zufrieden und darin ſich ſelbſt gefallend, es verſchmäheten, auch nach Gottes Willen zu leben. Was wir noch heut zu Tage bei den Gelehrten unter den Chriſten wahrnehmen, die über das Wort Gottes, und die wahre Verehrung Gottes eifrig disputiren und kämpfen, darum aber an ſich ſelbſt nichts beſſer oder frömmer werden.“

(No. 3. S. 5.)

§. 2.

Sie kommt demſelben aber von Gott.

„Der Grund alles deſſen iſt das, was Paulus ſchreibt Röm. 1. Die Erkenntniß Gottes, ſchreibt er, iſt unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbart. Hier ſehen wir klar, daß die Erkenntniß Gottes, welche wir, ich weiß nicht was für einer Natur zuſchreiben, uns von Gott kommt. Denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, ſpricht Paulus. Und die Natur, was iſt ſie anders als eine ſtäte und immerwährende Wirkung Gottes und Anordnung aller Dinge. Und woher haben wir unſern Verſtand anders, als von dem, der da wirkt alles in Allem? Paulus richtete ſich hier aber zum Theil nach dem Sprachgebrauch der Heiden, wenn ſie von Gott reden; nicht als ob es wirklich ſeine Meinung wäre, daß die Erkenntniß Gottes das Werk menſchlicher Vernunft ſey; ſondern weil die Heiden ſo dachten, zwiſchen welche und die Juden er ſich als Mittelsperſon ſtellte. Daher fügt er ſehr vorſichtig bei: Gott hat es ihnen geoffenbart. Ganz nach ſeinem Beiſpiel bin ich von den Unterſuchungen, daß Gott ſey, und was er ſey, ausgegangen, damit diejenigen, welche ihre Erkenntniß Gottes mehr von den Menſchen als von Gott gelernt haben, mich deſto leichter faſſen möchten. Doch um wieder auf die Worte Pauli zurückzukommen, ſo ſagt er, daß die Erkenntniß von Gott auch den Heiden offenbar geweſen ſey, da Gott ſie ihnen geoffenbart habe. Denn, fährt er fort, denn ſein unſichtbares Weſen, nämlich ſeine Macht und Gottheit, wird aus den Dingen, die geſchaffen ſind, von Anfang der Welt her erſehen, ſo ſie betrachtet werden. So daß ſie ſich nun nicht entſchuldigen können, da ſie Gott zwar erkannten, aber daß ſie Gott nicht die Ehre gaben, noch ihm dankbar waren, ſondern vielmehr in ihren Gedanken eitel wurden, und ihr unweiſes Herz verfinſtert ward. Und da ſie weiſe zu ſeyn meinten, wurden ſie zu Narren, und vertauſchten die Ehre des unſterblichen Gottes mit dem Abbilde nicht nur eines ſterblichen Menſchen, ſondern ſogar der

fliegenden, vierfüßigen und kriechenden Thierarten. Daß ein Gott ſey, darin ſtimmten alſo alle Völker zuſammen, aber auf ſehr verſchiedene Weiſe. Einige z. B. gelangten zur Erkenntniß eines einigen Gottes, aber ſie ehrten ihn nicht, wie ſich's gebührt hätte; und das war die kleinſte Zahl. Andere hingegen erkannten zwar jene die menſchliche Kraft weit übertreffende Macht und Gewalt, die ſie unverkennbar wahrnahmen, als Gott, aber anſtatt ihn für die Eine und alleinige Gottheit zu halten, wandten ſie ſich zu ſich ſelbſt, und ſuchten ſich mittelſt ihrer Einbildungskraft das Weſen Gottes vorzuſtellen. Sie theilten ihn daher vor allem aus in viele einzelne Gottheiten, weil ſie ſeine unendliche Macht gar nicht faſſen konnten, und bald gaben ſie dann jeglicher dieſer Gottheiten, nach eigener Erfindung, bald dieſe bald jene Geſtalt. Daher der Dienſt der Götzen und der Dämonen, welche ſich mit Liſt für die Gottheiten ausgaben, welche die armen Sterblichen in ihrer verkehrten Weisheit als ſolche anſahen und verehrten, und durch mancherlei Geſtalten unterſchieden hatten."

„Die Gläubigen aber (oder mit andern Worten, die Frommen, die Verehrer des wahren Gottes) zeigen ſich einzig dadurch als ſolche, daß ſie eines Einigen, wahren allmächtigen Gottes Daſeyn glauben, und auf ihn allein vertrauen. Denn alles was iſt, iſt entweder geſchaffen oder ungeſchaffen. Ungeſchaffen iſt nichts als Gott allein. Es kann nämlich nur Ein Ungeſchaffenes geben. Denn wenn viel ungeſchaffene Dinge wären, ſo gäbe es auch mehrere ewige Dinge; denn ungeſchaffen, ſeyn und ewig ſeyn, hängt dermaßen zuſammen, daß keines ohne das andere ſeyn kann. Wenn viel ewige Dinge wären, ſo wären auch viel unendliche Dinge; denn auch unendlich und ewig iſt ſo enge und unzertrennlich verbunden, daß was ewig iſt, auch zugleich unendlich iſt, und was unendlich, auch ewig. Weil nun aber nur Ein Unendliches ſeyn kann (denn ſobald wir zugeben, daß es zwo unendliche Subſtanzen gebe, ſo iſt jede eine endliche) ſo folgt, daß Gott allein das Ungeſchaffene iſt. Da-

her der Grund, Urſprung und das Fundament des erſten Artikels unſers Glaubens, da wir ſprechen: Ich glaube an Einen Gott ꝛc. Daher bekennen und behaupten wir, daß wir den wahren untrüglichen Glauben haben, weil er auf den einigen wahren Gott und Schöpfer aller Dinge allein ſich ſtützt und gründet. Die Heiden und alle Ungläubigen, (Nichtfrommen) die ſich auf ein Geſchöpf verlaſſen, die müſſen geſtehen, daß ſie in ihrem Glauben, oder vielmehr Wahn, ſich täuſchen können, eben weil ſie auf ein Geſchöpf bauen. Die aber, welche auf den Schöpfer und Urſprung aller Dinge, der ſelbſt keinen Anfang genommen, wohl aber allen Dingen das Daſeyn gegeben hat, vertrauen und glauben, die können keines Irrthums oder falſchen Glaubens überwieſen werden. — Woher aber das komme, daß die Frommen dieſe Vorſtellung von Gott haben, und nicht, wie die Heiden, jede unbekannte Kraft für eine Gottheit halten, darüber Aufſchluß zu geben, iſt dem Frommen leicht. Es geſchieht durch die Kraft und die Gnade deſſen, an den man glaubt. Denn in Abſicht auf menſchliche Art und Natur findet zwiſchen dem Frommen und Nichtfrommen gar kein Unterſchied ſtatt. Daher könnte jeglicher in Anſehung der Gottheit in Irrthum fallen, wäre nicht eine höhere Kraft, die das menſchliche Gemüth — das ſeiner Natur nach um nichts verſchieden iſt von denen, die am meiſten irren — zu ſich riefe und an ſich knüpfte. Und hier öffnen ſich die erſten Adern der Religion und Frömmigkeit. Denn die Gläubigen werden nicht (wie etliche meinten) darum gläubig, weil ſie Moſes ſagen hören: Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. Denn Unzählige ſind, die dieß hören, und es doch nicht glauben, daß die Welt nach der Erzählung Moſes ſey geſchaffen worden. Eben ſo ſind auch nicht alle die auf der Stelle Gläubige, die den Herrn ſelbſt reden hören und Wunder verrichten ſehen; denn es gab vormals und zu Chriſti Zeiten ſolche, die durch alles was ſie ſahen und hörten, ſo wenig zu Gott bekehrt wurden, daß im Gegentheil niemand heftiger wider die Frommen, ja wider die Frömmigkeit ſelbſt wüthete, als

gerade ſie. Hieraus iſt nun klar, wenn Jemand auf das Wort: Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde; glaubt, die Welt ſey ein Werk Gottes, daß dieß nicht durch die Kraft des Wortes oder unſers Verſtandes geſchieht. Denn wenn das Wort ſolches vermöchte, ſo würden Alle fromm werden; und wenn's von unſerm Verſtande herkäme, ſo wäre niemand, der es hörte, ungläubig. Dadurch wird offenbar, daß die Frommen darum glauben, daß ein Gott ſey, und die Welt ſein Werk ſey ꝛc., weil Gott ſie ſolches gelehrt hat. Es iſt alſo einzig Gottes Werk, daß du glaubſt daß Gott ſey, und daß du ihm vertrauſt."

(No. 3. S 5—8. No. 7. §. 1.)

§ 3.

Noch viel weniger kann der Menſch durch ſich ſelbſt ergründen, was Gott ſey.

„Was aber Gott ſey, das wiſſen wir ſo wenig aus uns ſelbſt, als wenig der Käfer weiß, was der Menſch iſt. Von dieſem ewigen und unendlichen göttlichen Weſen bis zum Menſchen iſt ein viel tieferer Abſtand, als vom Menſchen bis zum Käfer: weil ſich alle Geſchöpfe füglicher unter ſich vergleichen laſſen, als irgend eines aus ihnen mit dem Schöpfer. Und alle vergängliche Dinge ſind ſich einander weit näher und verwandter, als dem ewigen, unbegränzten göttlichen Weſen, obſchon man in ihnen Abbilder und Spuren desſelben erblickt. Da wir alſo zur Erkenntniß deſſen, was Gott ſey, aus eigener Kraft keineswegs kommen mögen, (denn wenn nach dem Ausſpruch Salomons, Ecclesiaſtes 1. alle Dinge, die unter der Sonne ſind, ſo ſchwer ſind, daß ſie der Menſch nicht erklären kann; welche Vermeſſenheit wäre es denn erſt, erklären und beſtimmen zu wollen, was Gott ſey; da auch Jeſajas wohlbedächtlich ermahnt, ſprechend Cap. 45. Wahrlich, du biſt ein verborgener Gott!) ſo iſt erwieſen, daß wir von Gott allein lernen müſſen, was er ſey. Denn da nach der Meinung Pauli (1 Corinther 2.) niemand weiß

was im Menſchen iſt, denn der Geiſt des Menſchen, der im Menſchen iſt; ſo mag auch niemand die Dinge Gottes wiſſen, denn allein der Geiſt Gottes. Es iſt alſo eines Luzifers und Prometheus Kühnheit, ſo jemand ſich anmaßt, anders woher zu wiſſen was Gott ſey, denn allein vom Geiſte Gottes. Deßhalb iſt Trug und falſche Religion alles was die Lehrer der H. Schrift (Theologen) aus menſchlicher Weisheit (Philoſophie) vorgebracht haben, was Gott ſey. Und ob auch etliche davon etwas Wahres geſagt haben, ſo iſt's aus dem Mund Gottes geweſen, der etliche Samenkörner ſeiner Erkenntniß auch unter die Heiden geſäet hat, wiewohl ſparſamer und dunkler; ſonſt wäre es auch nicht Wahrheit, ſo es nicht von Gott käme. Wir aber, zu denen Gott ſelbſt durch ſeinen Sohn und durch den heiligen Geiſt geredet hat, ſollen dieß nicht von denen, die ſich mit menſchlicher Weisheit bläheten, und das was ſie richtig empfingen, wieder verdarben und verfälſchten, ſondern aus den göttlichen Ausſprüchen ſchöpfen. Denn nachdem man angefangen dieſe zu vernachläßigen, verfiel man in alle Erdichtungen des Fleiſches, das iſt, menſchlicher Weisheit; dieſen glaubte man, auf dieſe verließ man ſich, und glaubte nicht nur ſelbſt von Gott, was man wollte, ſondern zwang auch Andere eben dasſelbe zu glauben, da doch keiner aus ihnen einem Andern geſtattet hatte von ihm zu denken, was er wollte, wie groß der auch geweſen wäre. Das iſt aber die Vermeſſenheit des Fleiſches, das ſich für Theologie ausgab. Wir hingegen wollen, was Gott ſey, aus ſeinem Mund erlernen, damit wir nicht in unſerm Thun verderbt und verabſcheuenswerth werden. Pſalm 14."

(No. 3. S. 9—10.)

§. 4.

Wie Gott ſich ſelbſt nenne und darſtelle.

„Als Moſes von Gott begehrte, (Exod. 3.) daß er ihm einen Namen offenbaren möchte, damit er mit den Kindern Iſ=

raels deſto geſchickter handeln könne, ſprach der Herr zu ihm: Ich bin, der ich bin. Mit dieſem Worte hat ſich Gott ganz dargeſtellt. Denn es iſt eben ſo viel, als hätte er geſprochen: Ich bin, der ich durch mich ſelbſt und aus mir ſelbſt bin; ja ich bin das Seyn und Beſtehen ſelbſt. Dieſen Sinn drückt er gleich nachher aus, indem er hinzufügt: Alſo ſprich zu den Kindern Iſraels: Der da iſt, der hat mich zu euch geſandt. Mit welchem Wort er anzeigte, daß Er allein das Weſen aller Dinge ſey. Denn wenn du jene Worte nicht in dieſem Sinne verſtehſt, ſo hat ſich Gott nicht von andern Dingen, die ebenfalls ſind, unterſchieden. Denn obſchon alle Dinge aus ihm und durch ihn ſind, ſo ſind ſie doch auch; und ſo hätte Gott den Moſes auf ſeine Frage nicht klar berichtet, ſondern vielmehr hintergangen. Denn ſetze den Fall, Moſes ſowohl als die Kinder Iſraels haben jenes Wort „der da iſt, hat mich zu euch geſandt" nicht anders verſtanden, als wie wir von jeglichem Dinge ſagen, daß es ſey; was meinſt du denn, daß Moſes und die Kinder Iſraels darunter anders hätten verſtehen können, als: Einer, ein gewiſſer hat mich zu Euch geſandt! Was wäre aber das Großes und ſonderbares geweſen, oder Glauben und Zutrauen Verdienendes. Deßhalb wird klar und offenbar, daß Moſes bei den Worten: „Ich bin der ich bin", und „Der da iſt, hat mich zu Euch geſandt", den verſtanden hat, der von ſich ſelbſt, durch ſeine Natur iſt, und ſo iſt, daß er das Weſen aller Dinge iſt. Das hat ihm auch Gott noch klarer zu verſtehen gegeben, da er ihn weiter heißt die Aelteſten des Volks Iſraels alſo anreden: Der Herr, der Gott eurer Väter iſt mir erſchienen ꝛc. Da nennt er ſich nun von der Macht und Gewalt her den Herrn, nachdem er ſich ſo eben von ſeinem Weſen her genannt hatte: „Der ich bin" und „der da iſt." Durch all dieſes will ich nichts anders darthun, als daß das in der Erkenntniß Gottes das erſte ſey, daß wir wiſſen, daß Er von und durch ſich ſelbſt ſey und beſtehe, und ſein Seyn und Weſen keinem andern Dinge zu danken habe. Dieſe Wahrheit zum Grunde gelegt, iſt es uns nun leicht einzuſehen, daß alles

von Gott, ja daß alle ſichtbaren Dinge nicht von ihnen ſelbſt ſind, ſondern daß ſie von einem Andern, nämlich von jenem Urquell alles Seyns und Weſens, von Gott ſind und ihr Beſtehen haben. Gott allein iſt alſo durch ſich ſelbſt, er theilt allen Dingen das Seyn mit, und dieß ſo, daß ſie auf keine Weiſe und keinen Augenblick beſtehen könnten, wenn Gott nicht wäre, der Aller Seyn und Leben iſt, alles erhält, alles regiert. Das hat auch Jeſajas ſchon angezeigt, da er ſpricht (Cap. 40.) Wer hat die Waſſer mit der Hand gemeſſen, und die Himmel mit der Spanne gewogen? Wer hat mit drei Fingern gewogen die Laſt der Erde? Wer abgewogen im Gewicht die Berge, und die Hügel in der Wage? ꝛc.

(N°. 3. S. 10—12.)

§. 5.
Gott iſt das höchſte Gut.

„Dieß göttliche Weſen iſt auch das Gut, ſo gewiß, und in dem Sinne, wie es das Weſen iſt. Dieß wird kund aus ſeinem eigenen Worte: (Gen. 1.) „Und Gott ſah alle Dinge, die er gemacht hatte, und ſie waren ſehr gut.“ So nun eine ſolch unzählbare Menge der Creaturen, von Gott geſchaffen, ſehr gut war, ſo daß ſie alle insgeſammt und jedes insbeſondere gut waren; ſo iſt klar einzuſehen, daß auch ihr Urheber gut ſeyn muß, ja ein ſolches Gut, das von keinem Andern herrührt, ſondern durch ſich ſelbſt beſteht, und das aller Dinge Kraft und Weſen, und alles Guten Quell und Urſprung, ja das höchſte Gut iſt.“ —

„Gott heiße ich aber das höchſte Gut nicht in dem Sinne nur, daß er über alle andere gute Dinge ſey, als ob es gewiſſe gute Dinge gäbe, die durch ſich ſelbſt gut wären, aber von jenem höhern Gute noch übertroffen würden, wie z. B. das Gold am Werthe das Silber übertrifft, da ſie übrigens beide köſtlich ſind und in ſich Werth haben. Sondern darum wird Gott das höchſte Gut genannt, weil er allein und von Natur gut iſt, und alles, was

man als gut erkennen kann, eben dieſes höchſte Gut ſelbſt, dieß die Summe und der Inbegriff alles erkennbaren Guten iſt. Das hat Chriſtus mit ſeinen eigenen Worten ſo ausgeſprochen: „Was nenneſt du mich gut? Gott allein iſt gut.“ Mit dieſen Worten wird uns zu verſtehen gegeben, daß Gott allein abſolut und vollkommen gut ſey, und daß nichts gut ſeyn und heißen könne, was er nicht ſey; endlich daß alles, was gut genannt wird (wie es heißt: Alle Kreatur Gottes iſt gut), nicht von Natur und aus ſich ſelbſt gut ſey, ſondern nur dadurch, daß ihm aus Gnaden etwas zu Theil wird von dem höchſten Gute, das iſt, daß es nur in ſofern und nur darum gut ſey, als und weil es von jenem allein Guten herkommt, in dieſem Guten und zu deſſen Ehren vorhanden iſt.“

(N°. 3. S. 12. 13. N°. 8. c. 1. Bl. 3.)

§. 6.

Gott, als höchſtes Gut, iſt auch Wahrheit, Weisheit, Macht, Gerechtigkeit.

„Um aber bis zur Quelle zu dringen, ſo folgt zunächſt und nothwendig, daß dasjenige, was ſeiner Natur nach gut, und im höchſten Grade gut, und alles Gute ſelbſt iſt, auch wahr iſt. Dieß erkannten auch die Philoſophen, indem ſie dem Guten und Einen auch Wahrheit zuſchrieben; nämlich was Eins (das Eine) ſey, müſſe auch gut ſeyn, gut aber könne es nicht ſeyn, ohne daß es zugleich wahr, d. i. rein, unverfälſcht, lauter, vollkommen, einfach und unwandelbar ſey. Denn alle dieſe Eigenſchaften gehören zu der Natur des Wahren. Denn was ſich ändert und verwandelt, iſt nicht einfach, nicht ganz und vollkommen (integer), nicht lauter, unverfälſcht, rein. Denn wie ſehr wir uns auch nach unſerer Faſſungskraft die Elemente als einfach denken, ſo ſind ſie doch in der That gemiſcht. Da alſo die Dinge, die wir für einfach halten, oder uns einbilden, (damit wir den Urſprung und das Entſtehen aller Dinge auf gewiſſe erſte Urſachen zurückführen) in der Wirklichkeit nicht

einfach ſind, folglich der Veränderung unterworfen; ſo iſt es ausgemacht, daß einzig und allein das höchſte Gut wahr d. i. einfach, rein und ganz ſeyn muß, weil es allein unveränderlich iſt: und umgekehrt, da einzig und allein jenes höchſte Gut unveränderlich iſt; ſo iſt ausgemacht, daß es allein wahr d. i. rein, lauter ꝛc. iſt."

„Was nun das Höchſte iſt und wahr, rein, lauter, vollkommen, ganz, das muß vor Allem aus alle Dinge wiſſen und verſtehen. Denn wenn es an irgend einem Theile etwas nicht verſtände, ſo wäre es darin nicht durchdringend und hell, nicht ganz und rein; was doch die Natur und Eigenſchaft des Wahren iſt. Ferner, das, was allein gut iſt, kann nicht unweiſe ſeyn. Iſt es aber weiſe, ſo muß es eine ſolche Weisheit ſeyn, die alle Dinge ſehe, und das alles ungezweifelt, ohne alle Finſterniß und Unwiſſenheit. Denn Alles, was es iſt, iſt es ja zum Vollkommenſten. Und wie Gott allein gut iſt, ſo iſt er auch allein untrüglich weiſe. Denn, wie wir nicht gut ſind, denn allein ſo viel Er gibt: alſo ſind wir auch nicht weiſe, denn allein ſo viel Er gibt. So nun er die Weisheit gibt, ſo muß ihm dieſelbe nicht mangeln, noch ſie durch ſein Austheilen gemindert werden, ſonſt wäre ſie ſchon längſt um einen Theil gemindert; was aber gar nicht iſt. So wie Gott das Gut iſt, das ohne allen Mangel iſt, ſo muß auch ſeine Weisheit ohne allen Mangel ſeyn. Iſt ſie ohne Mangel, ſo iſt nichts, das ſie nicht ſehe; es mag auch nichts von ihr geſchehen, das nicht gut ſey. Es mag auch nichts vorgehen oder ungeſchehen bleiben, das er, der Weisheit nach, nicht zu fördern oder zu hindern wiſſe, oder das nach ſeiner Güte nicht zu Rechtem und Gutem vollendet würde, welches wir ſeine Fürſichtigkeit nennen. — Durch ſeine Weisheit werden alſo alle Dinge, noch ehe ſie ſind, erkannt, durch ſeine Einſicht alle Dinge eingeſehen, durch ſeine Fürſichtigkeit alle Dinge geordnet. Denn wenn Gott nicht das weiſeſte und fürſichtigſte Weſen wäre, wäre er nicht das höchſte Gut. Denn ſo etwas wäre, das Gott verborgen bleiben könnte, ſo hätte von

dieſer Seite ſeine Weisheit und ſein Wiſſen einen Mangel; und wenn etwas durch eine andere Fürſichtigkeit und Vorſorge als durch die ſeinige geordnet würde: ſo wäre die göttliche ſchläfrig und von dieſer Seite mangelhaft; folglich wäre ſie weder die höchſte, noch die vollkommenſte. Denn an welchem Theile ſie aufhörte, da wäre ſie auch unvollkommen. Dieß iſt aber ſo fern von Gott, daß im Gegentheil nichts ſo ſehr wider die Natur und das Weſen Gottes ſtreitet, als das Unvollkommen ſeyn. Denn was unvollkommen iſt, das iſt nicht Gott; und umgekehrt, das allein iſt Gott, was vollkommen iſt d. i. ganz vollendet, dem nichts gebricht, und das alles beſitzt, was das höchſte Gut beſitzen muß. Nichts alſo kann Gottes Wiſſen entgehen, nichts ſeinen Rathſchlag und ſeine Anordnung vereiteln, oder ihr ausweichen. Wenn aber wir, mehr aus Vermeſſenheit als aus Glauben, von ſeinen Handlungen und Rathſchlüſſen den Grund wiſſen wollen (z. B. ſo wir fragen, warum Gott den Floh, die Bremſe, die Weſpe, die Horniſſen, dieſe den Menſchen und Thieren ſo aufſätzigen Inſekten, geſchaffen habe); ſo verrathen wir damit nur eine weibiſche, ungezügelte und unnütze Neugier, gleich als möchte menſchlicher Verſtand die göttliche Weisheit faſſen, und als ob, wenn wir auch das eine und andere erkannt und begriffen hätten, nicht noch viel Mehreres ſich hervorthun würde, das uns eben ſo ſtark als jene reizte, es zu erkennen; da doch alle dieſe Dinge nur ein unermeßlicher und unendlicher Verſtand zu erkennen vermag, der menſchliche Verſtand aber, der ſo enge und beſchränkt iſt, durch ſolch neugieriges Forſchen nur eitele Arbeit ſchafft, wie Salomon mahnt, Pred. 1.

Die ſchwachen Sterblichen müſſen es alſo bei Betrachtung der göttlichen Weisheit und Fürſichtigkeit machen, wie jeglicher daheim in ſeinem Hauſe thut. Da hat Jeder dieſe und jene Werkzeuge und Inſtrumente, die zu ſeiner Kunſt dienen; von den einen nun will er, daß Jedermann ihren Gebrauch wiſſe, von den andern aber, daß derſelbe Allen unbekannt ſey, außer ihm; denn er freilich weiß es ſchon, wie und

wozu er ſie zu ſeiner Zeit brauchen will. Eben ſo ſollen auch wir die Dinge, die Gott uns zur Beſchauung vor Augen geſtellt hat, mit Ehrfurcht betrachten; diejenigen aber, die er verborgen hat, nicht unverſchämt hervorziehen und betaſten wollen, damit er ſie uns nicht aus Unwillen entreiße, und wir nicht für unſern Frefel büßen müſſen, wie die Fabel vom Prometheus erzählt. Weit und groß iſt das Haus Gottes; der Himmel iſt ſein Stuhl und die Erde ſein Fußſchemel. Da iſt ſo mannichfaltiger und unermeßlicher Hausrath, daß der, welcher Alles kennen zu lernen wünſchte, eher verzweifeln würde, als daß er hoffen könnte, alles zu faſſen. Nimm eine einzige Weinranke, und du wirſt allen Muth verlieren, wenn du dir vornimmſt, ſie ganz und eigentlich zu ergründen. So hat ſie einen Stamm, der ſich in der Mitte hinauf bis zu der äußerſten Spitze fortzieht, von welchem aus zuerſt wie Schlagadern und Hauptvenen entſpringen, die ſich in beſtimmte Winkel ausdehnen, aus denen ſich dann ein Geäſt von kleinen Aederchen in die innerſte Fläche ergießt, die den Saft gehörig vertheilen: Gerade das was ſich zeigt, wenn man den ganzen Menſchen oder das ganze Weltall betrachtet. Und ſo mußt du in einem ſo kleinen Blättlein eher von ſeinem Kunſtwerk abſtehen, als daß du es vollkommen und in allen Theilen ergründen und verſtehen könnteſt. Siehe, wie alle menſchliche Weisheit ſo viel als auf Nichts beruhet, und ihre Unwiſſenheit und Unkenntniß geſtehen muß! Aber die göttliche Weisheit, von welcher alles gehörig geſchieht und angeordnet wird, die iſt nicht unwiſſend noch unkundig. — Der Weisheit Lob und Preis — um für alles das, was bisher von der Weisheit und Fürſichtigkeit Gottes geſagt iſt, auch Zeugniß aus dem Worte Gottes ſelbſt anzuführen — hat Salomon Sprüchw. 8. herrlich beſchrieben, indem er vor allem aus von ihr rühmt, daß ſie bei Gott geweſen, noch ehe er angefangen, die Welt zu ſchaffen; und daß durch ſie ſodann die Angeln des ganzen Weltalls abgewogen, und alles durch ſie eingerichtet worden. Und Jeremias

ſpricht Cap. 51. „Der die Erde geſchaffen in ſeiner Macht; er hat die Welt zubereitet in ſeiner Weisheit; und mit ſeiner Fürſichtigkeit hat er die Himmel ausgeſpannet.“ Aber lieblicher hat niemand davon geredet, als David, Pſ. 104. Denn beide, die Weisheit und die Fürſichtigkeit Gottes ſchildert er ſo, daß man meint, man ſehe Gott, wie er als kunſtreicher Baumeiſter die Berge wägt mit feſter Hand, und jeglichen an ſeinen Ort ſetzt; dabei die Thäler der Länge nach zieht, und in den Thälern die kühlen Flüſſe, wie er die Gefilde ausdehnt, und das ungeſtüme Meer in ſeine Abgründe zurückdrängt, damit es nicht im zügelloſen Andrang etwas verderbe; dann ſetzt er in jeden Theil ſeine Bewohner und Anbauer, und verſieht ſie reichlich mit Nahrung.

(N°. 4. S. 35. N°. 3. S. 16—19.)

„Zum Andern, ſo muß das Höchſte und Wahre auch Alles vermögen. Denn wie könnte es das Höchſte ſeyn, wenn es nicht an Gewalt und Macht das Höchſte wäre? Wir reden aber von dem höchſten Gut, welches ſeiner Natur nach eben ſo wahr, als gut iſt; nennen es darum das höchſte Gut, weil es alles Gute in ſich begreift, und ſagen, daß eben dieß die Gottheit ſey, von der wir ſprechen, ja daß ſie es im höchſten Grade ſey. Iſt nun Kraft und Macht ein Gut, ſo muß der Gott, den wir verehren, auch höchſt mächtig ſeyn. — Dieſe Allmächtigkeit Gottes iſt aber nicht nur ſo zu verſtehen, daß er alle Dinge vermöge, ſondern auch, daß keine Macht noch Kraft iſt außerhalb ihm, das iſt, nicht daß er nur vermöge, ſo er vielleicht wollte, gleich wie ein Menſch etwa will, etwa nicht will; ſondern auch, daß er die Macht aller Dinge ſo iſt, daß keines keine Kraft hat, etwas zu machen, zu ſeyn, oder zu beſtehen ohne ihn. Denn er iſt die Kraft aller Dinge; alſo daß keine Kraft noch Macht iſt, als nur diejenige, die in ihm iſt.“

(N°. 8. c. 1. Bl. 4. N°. 4. S. 40.)

„Gott iſt ſeiner Natur nach gut: denn Alles, was er iſt, das iſt er mittelſt ſeiner Natur. Gut aber iſt das, was mild und gerecht zugleich iſt. Denn ſo du die Milde und Güte von

der Gerechtigkeit entkleideſt: ſo iſt es nicht mehr Milde, ſondern entweder Fahrläßigkeit oder Furcht. Dagegen ſo du die Gerechtigkeit nicht mit Güte oder Billigkeit milderſt, ſo wird ſie die höchſte Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit. Da wir alſo anerkennen, daß Gott ſeiner Natur nach gut ſey: ſo bekennen wir damit auch zugleich, daß er ſowohl ſanft, milde und gütig, als heilig, gerecht und unverletzbar ſey. Da er alſo gerecht iſt, ſo hat er nothwendig einen Abſcheu vor aller Gemeinſchaft mit Laſtern: Daraus ſchließen wir, daß wir arme Sterbliche, die wir nicht bloß laſterhaft, ſondern mit Laſtern durchaus befleckt ſind, an ſeiner Huld und Gemeinſchaft verzweifeln müſſen. Hinwiederum aber, da Gott gütig iſt, ſo folgt nothwendig, daß er ſeinen Rathſchluß und ſein Thun auch durch Billigkeit und Güte mildere."

(No. 7. §. 1.)

§. 7.

Gott iſt ſeinem Weſen nach Leben und Wirkſamkeit.

„Solches Gut, Gott nämlich, iſt alſo kein müßiges und unthätiges Ding, das weder ſich noch andere Dinge bewege; denn oben haben wir geſehen, daß dieß höchſte Gut das Weſen und Beſtehen aller Dinge ſey; was heißt das aber anders, als daß alle Dinge durch daſſelbe und in ihm ſich bewegen, enthalten ſind und leben? Denn Gott wird auch von den Philoſophen Entelecheia und Energeia, d. i. eine vollkommen thätige, alles wirkende Kraft genannt, die, da ſie vollkommen iſt, nimmermehr abläßt noch aufhört, nimmer wanken; ſondern für und für alle Dinge ſo erhalten, bewegen, regieren wird, daß in allen geſchaffenen Dingen kein Fehler und Gebrechen dazwiſchen kommen mag, durch welches entweder ſeine Kraft gehindert, oder ſeine Abſicht vereitelt werden könnte. Dieß wird wiederum aus ſeinem eigenen Worte klar. Denn alſo heißt es im Anfange der Rede: „Und Gott ſprach: Es werde Licht; und es ward Licht!" Siehe, wie das Licht, ſo-

bald ihm gerufen worden, nicht nur auf der Stelle vorhanden war, ſondern, um dem Geheiß ſeines Schöpfers zu gehorchen, aus Nichts entſtand und vorhanden war. Denn ſo groß iſt ſeine Macht und Gewalt, daß, wann er den Dingen ruft, die nicht vorhanden ſind, ſie ihm eben ſo wie die bereits vorhandenen Dinge gehorchen, obgleich ſie erſt aus dem Nichts hervorgehen müſſen. Und bald hernach ſpricht er: „Das Erdreich bringe hervor Gras, das da grüne und Samen treibe, und fruchtbare Bäume, die Frucht bringen nach ihrer Art, deren Same in ihnen ſey über der Erde. Und es geſchah alſo." Siehe, wie hier das rohe Erdreich auf den erſten Wink ſeines Schöpfers ſich mit einem lieblichen Ausſehen ſchmückt. Denn da die Waſſer ſich in ihre Canäle verlaufen hatten, und die Erde nun für ſich ſelbſt frei da ſtand, war ſie nackt und ſcheußlich anzuſehen. Da wollte Gott nicht, daß ſie ſo nackt vor den Augen der Menſchen da ſtehe, und gebot, daß ſie ſich ſchnell mit grünenden Kräutern bekleiden, und mit hervorgebrachten Bäumen ſchmücken ſolle, damit ſie den nun ſogleich werdenden lebendigen Weſen aller Art, jeglichem nach ſeiner beſondern Beſchaffenheit, eine Wohnung gewähren könnte. Und nicht nur dieſes, ſondern er legte auch, damit nie Mangel an Nahrung entſtehe, in die Kräuter und Bäume die Kraft, Samen zu geben, damit ſie, wenn ſie uns für den Winter ihre Gaben dargereicht, mit dem wiederkehrenden Frühlinge ſogleich ihr Werk von Neuem anfangen können, und ſo im immerwährendem Kreislaufe. Da wir nun ſehen, wie dieß nach einer feſten Regel Jahr für Jahr geſchieht, müſſen wir darin nicht des Schöpfers unermeßliche Macht, Fürſichtigkeit und gnädige Sorge für ſein Werk erkennen? Denn nicht nur hat er geſprochen, und es iſt geſchehen; geboten, und das iſt geſchaffen worden, was er wollte; ſondern er hat auch, was er geſchaffen, ernährt; denn er hat auch der jungen Raben nicht vergeſſen. So nun alle ſich bewegenden oder lebenden Dinge darum ſich bewegen und leben, weil ſie ſind (denn wenn ſie nicht wären,

könnten ſie ja weder ſich bewegen, noch leben; daß ſie aber ſind, das ſind ſie in Gott und durch Gott); ſo kann daraus auf's Klarſte abgenommen werden, daß Gott, wie er das Weſen und Beſtehen aller Dinge iſt, ſo auch das Leben und die Bewegung aller lebendigen und ſich bewegenden Dinge ſey. Dieß zeigt Paulus ſehr ſchön Act. 17., indem er nach einer längern Rede folgenden Schluß zumacht: „Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns, und ſind wir. Als auch einer euerer Poeten geſagt hat: Wir ſind auch ſeiner Art.“ Das zeigt Gott auch an durch den Mund ſeines Knechtes Moſes, der ſo ſpricht, Deuter. 30: „Er iſt dein Leben, und die Länge deiner Tage.“ — Hinwiederum iſt er nicht ſo das Leben und die Bewegung aller Dinge, daß entweder er ſelbſt ohne Ziel und Zweck Leben und Bewegung ertheile, oder daß die lebenden und ſich bewegenden Dinge eben ſo zufällig Leben und Bewegung von ihm ſuchen. Denn wie könnten ſie von ihm ſuchen, ſie, die nicht einmahl vorhanden ſeyn könnten, wenn ſie nicht aus ihm ihr Daſeyn hätten; oder wie wollten ſie etwas ſuchen, ehe ſie vorhanden waren? — Daraus folgt, daß Gott nicht etwa nur, gleich einer Materie, das iſt, aus welchem alle Dinge ſind, und von welchem alle Dinge bewegt werden und leben; ſondern zugleich eine ſolche Weisheit, Einſicht und Fürſichtigkeit, der nichts verborgen, nichts unbekannt, nichts zu fern, nichts ungehorſam iſt.“

(N°. 3. S. 13 — 15.)

„Gottes eigenthümliches Weſen beſteht im Wirken, und iſt von aller müßigen Unthätigkeit unendlich fern. Denn wo man Muße ſucht, da hat man Erholung nöthig; wo man Erholung nöthig hat, da drückt die Arbeit; wo die Arbeit drückt, da hat dieß Ermüdung zur Folge; wo Ermüdung iſt, da iſt auch Schwäche; dieſe aber iſt von Gott ſo fern als möglich. Die göttliche Kraft ſchwächt und verringert ſich alſo nicht, indem ſie Alles wirkt, Alles beaufſichtigt, Alles anordnet; im Gegentheil, daran findet ſie Freude, das liebt ſie, das iſt ihre Gewohnheit, d. i. das fordert ihre eigenthümliche Natur.“

(N°. 8. c. 7. Bl. 65.)

§. 8.

Gott iſt aber auch reine, allgenugſame, überſchwengliche Güte.

„Fruchtlos aber, vergebens und unnütz wäre es für die Menſchen, wenn Gott, dieß höchſte Gut, nur für ſich ſelbſt ein ſolches Gut, Leben, Bewegung, Einſicht, Fürſichtigkeit wäre. Denn ſo würde kein Unterſchied ſeyn zwiſchen ihm und dem Menſchen, der auch ſeiner Natur nach das hat, daß er nur an ſich denkt, nur ſeinen eigenen Vortheil ſucht, ſich ſelbſt mehr liebt und begünſtigt als Andere. Nothwendig muß alſo dieß höchſte Gut, nämlich Gott, ſeiner Natur und Weſen nach gütig und freigebig ſeyn; nicht ſo, wie wir Menſchen, die wir uns den Schein geben, eine Wohlthat zu erweiſen, indeß wir Vergeltung und Ruhm damit ſuchen: ſondern ſo, daß Gott denen, die er begabt, wahrhaft nützen will, und dabei einzig zur Abſicht hat, denen zu ſeyn und anzugehören, die von ihm ſind geſchaffen worden. Denn umſonſt und ohne Bezahlung will er ſich geben. Wie er nämlich die Quelle und der Urſprung aller Dinge iſt (denn Niemand hat, ehe er war, verdient, daß er aus demſelben entſtehen ſollte); ſo iſt er auch immerwährend milde und freigebig gegen die, welche er einzig dazu geſchaffen hat, daß ſie ſeiner freigebigen Güte genießen. Kurz, dieſes höchſte Gut unterſcheidet ſich von andern Dingen, welche gut ſcheinen, dadurch, daß dieſe ſich nicht umſonſt, ohne Bezahlung zum Genuſſe dargeben, weil ſie karg und dürftig ſind; jenes hingegen ſich gar nicht anders mittheilen will noch kann, als ganz umſonſt. Weiter, was nur zum Scheine gut iſt, das will geſchont ſeyn; denn es kann nur äußerſt wenige befriedigen, weil es beſchränkt und ſchwach iſt. Jenes Gut hingegen iſt ſo überfließend, daß es im Stande iſt, alle Bedürfniſſe aller Weſen vollſtändig zu befriedigen; denn es iſt unendlich, und hat ſeine Freude daran, ſich nach allen Seiten hin mitzutheilen. Es ſelbſt kann von andern Dingen keinen Genuß und Nutzen ziehen, denn ſie ſind alle weit geringer

als daſſelbe, und mögen keineswegs beſtehen, wenn ſie nicht das Gut genießen, von dem ſie ihren Urſprung haben.“

„Von der Wahrheit deſſen zeugt die ganze Menge aller Geſchöpfe. Denn hätte Gott nicht gewollt, daß ſeine Werke ſeiner genießen ſollten, ſo hätte er ſie nimmermehr aus dem Nichts hervorgerufen; denn Gott genießt ja ihrer nicht. Warum hat er ſie alſo geſchaffen? Damit ſie ihres Schöpfers genießen ſollten. Geneſ. 15. ſpricht Gott alſo zu Abraham: „Fürchte dich nicht, Abraham! Ich bin dein Beſchirmer, und dein ſehr großer Lohn.“ Was heißt nun wohl ein Beſchirmer ſeyn und Lohn, oder mit andern Worten, eine Belohnung oder ein Gut zum Genießen, allen Begriff überſteigend reich und überſchwenglich — was anders, als — Gott ſeyn? Da er ſich ſo freiwillig darbietet, wem dient dieß nicht zum Beweiſe, daß er genoſſen ſeyn will? Jeſajas 45. beweiſt genugſam, daß alle Dinge durch Gottes Fürſichtigkeit und freie Güte geſchehen, da er Gott zu Cyrus ſprechen läßt. Cyrus kannte Gott nicht, aber Gott kannte den Cyrus; denn er beſcherte ihm ſo freigebig Siege, Güter und ganze Königreiche, daß der Orient und der Occident es billig einſehen mußte, daß der, welcher dieß alles ſo reichlich ſpendete, der einige wahre Gott wäre. Nun ſpricht Gott nach einer langen Ermahnung — um nicht die ganze Anrede herſchreiben zu müſſen — folgendermaßen: „Verkündigt und kommt und verſammelt Euch! Wer hat dieß von Anfang verkündigt? Von da hab' ich's vorhergeſagt. (Siehe da die Fürſichtigkeit, welche auch die Gottloſen mit ihrer Sorge umfaßt!) Bin nicht ich der Herr; und ohne mich kein Gott! Ein gerechter Gott und Retter iſt nicht außer mir. Wendet euch zu mir, alle Ende der Erde, und es wird euch geholfen werden: denn ich bin Gott und kein Anderer ꝛc.“ Siehe da, die freie Güte Gottes, daß er alle Ende der Erde von freien Stücken zu ſich einladet! Siehe auch zugleich die Gewißheit, daß er allein es iſt, der Alles richtig vertheilt und ordnet, er allein hilft und rettet, und kein Gott

iſt außer ihm. Auf gleiche Weiſe öffnet er auch den Schooß ſeiner Gutthätigkeit, da er Jeſ. 55. alle, welche die Weisheit und Hülfe von oben ſuchen oder bedürfen, zu ſich ruft: „Kommet alle, die ihr dürſtet, zu den Waſſern, und die ihr kein Geld habet, eilet herzu, kaufet und eſſet! Siehe, wie er darauf dringt, nicht nur daß man eile, ſondern auch daß man reichlich ſchöpfe. Nun ſind der Zeugniſſe aus dem Alten Teſtament genug angeführt; denn was iſt der Zweck desſelben überhaupt anders, als zu zeigen, daß Gott allein es ſey, der erhalte, der für uns ſorge, der da wolle, daß man alles von ihm begehre? „Ich bin es, der ich deine Sünden meiner ſelbſt wegen tilge." Jeſaj. 43. „Die Erde iſt voll der Barmherzigkeit des Herrn". Pſ. 33. Und: „Du gibſt ihnen Speiſe zu ſeiner Zeit; und wenn du deine Hand aufthuſt, ſo wird alles mit Güte erfüllt." —

„Aus dem Neuen Teſtament, was für andere Zeugniſſe ſoll ich da vorbringen, als — Den ſelbſt, der das Teſtament iſt, Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes, und der Jungfrau. Denn da wir von Natur Kinder des Zorns waren, (Epheſer 2.) ſo hat uns Gott, jener reichſte Quell der Barmherzigkeit, wieder zu Gnaden gebracht durch Chriſtum, ſeinen Sohn. Dieſen hat er verordnet zu einem Verſöhner, (Röm. 3.) damit alle, die ſich ſeines Blutes getröſten, für heilig und unbefleckt bey dem Vater geachtet werden. Nun iſt er unſere Begnadigung und Verſöhnung, folglich iſt er auch unſer Bund, und das Teſtament, das Gott mit uns aufgerichtet hat. Er iſt auch zugleich der Verſöhner; denn durch ihn haben wir den Zugang zu Gott. 1. Joh. 2. Hebr. 10. Epheſ. 2. Weiter, was alles uns Chriſtus iſt, das iſt er aus freigebigem Geſchenk Gottes; denn wir ſelbſt haben es nicht verdient, daß Gott ſeinen Sohn für unſer Leben hingebe. Denn wenn wir mit unſern Verdienſten das Leben hätten erlangen können, ſo hätten wir Chriſtum nicht nöthig gehabt; und wäre er nicht nöthig geweſen, was ſollte ihn der Vater Menſch werden laſſen? Das Werk Gottes iſt nicht

müßig, nicht fruchtlos, nicht überflüßig, ſondern der Sohn Gottes iſt in dieſe Welt kommen, damit wir das Leben haben, und es überſchwenglich haben. — — Röm. 8. ſagt Paulus, Gott habe ſeines Sohnes nicht verſchont, ſondern denſelben für uns alle hingegeben; und macht nun ſogleich folgenden Schluß: Wie ſollte er uns nicht auch Alles mit ihm ſchenken! Er will nämlich ſagen: Kann jemand etwas Größeres für ſeinen Freund oder Bruder hingeben, als ſeinen eingebornen Sohn? Nun aber hat Gott ſeinen Sohn für uns dargegeben. Konnte er nun wohl die freie Milde ſeiner Barmherzigkeit augenſcheinlicher bewähren? Wird uns der etwas abſchlagen können, der ſeinen Sohn gegeben hat? Wie ſollte er, da er den Sohn gab, nicht Alles zugleich mit ihm geben wollen? Denn alles, was im Himmel und auf Erden iſt, iſt geringer als der Sohn. Dazu alſo hat er den Sohn für uns dargegeben, damit, ſo wir ſähen, daß das was das Höchſte iſt im Himmel und auf Erden, unſer geworden, wir nun gewiß ſeyen, daß uns nichts werde verſagt werden können. Denn der den Sohn gab, gab alles, was er beſitzt, denn der Vater hat nichts, was nicht auch der Sohn hätte. — Dieß wird vermuthlich hinreichend ſeyn, um den Ungelehrten und Ungebildetern zu zeigen, daß Gott, wie er die Quelle alles Guten iſt, ſo auch freigebig und keineswegs karg und unerbittlich, ſondern ſo überſchwenglich milde ſich hingibt zum Beſten derer, die ſeiner genießen, daß es ſeine Freude iſt, von Allen hingenommen, feſtgehalten und beſeſſen zu werden, und er demzufolge ſo immer bereit zu helfen, daß er überall beiſpringt und niemahls ſäumt. Daher nennen auch die Griechen Gott (Θεὸς) von θέειν d. i. helfen oder zulaufen, weil Gott überall zulaufe, bei der Hand ſey, und Hülfe leiſte. (Die Lateiner haben ihren Namen Deus mit den Griechen gemein: Wir Deutſche aber haben den Namen **Gott** vom **Guten** genommen und ihn dem oberſten Gut beigelegt.)".

(N°. 3. S. 21—26. vergl. N°. 4. S. 33.)

§. 9.

Gott iſt ſeinem Weſen nach unveränderlich.

„Gott ſetzt alles in Bewegung, — er bringt alles in Ruhe, er ſelbſt aber bleibt unbewegt und unveränderlich. Sein Bild iſt die Sonne, die, über alles was unter ihr iſt, hoch erhaben, davon keine Veränderung leidet. Hier regnet es, dort ſchneit es; hier bebt die Erde, dort iſt alles ruhig; die Sonne aber ändert dadurch ihren Lauf nicht. Eben ſo bleibt auch Gott, bei allen Bewegungen und Veränderungen, die mit uns und um uns her vorgehen, unverändert der, der er iſt.“

(Matth. 8, 22.)

„Gott iſt nicht wie ein Menſch. Denn dieſem mißglücken oft ſeine Anſchläge ſo ſehr, daß er ſagen muß: Das hätte ich nicht gemeint! Oder: Auf dieſem Wege iſt's mir nicht gelungen, ich will's anderſt angreifen. Gott hingegen kann nie einen unklugen Anſchlag faſſen. Unveränderlich bleibt daher, was er anordnet, weil er Alles voraus ſieht; ſo daß nichts zuſtoſſen kann, das ſeinen Anſchlägen Hinderniß oder Nachtheil bringen könnte. Feſt bleiben ſeine Entſchlüſſe, weil er ſelbſt feſt und unveränderlich iſt. Daraus folgt: Wie er von je gegen ſeine Geſchöpfe war, ſo iſt er's auch noch heut zu Tage. Hat er je den Guten ſeine Güte bewieſen, und mit ſeiner Gerechtigkeit die Böſen verfolgt, ſo wird er es ſeinem freien Willen zufolge, heute noch eben ſo halten.“

(No. 8. c. 7. Bl. 60, 61.).

§. 10.

Gottes Eigenſchaften machen zuſammen nur Eins, und wirken immer unzertrennt.

„Die Eigenſchaften Gottes, z. B. ſeine Weisheit, Einſicht, Vorſicht, und wie ſie ferner heißen, ſind ſo beſchaffen, daß die eine iſt, was die andere iſt. Denn Gott iſt mit allen ſeinen Ei=

genſchaften und Kräften in jeder Hinſicht das einfachſte Weſen. Freilich gibt es eine natürliche Ordnung unter ihnen, ſo daß der menſchliche Verſtand ihrer Natur nach eine vor der andern denken muß; da er nicht, wie Gott, alles zugleich auf Einen Blick überſchauen kann. Aber in den Eigenſchaften Gottes iſt keine Trennung. Gott iſt einfach (Einheit); nichts kann alſo von ihm geſchehen, wozu nicht alle ſeine Eigenſchaften in gleichem Maße mitwirken; denn auch ſie, wenn ſie gleich zum Behuf unſrer Faſſungskraft unterſchieden werden, ſind doch nur eine Eine und untheilbare Sache. Noch wird der einen oder andern Eigenſchaft etwas zugeſchrieben, was im Grunde allen zukommt. So wird z. B. der Weisheit die Schöpfung des Menſchen und des ganzen Weltalls zugeſchrieben, da doch die Vorſicht und der Wille eben ſo wohl im Rathe ſaſſen. Der Vorſehung wird Sorge und Fürſicht zugeſchrieben, da doch Weisheit und Wille gleich dabei mitwirken. Dem Willen wird die Erwählung und Vorbeſtimmung zum ewigen Leben zugeſchrieben, da doch Weisheit und Vorſehung dabei gleichmäßig thätig ſind. Indeß wird doch einer jeden ihr beſonderes Werk übertragen, damit die Eigenſchaften Gottes uns deſto klarer, und ſeine Werke deſto bekannter werden. Denn wird nicht einerſeits durch die Erſchaffung der Welt Gottes Weisheit offenbar, und anderſeits die Schöpfung aller Dinge deſto bewundrenswürdiger, da wir dieſe Dinge von der unendlichen Weisheit gemacht ſehen? Wiewohl die Güte, die Billigkeit, die Gerechtigkeit, die Kraft, die Fürſorge, der Wille, auch zugleich mithalfen. Aber die Weisheit eignet ſich gleich als die Herrinn den Namen des Werkes zu. Die übrigen Eigenſchaften aber, wiewohl ſie ſich ſo dienend bewieſen, daß ſie nicht minder Mühe und Arbeit hatten als die Herrinn ſelbſt, können doch den Ruhm der Welterſchaffung nicht für ſich erringen: Aus dem Grunde vornämlich, weil die Weisheit zu einem ſolchen Werke vor allen andern aus erfordert wird."

(No. 8. c. 6. Bl. 44. 45.)

§. 11.

Kurze Schlußüberſicht dieſer Lehre von Gott.

„Doch was ſollte ich weitläufiger von der Erkenntniß Gottes handeln, da das, was ich aus dem Munde Gottes ſelbſt angeführt habe, von den Gottloſen verachtet wird; die Frommen aber ſind mit Gott bekannter und vertrauter, als daß durch dieſe meine Verhandlung ihre Erkenntniß noch einen Zuwachs erhalten könnte. Ihnen iſt nämlich Gott Alles, das Weſen, Leben, Licht, Stärke, der Schatz und die Genüge aller Dinge, die Summe des Guten. Dieß haben die frommen Gottesmänner erfahren, und daher von Anfang der Welt Gott mancherlei Namen gegeben, wie man in beiden Teſtamenten hin und wieder ſehen kann, indem ſie ihn bald Gott nannten, bald Leben, Weſen, Vater, Licht, ſtark, allmächtig, allgenugſam. Alle dieſe Namen legten ſie Gott bei aus innerm Glauben ihres Herzens, weil ſie nämlich in ihrem Innern die Ueberzeugung hatten, daß Gott ihre Stärke ſey, ihr Leben, ihr Weſen, ihr Vater und ſo weiter. Was ſie alſo zufolge ihres Glaubens Gott verdankten, als Leben, Stärke u. ſ. w. das waren die Namen, die ſie nun auf Gott übertrugen. Daraus folgt, daß alles, was ich bisher von der Erkenntniß Gottes vorgebracht habe, fruchtlos iſt, ſo bald der Glaube fehlt. Daher kann mir niemand einwenden, ich habe die Erkenntniß Gottes alſo gelehrt, daß ich dabei auf Einbildungen menſchlicher Weisheit meine Lehre gebaut, da ich, für's erſte mich einzig auf die göttliche Schrift geſtützt, und demnach offen gezeigt habe, daß es nicht möglich ſey durch menſchliche Kraft allein zur Erkenntniß und Anbetung Gottes zu gelangen, da es nicht vom Wollen oder Laufen abhange, ſondern von dem Erbarmen Gottes. Sein Geſchenk, ſeine Gabe ſey es, daß die Werke ſeiner Hände ihn erkennen als den allein wahren Gott, als den Herrn, Heiland, Helfer, als Stärke, Leben, Licht, Vater, als offenſtehende Fülle alles Guten, als den Mildreichen, Gütigen, Wohlwollenden, der umſonſt

genoſſen zu werden wünſcht. (Denn das Alles verſtehen wir, wenn wir Gott nennen.) Denn wenn wir nicht dieſe Vorſtellungen von Gott haben, werden wir nimmermehr auf ihn allein vertrauen, nimmermehr zu ihm allein unſere Zuflucht nehmen, nimmermehr ihn von ganzem Herzen und aus allen Kräften lieben."

(No. 3. S. 27 ff.)

„Wenn nun alle Philoſophen und Weiſen bei einander wären, und wir unſern Glauben alſo bekenneten: Wir vertrauen in den einigen Gott, der das höchſte Gut iſt, der allein vollkommenlich, ohne allen Abgang gut, weiſe, verſtändig, mächtig, ſtark, unwandelbar iſt, ja allein Gott iſt: So würden ſie ſagen müſſen, daß unſer Glaube der ſicherſte, der richtigſte und einfältigſte wäre vor allen Glauben aus, die in der Welt ſind. Denn ſie wiſſen von dem Einigen Vollkommenen zu ſagen. Und ſo wir demſelben Einigen Gott anhangen, ſo kann unſer Glaube auch von den Ungläubigen nicht geſcholten werden. Hiebei ſieht man aber, wie unchriſtlich uns die thun, die uns vor allen Menſchen verketzern, ſo wir lehren in den einigen Gott vertrauen; ſo doch das erſte Wort in unſerm Glauben das erfordert, und wir Alle das bekennen."

(No. 4. S. 38. 39.)

§. 12.
Anhang: Von der Trinität.

„Dieweil wir denn wiſſen, daß Gott der Urſprung und Schöpfer aller Dinge iſt, ſo können wir uns unmöglich etwas vor ihm oder mit ihm Vorhandenes denken, das nicht aus ihm ſey. Denn wenn etwas ſeyn könnte, das nicht aus ihm wäre, ſo wäre er ja nicht unendlich; denn er würde ſich nicht bis dahin erſtrecken, wo jenes Andere wäre, da es ja außer ihm wäre. Daraus folgt, daß der Vater, Sohn und heiliger Geiſt, die in der H. Schrift Gott genannt werden, weder Creaturen noch verſchiedene Götter ſind; denn dieſe drei ſind Eins, Ein Weſen,

Eine Οὐσία d. i. Selbſtſtändigkeit, Eine Kraft und Macht, Eine Weisheit und Fürſichtigkeit, Eine Güte und Geneigtheit, drei Namen oder Perſonen, aber alle zuſammen nur Ein und derſelbe Gott.“

(No. 7. §. 3. Bl. 5.)

„Meines Bedünkens haben auch die Dinge, die wir dem Vater, Sohn und heiligen Geiſte, die doch nur Ein göttliches Weſen ſind, beilegen, aus eben dieſen Quellen (der Natur der Gottheit, die nach §. 6. Wahrheit, Macht, Weisheit und Güte iſt) ihren Urſprung. Denn dem Vater wird Allmacht, dem Sohn Gnade und Güte, dem heiligen Geiſt aber Wahrheit beigelegt. Doch wiſſen wir, daß alle dieſe Eigenſchaften Einem und demſelben göttlichen Weſen angehören; eben ſo wie jene Macht Güte und Wahrheit, welche in Rückſicht auf ihr Verhältniß zu einander und ihre Erklärung allerdings unterſchieden ſind, doch zuſammen nothwendig Ein und daſſelbe höchſte Gut ausmachen. Wie alſo der Vater allmächtig, der Sohn gütig und ein Pfand der Barmherherzigkeit, der heilige Geiſt ein Geiſt der Wahrheit, und doch ihrem Weſen nach Ein Gott ſind: ſo iſt Gott ſeiner Natur nach allmächtig, gütig und wahr.“

(N°. 8. c. 1. Bl. 6.)

„Daß dem Vater die Allmächtigkeit zugelegt wird, geſchieht nicht darum, daß der Sohn und heilige Geiſt nicht eben ſo wohl allmächtig ſeyen (doch mit ihm) als er; ſondern wie jeder Perſon etwas Beſonderes von der perſönlichen Eigenſchaft beigelegt wird: alſo wird auch jeder Perſon inſonderheit zugelegt, was des Weſens und der Subſtanz [weſentlich und ſubſtanziell] iſt, und deßhalb allen drei Perſonen zukommt. Als z. B. daß der Vater ungeboren, der Sohn geboren, der heilige Geiſt von ihnen beiden gekommen; das ſind perſönliche Eigenſchaften, alſo daß ſie keiner Perſon ziemen (zukommen), als derjenigen, welcher ſie zugeſprochen werden. Der Sohn iſt nicht ungeboren, ſondern geboren; der Vater aber iſt nicht geboren, ſondern ungeboren; der heilige Geiſt wird weder geboren noch

ungeboren genannt, ſondern der vom Vater und Sohn kommt. — Die Dinge aber, die des Weſens ſind, aber den Perſonen insbeſondere zugelegt werden, wie wohl ſie allen drei Perſonen gemein, ſind ſolcher Art: Dem Vater wird Allmächtigkeit und Schöpfung zugegeben; und ſind aber Sohn und heiliger Geiſt mit ihm gleich allmächtig. Dem Sohn wird zugegeben die Weisheit, und ſind aber Vater und heiliger Geiſt eben dieſelbe Weisheit. Dem heiligen Geiſt wird Tröſtung und Anzunden der Liebe ꝛc. zugegeben: und tröſtet aber der Vater und Sohn eben ſowohl; denn dieſe Dinge ſind des göttlichen Weſens. Geſchrift hierum anzuzeigen, iſt nicht nöthig: denn das ganze neue und alte Teſtament ſind deß voll, was hier geſagt iſt; ja man mag in der Schrift nicht recht wandeln, ſo viel die Gottheit und Perſonen antrifft, ohne dieſe Unterſcheidung.“

(No. 4. S. 45. 46.)

„Ich bekenne alſo Einen Gott im Weſen, der aber Vater, Sohn und heiliger Geiſt, drei Perſonen iſt; nicht daß drei Götter ſeyen, ſondern Ein Gott; nicht daß nur Eine Perſon ſey, wie nur Ein Weſen iſt, ſondern drei Namen und drei Genannte. Welcher Geſtalt auch Gott den Menſchen geſchaffen, der Verſtand, Gedächtniß und Willen hat, drei unterſchiedenliche Wirkungen, die doch alle drei nur Einer Seele angehören. Verſtand iſt ja ein anderes als Gedächtniß, und Gedächtniß ein anderes als der Wille. Verſtand iſt das Licht, das erkennt und urtheilt; Gedächtniß iſt die Kraft und der Dienſt, der wieder herfür bringt, was Ein- oder mehrmahl erkannt und erſehen und darnach behalten gelegt iſt. Wille iſt, das ſich erweiſt, nach Ermeſſen und Erkenntniß des Verſtandes, das Verſtandene anzunehmen oder nicht. Wie nun die drei Kräfte Eine Seele ſind, alſo erkennen alle Theologen, daß die drei Perſonen Ein Gott ſeyen, nicht aber gleich, ſondern gleichſamlich. Das iſt das gemeine Beiſpiel der Gelehrten. Wer ſich aber deß nit entſteht [dieß nicht verſteht], der nehme ihm ein gemachtes Beiſpiel. Bilde dir ſelbſt einen Brunnen ein, der in drei Ecke (und

Röhren) geſchränt [abgetheilt] ſey. Dieſer dreieckigte Brunnen iſt nur Ein Brunnen, Ein Waſſer, Eine erquickende und tränkende Kraft; dennoch heißt er der dreieckete Brunnen: denn es iſt kein Eck das andere, und ſind doch alle drei Ein Brunnen. Dieß und alle Beiſpiele werden allein gegeben zu lehren; nicht daß die Gottheit nicht übertrefflicher ſey als aller Creaturen Bildniß und Schöne, ſondern daß man den Einfältigen doch eine etwelche Vorbildung, wie man gegen Kinder zu thun pflegt, in die Hände gebe."

(N°. 4. S. 39 u. 40.)

III.

Die Schöpfung.

§. 1.

Nichts von allem Sichtbaren iſt von ſich ſelbſt.

a) Nicht die Erde.

„Von Allem, was wir mit unſern äußern Sinnen begreifen und wahrnehmen können, iſt keines von ſich ſelbſt. Dieß wollen wir mit dem Höchſten und Niedrigſten, das iſt, mit den Geſtirnen und der Erde bewähren. Damit wir nun auf's Baldeſte zur Erkenntniß der Wahrheit hindurch dringen, wollen wir zuerſt die Erde nehmen."

„Iſt die Erde von ſich ſelbſt, wo iſt ſie denn geweſen, ehe ſie ſich ſelbſt gemacht hat? Iſt ſie zuvor ein Geiſt geweſen, und erſt zur Materie worden? Oder wie hat ſie können ſich vornehmen, ſich ſelbſt zu machen, ehe ſie war? Wie konnte ſie ſich auch ſelbſt hervorbringen, oder aus welchem Samen ſich erzeugen, da ſie empfindungslos iſt, weder Verſtand noch Einſicht hat? Daher nicht zu gedenken iſt, daß ſie

ſich ſelbſt geſchaffen habe, mit Vernunft und Verſtand, nun aber die Vernunft und Einſicht verloren, nachdem ſie ſich ſelbſt geſchaffen; denn welche Vernunft könnte ſich ſelbſt vernichten? Iſt ſie aber von ihr ſelbſt unverſtändig ihrer Natur nach, und doch eigenen [ſelbſtſtändigen, für ſich beſtehenden] Weſens: ſo muß ſie ewig ſeyn. Denn ſo ſie ſich ſelbſt nicht gemacht hätte, auch nicht von einem Andern gemacht wäre, und doch iſt: ſo müßte ſie ohne Zweifel ewig ſeyn. Wäre ſie aber ewig, ohne Anfang und Ende: ſo müßte ſie unendlich ſeyn; daher alle Dinge nichts als Eine Erde wären. Da ſie aber nicht unendlich, und doch eine Materie iſt: ſo muß ſie gemacht, und nicht eigenen Weſens ſeyn. — Iſt aber die Erde aus einem andern Dinge hervorgegangen: ſo muß ſie aus demſelben hervorgegangen ſeyn entweder als aus einer Materie, oder als aus einer Urſache. Iſt ſie aus einer Materie hervorgegangen: ſo iſt dieſe nächſte Mutter unſerer Erde wieder aus einer andern Materie entſtanden, dieſe wieder aus einer andern; und ſo immerfort, bis wir zu einem Haufen von Erden und Welten gelangen. Welche Meinung von den Philoſophen bereits gehörig an's Licht gezogen und verſpottet worden. Iſt die Erde aus einem andern Dinge, als aus einer Urſache hervorgegangen: ſo iſt ſie nothwendig erſchaffen worden. Und da ſie, wie wir ſo eben hörten, nicht aus einer Materie entſtanden: ſo iſt ſie nothwendig aus Nichts hervorgegangen. Denn was aus Nichts entſtanden iſt, das iſt erſchaffen. Denn erſchaffen heißt etwas aus Nichts hervorbringen. Daher handelten, um dieß im Vorbeigehen zu berühren, die Philoſophen keineswegs umſichtig, als ſie die Frage aufwarfen, ob die Welt erſchaffen ſey oder unerſchaffen. Da ſie nämlich ſahen, daß jene zwei großen Maſſen des Weltgebäudes, der Himmel und die Erde, weder Empfindung noch Verſtand beſitzen, und doch ihren Ort ſowohl als ihre Bewegung ſtets beibehalten: ſo ſtellten ſie ein anderes Weſen als Beweger und Hüter der Welt auf, und legten demſelben Sinn und

Vernunft bei. Aber ſie erwogen dabei das nicht, daß jener Verſtand entweder vor der Welt geweſen ſeyn, oder zugleich mit ihr angefangen haben müſſe. War er eher als die Welt, ſo hat alſo die Welt einen Anfang genommen, und iſt geſchaffen. Iſt aber jener Verſtand (verſtändiges Weſen) gleich alt mit der Welt, nicht früher als ſie vorhanden: Wer hat ihm denn wohl dir Herrſchaft über ſie ertheilt? Denn ſo wäre die Welt und der Verſtand gleich ewig; denn es iſt undenkbar, daß ſie ſich ihm ſollte unterworfen haben, ohne daß ſie entweder geringer, oder eines ſpätern Urſprungs war; und eben ſo wenig denkbar, daß ſie gleich ewig mit ihm ſey, wenn ſie geringer iſt oder ward als er. Denn was ewig iſt, das iſt unendlich; und ſo iſt es unbeſtreitbar, daß zwei Dinge, die gleich ewig, auch gleich unendlich ſind. Iſt nun jener Verſtand ewig, und die Welt gleich alt mit ihm, ſo iſt folglich auch die Welt unendlich, wie jener Verſtand es iſt. Eine Ungereimtheit, die man mit Händen greifen kann. Da nun nur Ein unendliches Weſen möglich iſt, die Welt aber dieß nicht ſeyn kann, weil ſie aus Theilen beſteht (denn ſo müßten ja alle ihre Theile unendlich ſeyn, was ein Widerſpruch iſt): ſo iſt jenes unendliche Weſen eben der Verſtand, den die Philoſophen den erſten Beweger, wir aber — Gott nennen. — Hat nun die Welt einen Anfang genommen: ſo iſt offenbar unſere Erde nicht von Ewigkeit her; auch nicht von der Natur; (man müßte denn unter dieſem Worte Gott ſelbſt verſtehen, der das Weſen und die Kraft aller Dinge iſt) und auch nicht von ſich ſelbſt; ſie hat alſo einen Urſprung, und zwar aus Nichts.“

(N°. 4. S. 42. 43. N°. 8. c. 3. S. 9—11.)

§. 5.

b) Auch nicht die Geſtirne.

„Es könnte der menſchliche Verſtand, der zur Erforſchung der Dinge weit träger und unfähiger iſt, als er ſelbſt ſich einbildet, ſo bei ſich ſelbſt denken: Von der Erde mag man es zu-

geben, daß ſie geſchaffen ſey, da ſie ein ſo dichter und dunkler, ein ſo träger und ſchwerfälliger Körper iſt. Denn in ihrer Dichtigkeit und Undurchſichtigkeit iſt ſie finſter in ihren Tiefen, weiß von Allem nichts, liegt nur da und läßt ſich ſpalten, bearbeiten, graben und kehren. In ihrer Trägheit und Schwerfälligkeit hat ſie ſogar keine Bewegung, daß, wenn ein Wind, der in ihre Kluft gedrungen, und ſich nun mit Gewalt wieder Luft macht, ſie erſchüttert, dieß für eine ſeltſame Vorbedeutung gehalten wird. So ausgemacht iſt bei Jedermann die Trägheit der Erde, daß es für ein Wunder gilt, wenn ſie ſich bewegt hat. Daher wäre es eine ganz unſtatthafte Behauptung, daß die Erde weder entſtanden noch geſchaffen ſey. Die Geſtirne hingegen, die ſo ungeheure Körper, und daher auch von ungemeiner Kraft ſind, ſo ſchnell, daß ihre Bewegung jedes Maß von Geſchwindigkeit überſteigt, ſo glänzend, daß, obſchon entfernt von uns durch ſo weite Räume, dennoch ihr Licht bis zu uns dringt, und unſer Auge blendet: Dieſe Geſtirne ſcheinen nicht geſchaffen; da ihre Bewegung und innere Kraft das Zu- und Abnehmen der in die Sinne fallenden Dinge bewirkt, und ſie überhaupt göttlichern und edlern Weſens ſind, als die Erde, und die, welche ſie bauen. Dieſer Behauptung kann für's Erſte eben daſſelbe entgegen gehalten werden, was bei Anlaß der Erde iſt geſagt worden. Die Geſtirne haben dieſe ihre Körper, wie groß, ſchnell und glänzend ſie ſeyen, entweder von ſich, oder von einem Andern. Haben ſie dieſelben von ſich, ſo fingen ſie entweder an von ſich ſelbſt zu ſeyn, oder ſie waren von Ewigkeit her von ſich ſelbſt. Iſt das Erſtere, ſo waren ſie vorhanden, ehe ſie waren, da ſie ſich ja ſelbſt hervorbrachten; denn ein Nichts kann nichts erzeugen. Iſt das Letztere, ſo ſind ſie auch unendlich; denn nur das Unendliche iſt ewig. Unendlich und ewig ſind Wechſelbegriffe, d. i. ſie ſind einander gleich, ja im Grunde Eins und Ebendaſſelbe. Da nun die Geſtirne nicht unendlich ſind (denn wie viele von ihrem Heere kann unſer Auge, dieß ſo kleine Organ, mit Einem Blicke umfaſſen!): ſo

folgt, daß ſie von einem Andern ſind. Dieſer Andere iſt eben jener erſte Beweger und Urheber des geſammten Weltalls, unſer Gott und Vater. Denn wie ſchön wir immer die Philoſophen reden hören von ihren Himmeln und Sphären, derſelben Bahnen und Macht, ſo muß man doch zuletzt ſtehen bleiben bei einem einigen und erſten Beweger; und der iſt Gott.“

„Wenn ferner der für die Einfältigen ſehr ſcheinbare Einwurf gemacht wird, daß ja die Geſtirne ganz entgegengeſetzter Beſchaffenheit ſeyen, als die Erde; jene von ſchneller Bewegung, dieſe eine träge, ungeſchickte Maſſe; jene hellglänzend, dieſe ſchwarz und dunkel; ſo antworte ich, daß dieß keineswegs den Selbſturſprung derſelben beweiſe. So wenig als jemand behaupten könnte, da die Pflanzen wachſen, ſich vermehren, blühen, Frucht tragen, altern, ſterben, die Erde aber nicht; ſo haben jene ihren Urſprung aus ſich ſelbſt, weil ſie nämlich von edlerer Kraft und Wirkſamkeit ſeyen als die Erde. Denn ſie werden offenbar von der Erde, als ihrer nächſten Urſache, hervorgebracht, ernährt und unterhalten: ſo fern iſt's, daß eine ſich in vollkommneren Wirkungen äußernde Kraft darum auch ungeſchaffen wäre. Das hingegen iſt allerdings wahr, daß ein Geſchöpf um ſo mehr die Vollkommenheit ſeines Urhebers verkündigt und bezeugt, je vollkommener es ſelbſt iſt.“

(No. 8. c. 3. S. 11—13.)

§. 3.
Gott iſt alſo der Urſprung und das Weſen aller Dinge.

„Da alſo die Erde ſowohl als die Geſtirne unläugbar entſtanden oder geſchaffen ſind, ſo liegt mir nun zunächſt ob, zu zeigen, daß ſowohl ſie als das ganze Weltall aus Einem und demſelben Urquell herſtammen, und welches das Weſen ſey, durch das Alles beſtehe. — Wie es thöricht iſt, zu glauben, daß es mehr als Eine erſte Urſache aller Dinge gebe, eben ſo iſt es das Zeichen eines ungebildeten und unerfahrnen Gemüthes,

anzunehmen, es könne irgend etwas ſeyn oder beſtehen anders als in und aus demjenigen Weſen, welches allein iſt. Denn da die Dinge allervorderſt ſeyn müſſen (was oder wie ſie ſeyen, iſt erſt das Zweyte): ſo ward ihnen auch für's allererſte das Daſeyn gegeben von Dem, der die Quelle und der Urſprung alles Vorhandenen iſt. — Das Seyn oder Weſen nun, das er jenen Dingen gab, nahm er es von ſich, oder entlehnte er's von einem Andern? Nimmt man das Letztere an, ſo folgen zwei Unſchicklichkeiten daraus. Erſtens müßten dann die Geſchöpfe mit größerm Rechte als Schuldner deſſen angeſehen werden, von welchem er ihr Seyn und Weſen entlehnte, d. h. ſie würden mit Recht dem angehören, dem ſie ihr Seyn zu danken haben. Zweitens wäre jenes höhere Weſen, welches der Urſprung aller Dinge iſt, nicht das erſte und höchſte Gut, und folglich auch nicht Gott; denn jenes Weſen, das den Dingen ihr Seyn gab, wäre ja ein viel mächtigeres und reicheres Gut, und deßwegen auch wirklich die Gottheit, nicht aber dasjenige, das wir Gott nennen. Wie einfältig aber ſolche Behauptung ſey, muß ſelbſt einem Thoren einleuchten. Hat er aber jenes Seyn, das er ſeinen Werken und Geſchöpfen beſcherte, aus ſeinem eigenen Seyn genommen: nun ſo iſt auch Alles, was irgend iſt, Er ſelbſt; iſt in ihm und durch ihn. Denn da ein einziges und erſtes Urweſen ſeyn muß: ſo haben auch alle Dinge, welche zu ſeyn anfingen, aus ihm ihres Seyns Anfang. Dieweil ſie aber nicht alſo aus ihm ſind, als wäre ihr Seyn und Beſtehen ein anderes als das Seyn und Weſen Gottes: ſo iſt auch gewiß, daß, ſoviel das Seyn und Beſtehen angeht, nichts iſt, das nicht Gott ſey; denn Gott iſt das Seyn und Weſen aller Dinge. Alſo ſind und beſtehen die Erde, Geſtirne, Pflanzen, Thiere darum, weil ſie aus demjenigen, und in demjenigen ſind, der ewig und allein iſt, und ſo iſt, daß — (den Fall geſetzt, daß er nicht wäre, was doch unmöglich iſt) ſo bald Er — nämlich Gott, nicht wäre, auch von allem Andern nichts vorhanden wäre; ja alle Weſen, alle Kör=

per, Geſtirne, Erde, Meer, kurz das ganze Weltgebäude in eben dem Augenblick zuſammen ſtürzen, und ſich in Nichts auf-löſen würden.“

(No. 8. c. 3. Bl. 12, 13, 15.)

§ 4.

Dieß bezeugt auch die heilige Schrift.

„Als Moſes nach dem Namen Gottes fragte, ward ihm die Antwort vom Himmel: „Ich bin, der ich bin.“ Ferner: „Sage den Kindern Iſrael: Der Weſende hat mich zu euch geſandt.“ Dieſe Worte müſſen ſo verſtanden werden, daß im zweiten „Ich bin“ ein Nachdruck liege. Denn ſonſt wäre es eine eben ſo froſtige und fade Rede, als wenn Jemand ſpräche: Ein Menſch iſt ein Menſch, und anders dergleichen. Was für Licht gibt dieß dem menſchlichen Verſtande? Was lernt man daraus? Das zweite „Ich bin“ hat alſo den Nachdruck: Der ich wahrhaft bin, oder, der ich das Seyn aller Dinge ſelbſt bin. Wie dieß auch die von Gott erleuchteten Väter vor uns verſtanden und erklärt haben. Dieß ergibt ſich auch daraus, daß er ſich bald hernach den Weſenden nennt, als der nicht nur für ſich ſelbſt Daſeyn und Weſen habe, ſondern auch allem Vorhandenen Daſeyn und Weſen verleihe. Denn wenn irgend etwas aus eigener Kraft wäre und beſtände, ſo hätte Gott nichts Mehreres geſagt, als: Moſes ſolle ſich den Geſandten von einem nennen, der vorhanden ſey. Er nennt ſich alſo den Weſenden (Weſentlichen, weſentlich Beſtehenden) in dem Sinne, daß er durch ſich ſelbſt iſt und beſteht, und auch für Andere die Grundlage ihres Seyns und Beſtehens iſt: ſo daß nichts iſt oder beſteht als nur aus ihm und in ihm. Da nun Seyn und Beſtehen dem Leben und Wirken vorangeht, ja das Fundament von dieſem iſt, ſo folgt, daß Alles, was lebt oder wirkſam iſt, aus demjenigen und in demjenigen lebt und wirkt, aus welchem und in welchem es iſt und beſteht.“

„Als der Apoſtel Paulus in ſeinem Briefe an die Römer auf die Materie kam, war er derſelben Meinung, die er auch mit den Worten ausdrückt: „Denn aus ihm und durch ihn und in ihm ſind alle Dinge.“ Ich weiß, daß der griechiſche Grundtert hat „in ihn“, nicht „in ihm.“ Aber das göttliche Gemüth des Apoſtels ſtrebte durch dieſen in hohem Grade aktiven Ausdruck die Wahrheit des Seyns und Beſtehens aller Dinge in Gott auszuſprechen; alſo nicht ſo faſt, daß Alles in ihn, nämlich Gott, georbnet; ſondern vielmehr in ihm und zu ihm, das iſt, nach ſeiner ihnen gegenwärtigen Macht und in ſeiner wirkſamen Kraft vorhanden ſey und beſtehe. Aus Gott alſo, als der Quelle und, wenn ich ſo ſagen darf, dem Stoffe, geht Alles hervor zum Daſeyn. Durch Gottes wirkſame Kraft beſteht, lebt und wirkt Alles. Ja in ihm, der überall zugegen iſt, und bei ihm, der aller Dinge Seyn, Beſtehen und Leben iſt, iſt Alles. Eben dieſer Apoſtel, da er bei Gelegenheit zu Athen das Evangelium verkündigt, redet alſo von der Gottheit: „Gott, der die Welt, und alles was in ihr iſt, geſchaffen hat, da er Himmels und der Erde Herr iſt, wohnt nicht in Tempeln von Händen gemacht; ihm wird auch nicht von Menſchenhänden gedient, als ob er Jemandes bedürfe, da er allen Dingen, und zwar jedem abſonderlich, Leben und Athem gibt. Er hat auch aus Einem Blute alle Völker gemacht, daß ſie den ganzen Erdboden bewohnen zu beſtimmten Zeiten und in den Gränzen ihrer Wohnung, damit ſie ihn, den Herrn, ſuchen, und ſo ſie etwa auf ihn ſtoßen, ihn finden, da er nicht fern iſt von unſer einem Jeden, denn in ihm ſind wir, leben und bewegen uns; wie denn auch einige eurer Dichter geſagt haben: Wir ſind auch ſein Geſchlecht.“ Mit dieſen Worten beſtätigt Paulus das Obengeſagte ſo, daß alle weitere Ausführung dieſes Punktes überflüßig iſt.“

(N°. 8. c. 3. Bl. 16. 17.)

§. 5.

Dieß beſtätigt endlich die wundervolle Einrichtung aller lebendigen und lebloſen Geſchöpfe.

„Aber nicht der Menſch allein iſt in Gott, lebt und bewegt ſich in ihm; ſondern dieß gilt von allen vorhandenen Dingen. Auch Paulus ſpricht in jener Stelle nicht nur vom Menſchen, ſondern von allen Geſchöpfen. Denn da unter allen mit Empfindung begabten Creaturen einzig der Menſch Vernunft und Sprache hat, ſo redet er auch allein unter allen als ihr Fürſprecher und Sachwalter. Auch iſt nicht einzig der Menſch göttlichen Geſchlechtes, ſondern alle geſchaffenen Dinge. Wiewohl das eine vornehmer und edler iſt als das andere, ſo ſind ſie doch insgeſammt dem Geſchlechte nach aus Gott und in Gott, und je edler und höher ein Ding iſt, deſto mehr predigt es die göttliche Ehre und Macht. Verkünden nicht ſelbſt die Thiere, welche in's Mäuſegeſchlecht gehören, die Weisheit und Fürſichtigkeit Gottes? Wenn der Igel ſo künſtlich eine Menge Obſt auf ſeinen Stacheln in ſeine Höle trägt, indem er ſich auf demſelben herumwälzt, und es ſo anſpießt? Oder wenn das Murmelthier eines der Seinen als Wache auf die Höhe ausſtellt, damit es durch ſein Pfeifen die herumſchweifenden und der Arbeit obliegenden zu rechter Zeit von der Gefahr benachrichtige, während der übrige Haufe allenthalben das weichſte Heu zuſammenrafft, und dann einander ſelbſt zum Wagen dienen, indem das eine ſich auf den Rücken legt, ſich das Heu auf Bauch und Bruſt laden läßt, und mit allen ſeinen Füſſen faßt und feſthält; das andere aber ſeinen ſo zum Laſtwagen gewordenen Gefährten beim Schwanz ergreift, und mit der Beute zum Lager fortzieht, damit ſie die Strenge des rauhen Winters verſchlafen? Oder wenn das Eichhorn ein Brettchen mit dem Maul ans Ufer zieht, und auf demſelben wie auf einem Kahn über den Fluß ſetzt, indem ihm der aufgerichtete haarigte Schwanz ſtatt jedes andern Segels dient? Welche Stimme, welche Sprache vermöchte die göttliche Weisheit, ſo

hoch zu preiſen, wie dieſe Thierchen, die beinahe der niedrigſten Gattung angehören? — Ja, zeugen nicht auch die empfindungsloſen Dinge und Weſen davon, daß die Macht, Güte und belebende Kraft Gottes auch ihnen ſtets gegenwärtig ſey? Die Erde z. B. die Allernährerinn, verſchließt nie unerbittlich ihre reichen Vorräthe, ſie denkt nicht der Wunden, die ihr durch Hacke und Pflugſchaar beigebracht werden. Der Thau, der Regen, die Flüſſe, beleben, befeuchten, erquicken alles, was bei Dürre und Trockenheit in ſeinem Wachsthum ſtille ſtände, dergeſtalt, daß es durch ſein wunderſames Gedeihen von der Gegenwart göttlicher Kraft und Lebens zeugt. Und die Berge, dieſe plumpe, rohe, träge Maſſe, ſie, die der Erde, wie das Gebein dem Fleiſche, Haltung und Feſtigkeit geben, das Hinüberkommen von einem Orte zum andern unmöglich machen oder doch erſchweren; die, ob ſie gleich ſchwerer ſind als der Erdboden, doch ſich über denſelben empor halten und nicht verſinken — ſprechen ſie nicht die unzerbrüchliche Macht Gottes, und das ganze Gewicht ſeiner Majeſtät aus? In dieſen Dingen nehmen wir alſo das Vorhandenſeyn der göttlichen Kraft, durch die ſie Beſtehen, Leben und Bewegung haben, nicht minder wahr, als in dem Menſchen."

(N°. 8. c. 3. Bl. 17 18.)

„Möchten wir alſo Gott in ſeinen Geſchöpfen kennen lernen! (Denn dazu hat er Alles erſchaffen, damit er ſich uns zu erkennen und zu genießen gebe.) Denn in allen erſchaffenen Dingen finden ſich Spuren und Merkmale des göttlichen Weſens. Im Engel ſehen wir, welch ein reiner und feiner Geiſt Gott ſey, im Menſchen, wie Gott ſich auch dem Fleiſche mittheile, und ſich mit ihm in Gemeinſchaft ſetze; in den Thieren ſehen wir Leben und Bewegung, in den Pflanzen Empfindung und Wachsthum, im Stein erblickt man Feſtigkeit und Unveränderlichkeit. Sollte nun der nicht ſelbſt leben, der allen Leben gibt? Und der ſo feſte und dauerhafte Geſchöpfe ſchuf, wie Berge und Felſen ſind, muß gewiß ſelbſt Stärke und Feſtigkeit beſitzen. So durchgehe man die ganze Stufenleiter der Geſchöpfe, und ſteige

herab zum Einzelnen, vom Engel bis zur geringſten und unbedeutendſten Creatur, und man wird in allen eine Spur der Gottheit entdecken; ſtufenweiſe aber je bei dem einen größer und vollkommner als bei dem andern. Der Engel ſteht Gott näher als der Menſch; der Menſch kommt ihm näher als die unvernünftigen Thiere; und ſo die übrigen Geſchöpfe."

(Matth. 16, 1.)

IV.

Die Vorſehung.

§. 1.

Die göttliche Vorſehung folgt nothwendig aus dem Weſen Gottes ſelbſt.

„Iſt ein Gott, (es muß aber einer ſeyn, denn alle Dinge haben Einen Urgrund, welchen wir Gott nennen) ſo muß auch eine Fürſichtigkeit (Vorſehung) ſeyn. Es muß nämlich jenes Urweſen oder Gott, Verſtand, Güte und Macht beſitzen. Denn wenn er nicht verſtändig wäre, wie hätte er verſtändige Weſen erſchaffen, oder ſeine Werke in beſtimmten Formen und Geſtalten hervorbringen können? Wäre er nicht gut, wie könnte er durch ſeine eigene Kraft beſtehen? Denn das iſt die Urſache des Verfalls und der Verderbniß, wenn man etwas verkehrtes und fehlerhaftes in ſich hat. Gott aber muß durch ſich ſelbſt beſtehen. Denn wenn er auf einem andern Weſen beruhen würde, ſo wäre ja dieß andere Weſen das höchſte; wir reden nämlich von dem höchſten Weſen, über welches nichts iſt, noch gedacht werden kann. — Wäre Gott nicht mächtig, ſo wäre er weder das höchſte Gut, noch verſtändig. Denn auch der Verſtand iſt eine Macht und ein Vermögen (virtus) und das Gut iſt nichts anders als ein Vermögen (virtus); das Vermögen (die Kraft) iſt aber

nichts anders als ein richtiges Wirken. Und überhaupt, wenn jenes höchſte Weſen, oder Gott, nicht die höchſte Kraft oder Macht wäre, ſo wäre es auch nicht Gott. — Und er muß der höchſte Verſtand ſeyn, ſo wie die höchſte Macht. Er iſt aber nicht der höchſte Verſtand, wenn er nicht Alles verſteht; er iſt auch nicht die höchſte Macht, wenn er nicht Alles kann; ich rede nämlich vom Können des Rechten und Guten (legitimum posse). Denn Böſes zu thun, oder ſich ſelbſt zu erniedrigen, oder feindlich gegen ſich zu handeln, oder mit ſich ſelbſt im Widerſpruch zu ſeyn, dieſes Können iſt Ohnmacht und nicht Macht. Da nun Gott Alles kennt, ſo hat er auch die Ideen aller Dinge in ſich; da er Alles kann, ſo ſteht die Macht aller Dinge in ſeinem Willen. Und da der, der das alles zugleich kennt und vermag, ſo wahr und einfältig gut iſt, als er verſtändig und mächtig iſt, ſo entſpringt nun hieraus die Fürſichtigkeit. Denn der Alles kennt und vermag, wäre nicht gut, wenn er nicht nach ſeiner Weisheit und Macht für Alles ſorgte. Da er aber für Alles ſorgt, ſo müſſen nothwendig auch alle Dinge aus ihm und in ihm ſeyn. Wiewohl ſich eben dieß auch aus ſeiner Güte und Macht folgern läßt."

(No. 8. c. 7. Bl. 73.)

„Laßt uns die drei Dinge zuſammenfügen und mit gläubigem Verſtande gleichſam in Eins zuſammenſchmelzen, nämlich die höchſte Macht, das höchſte Gut, und die Wahrheit an ſich, das iſt, Einfachheit, Reinheit, Licht, Lauterkeit und Unveränderlichkeit; ſo werden wir ſehen, theils daß nothwendig eine Vorſehung ſey, theils daß dieſe fur Alles ſorge, und Alles ordne. Denn da es zum Weſen der höchſten Wahrheit gehört Alles zu kennen; ſo muß die Gottheit nothwendig Alles ſehen. Da es im Weſen der höchſten Macht liegt, was ſie ſieht, ja überhaupt Alles zu vermögen; und endlich im Weſen des höchſten Gutes, was es erkennt und vermag, nach ſeiner Güte auch zu wollen; ſo folgt daraus, daß wer Alles vermag, auch für alle Dinge ſorge. Denn, ſetze den Fall, daß er zwar Alles vermöge, und doch

etwas ohne ſein Mitwirken ſich ereignen laſſe; ſo wird dieß daher kommen, daß ihm entweder das was ſich ſo zuträgt, verborgen iſt, oder wenn ihm nichts verborgen bleiben kann, daß er der Sorge hiefür überdrüßig iſt, und ſich daher ihrer entladet oder ſie von ſich weiſt. Iſt ihm etwas verborgen, ſo würde ihm ſchon das Weſen des Wahren mangeln; er wäre nicht das höchſte Gut, das höchſte Wahre, oder die Wahrheit ſelbſt, ſondern von der Seite wenigſtens, von welchem ihm dieß oder jenes unbekannt wäre, Dunkelheit, Finſterniß und Unwiſſenheit. Wenn er aber aus Ueberdruß und Eckel etwas vernachläßigt, ſo iſt er nicht das höchſte Gut, weil er ſich der Sorge für die von ihm geſchaffenen Dinge entzieht, da doch die Thiere ſogar, geſchweige die Menſchen, für ihre Jungen ſorgen. Denn es iſt unmöglich, daß Gott etwas ſchaffe oder hervor bringe, welches er vor ſeinem Entſtehen für gut halte, das aber, nachdem es nun vorhanden, ſeinen Werkmeiſter täuſche, daß er ſagen müßte: Das hatte ich nicht gedacht! Denn dieß iſt ein Wort der Thoren, nicht deſſen, dem, weil er die Wahrheit ſelbſt iſt, auch nichts entgeht oder verborgen iſt; der ein Licht iſt, das alle Dinge beleuchtet und beſieht, der ein ſolch klarer Quell oder Spiegel iſt, über allen Dingen ſchwebend, ſo daß alles was war, iſt und ſeyn wird, in ihm wiederglänzt. Setze zweitens den Fall, daß er zwar das höchſte Gut, und den von ihm geſchaffenen Dingen günſtig ſey und wohl wolle, aber ſie nicht zu regieren, noch ihnen zu helfen im Stande ſey, ſo wird er ja nicht das Höchſte ſeyn, nicht jene Kraft (virtus), die aller Dinge Macht hat, wird folglich auch nicht Gott ſeyn. Iſt er nicht Gott, ſo iſt er auch nicht das höchſte Gut, noch die Wahrheit ſelbſt. Setze endlich den Fall, daß er zwar die Wahrheit ſey, die alle Dinge vollkommen durchſchaue; aber daß er für die Dinge, die ſeine Einſicht umfaßt, nicht könne oder nicht wolle Fürſorge thun. Wie etwa jemand ſich einen ärmlichen und neidiſchen Weiſen denken könnte, der zwar die entſtehenden Dinge voraus ſähe, aber entweder aus Mangel an Kraft und Vermögen außer Stande wäre den Dingen eine

gehörige Einrichtung zu geben, oder mit Hülfe beizuſtehen; oder wenn er's auch könnte, doch aus Neid es nicht thun wollte; ſo würde man Gott zu einem ohnmächtigen, kraftloſen, und, mangelhaften Weſen machen; ſodann auch zu einem neidiſchen, finſtern und harten. Ein ſolches Weſen kann aber Gott ſo wenig ſeyn, daß dieſe Schilderung vielmehr den böſen Dämon, ja die Göttin alles Unheils (Ἄτη) bezeichnet. So glaube ich nun hinreichend gezeigt zu haben, daß Weisheit, Güte und Kraft, das iſt, um mich der erſten Worte zu bedienen, Wahrheit, Güte und Macht eine Vorſehung nothwendig in ſich ſchließen."

(No. 8. c. 1. Bl. 5. 6.)

§. 3.

Begriff der Vorſehung. Unterſchied zwiſchen Vorſehung und Weisheit.

„Nachdem wir dargethan, daß es eine Vorſehung gebe, und daß ſie nothwendig ſeyn müſſe, ſo iſt nun das zweite, zu zeigen, **was ſie ſey**. Nun wiſſen wir, daß häufig in der H. Schrift Weisheit (sapientia) und Vorſicht (prudentia) eins für das andere geſetzt wird; obgleich ein bedeutender Unterſchied zwiſchen beiden iſt, wenn man die eigenthümlichen Merkmahle von jeder genauer erwägt. Die Weisheit iſt nämlich ungefähr das, was die Philoſophen Dynamis, Kraft, Vermögen; Vorſicht aber, was ſie Praxis oder Energeia, Handlung oder Wirkſamkeit nennen. Ein Beiſpiel macht dieß anſchaulicher. Gehör und Geſicht ſind Vermögen; das Sehen und Hören aber ſind Handlungen. Denn Geſicht und Gehör hat auch der Schlafende, aber das Sehen und Hören (die Aeußerung, die Thätigkeit jener Vermögen) iſt bei ihm nicht vorhanden; eben ſo iſt Weisheit die Kraft und das Vermögen des höchſten Verſtandes (der Wahrheit, Licht und Reinheit iſt), der alle Dinge kennt: Vorſicht aber, die Wirkſamkeit im Thun und Ordnen deſſen, was man weiß und erkannt hat; ſo daß alſo dieſe mehr die

Handlung, die thätige Aeußerung, jene aber die bloſſe Kraft, das Vermögen an ſich bezeichnet. Aber ihrer Verwandtſchaft wegen wird, wie geſagt, dieſe oft für jene geſetzt, und umgekehrt. In der Geneſis z. B. leſen wir, Cap. 41. „Daher ſehe ſich Pharao um nach einem weiſen und klugen Manne." — So möchte ich nämlich wörtlich überſetzen, denn es gibt Menſchen, denen es zwar nicht an Scharfſichtigkeit fehlt, denen aber die Fähigkeit Anſchläge zu faſſen, zu unternehmen und durchzuführen gänzlich abgeht. Ein Fürſichtiger iſt alſo, wenn wir eigentlich reden wollen, ein weiſer Mann, der fähig und geſchickt iſt, das mit Bedacht auszuführen, was er für angemeſſen erachtet hat. Und ein ſolcher ward erfordert zu dem Werke, von welchem Joſeph vor Pharao ſpricht. Weiſe waren Diogenes und Heraklit, aber fürſichtig (prudentes) möchten ſie kaum zu nennen ſeyn, da ſie wohl einſahen, was für die Sterblichen das Beſte ſey, aber ſich gar nicht angelegen ſeyn ließen, dasſelbe zu bewirken. Joſeph, Moſes, Joſias hingegen waren dieſes, da ſie ſich die höchſte Mühe gaben, dasjenige zu bewerkſtelligen, was ihre Weisheit für das Gemeinwohl und für die Religion als erſprießlich erkannte. So bedeutet die Weisheit vorzüglich einen hohen Grad von Einſicht, Fürſichtigkeit aber fügt der Weisheit noch das Unternehmen und das kraftvolle Wirken bei. Obſchon wir auch zuweilen von einem Fürſichtigen, ſtatt von einem Weiſen ſprechen, ſo gebrauchen wir doch das Wort Fürſichtigkeit ſtatt Einſicht oder Weisheit, beſonders wenn wir von Gott reden, beinahe nie: Sondern wenn wir das Wort *Fürſichtigkeit* hören, ſo verſtehen wir darunter eine Weisheit, die Alles vorſieht, und Alles Vorgeſehene ordnet. Daher beſtimmen wir ſie ſo: *Vorſehung, Fürſichtigkeit — iſt die immerwährende und unveränderliche Regierung und Verwaltung aller Dinge.* Durch das Wort Regierung (Regiment) bezeichnen wir die Macht, Anſehen, Würde der Gottheit; da nämlich dieſe Macht, (von der wir ſchon oben ſprachen, da wir zeigten wie das höchſte Gut auch Macht über alle Dinge

beſitzen müſſe) nicht gewaltthätig, läſtig, tyranniſch, und darum verhaßt und unerträglich iſt: ſo fügen wir in der Erklärung des Wortes *Regiment* noch die Worte *Anſehen* und *Würde* bei, um damit zu verſtehen zu geben, daß Regiment der Gottheit ſey ſo fromm (religiosum), heilig, angenehm und willkommen, daß Jedermann mit Freuden gehorche, der auch nur zu einiger Erkenntniß von demſelben gelangt iſt. Wir ſetzen endlich noch das Wort *Verwaltung* hinzu, um damit theils die milde Beſchaffenheit der Regierung, theils die Darreichung alles Nöthigen anzudeuten. Denn Gott herrſcht nicht wie die Menſchen. Haben dieſe nämlich ſich der Herrſchaft bemächtigt, ſo fordern ſie, daß man für die Beſorgung des Staates ſie mit Allem verſehe. Gott hingegen reicht aus ſich ſelbſt Allen Alles dar, und verlangt nichts dafür, als daß wir dasjenige, was er uns ſo freigebig ſchenkt, fröhlich und dankbar hinnehmen. Denn da er Niemandes bedarf, da er überdieß Alles im Ueberfluſſe beſitzt, da er endlich gut und milde, ja ein Vater ſeiner Geſchöpfe iſt: ſo kann ihn das Geben weder ermüden noch erſchöpfen; er freut ſich vielmehr des Gebens, ja er will nichts anders als geben: denn je mehr und öfter er gibt, deſto kundbarer wird ſeine Güte. Sodann nennen wir jene Regierung und Verwaltung eine *immerwährende*. Wir nehmen dieß Wort gleichbedeutend mit *ewig*. Ewig iſt nämlich dieſe Regierung, was die Kraft anbetrifft: denn die Gottheit kann keinen Anfang haben. Da aber die Geſchöpfe einſt einen Anfang nahmen: ſo iſt auch die Leitung und Regierung aller Dinge immerwährend. *Unveränderlich* aber nannten wir jene Verordnung und Verwaltung aus der Urſache, um zu zeigen, daß die Meinung derer, die dem Menſchen einen freien Willen zuſchreiben, nicht von allen Seiten feſt ſtehe, und daß die Weisheit Gottes viel zu ſicher und gewiß ſey, als daß irgend ein Ereigniß ihr verborgen ſeyn könnte, welches ſie dann hernach unverſehens nöthigte, ihren Anſchlag zurückzunehmen oder abzuändern. Die göttliche Vorſehung iſt alſo feſt und unwandel=

bar; denn Gottes Weisheit iſt untrüglich und ſicher, ſeine Macht iſt nicht zu ſchwächen, ſeine Güte nicht zu ermüden. Endlich heiſſen wir die Vorſehung eine Regierung und Verwaltung aller Dinge. Denn wenn irgend etwas aus eigener Kraft und Einſicht beſtehen und wirken würde, ſo wäre hier die Weisheit und Kraft unſers Gottes nicht in Thätigkeit. In dieſem Falle aber wäre die göttliche Weisheit nicht die höchſte, da ſie ja nicht alle Dinge umfaßte; die göttliche Kraft nicht allmächtig: da es ja eine Kraft gäbe, die von der göttlichen unabhängig, folglich eine andere, von ihr unterſchiedene wäre. Es gäbe alſo noch eine Kraft außer der göttlichen, es gäbe ein Licht und eine Einſicht, welche nicht die Weisheit jener höchſten Gottheit wäre. Würde man nun jene andere Einſicht und Kraft erſchaffen nennen: ſo könnte ſie ja einzig von Gott erſchaffen ſeyn. Iſt ſie aber das: ſo würde ihr fälſchlich eine eigenthümliche Kraft oder Weisheit zugeſchrieben; denn in dieſem Falle hätte ſie dieß, gleich wie alle übrigen Geſchöpfe, Gott zu danken; ja ſie wäre das Licht und die Kraft der Gottheit ſelbſt. Soll aber jene Einſicht und Kraft unerſchaffen ſeyn: ſo wäre ſie auch Gott, und ſo würden eine Menge Götter abermahls eingeführt. Denn jegliche Kraft iſt entweder erſchaffen, oder unerſchaffen. Iſt ſie unerſchaffen: ſo iſt ſie Gott und göttliches Weſen; iſt ſie erſchaffen: ſo muß ſie von jenem göttlichen Weſen erſchaffen ſeyn. Denn erſchaffen heißt ſie, wenn gleich alle Kraft eine Kraft Gottes iſt; denn nichts iſt, das nicht aus ihm, in ihm, durch ihn, ja er ſelbſt iſt; eine erſchaffene Kraft, ſage ich, wird ſie genannt darum, weil jene allgemeine und Geſammtkraft in einem neuen Subjekt und in neuer Geſtalt ſich zeigt. Dafür zeugen Moſes, Paulus, Plato, Seneka. Nichts iſt alſo, das nicht von der Gottheit regiert würde; nichts iſt ſo hoch oder mächtig, daß es ſich der Herrſchaft unſers Gottes entziehen könnte; nichts ſo niedrig und unbedeutend, daß Gott es verſchmähete, daſſelbe unter ſeine Leitung zu nehmen."

(N°. 1. c. 2. Bl. 6—9.)

§. 3.

Alles kommt von Gott. Die ſogenannten zweyten Urſachen ſind nicht Urſachen, ſondern nur Mittel und Werkzeuge.

„Da alle Dinge aus dem Einen und in dem Einen (Gott) ſind, beſtehen, leben, ſich bewegen und wirken: ſo müſſen wir geſtehen, daß es nur eine einzige wahre Urſache aller Dinge gebe, und alles Uebrige im Grunde eben ſo wenig Urſachen ſeyen, als der Geſandte ſeines Herrn der Herr ſelbſt iſt, oder der Grabſtichel oder der Hammer des Künſtlers die Urſache des Bechers, das Zugvieh die Urſache der Bebauung des Ackers. Oder wer wird dem Geſandten den Namen ſeines Fürſten beilegen, oder dem Meißel die Verfertigung des Bechers, oder dem Ochſen die Durchpflügung des Ackers? Und wiewohl wir den Brauch haben zu ſagen: Der Bote des Königs hat wegen Wiedererſtattung unterhandelt; ſo hat doch nicht der Geſandte, ſondern der König dieß gethan. Und obſchon der Goldarbeiter zuweilen die Verfertigung der Schüſſel ſeinem Hammer zuſchreibt, indem er ſpricht: Dieſe Schüſſel iſt das Werk dieſes Hammers; ſo iſt doch der Wahrheit nach nicht der Hammer die Urſache, ſondern der Goldſchmid. So rühmt der Bauer ſeinen Ochſen, daß er viele Juchart gebaut habe, wenn er ſagt: Dieß große Feld hat dieſer Ochſe da gepflügt! da doch der Bauer ſelbſt der Urheber der ganzen Bearbeitung des Ackers iſt, da er den Ochſen dazu aufgezogen, gewöhnt, geleitet, da er die Pflugſchar angekauft hat. Ja auch ihm, ſo gut wie ſeinem Ochſen, ſchreiben wir hiermit etwas zu, das ihm von Rechtswegen nicht zukommt. Die Pflugſchar pflügt den Boden auf, ſagen wir. Wenn ſie es aber thäte, ſo hätte man die Bebauung des Feldes vom Schmid, ja ſogar vom Amboß ſelbſt herzuleiten. Es iſt alſo klar, daß die ſogenannten **zweiten** (oder mittelbaren) Urſachen nicht mit Recht Urſachen genannt werden, obgleich wir uns nie vornehmen, hartnäckig über Namen zu ſtreiten, wofern man nur über die Richtigkeit der

Sache übereinkommt; denn Namen werden mannichfaltig aus vielerlei Rückſichten ſowohl als Veranlaſſungen übergetragen. So nennen wir etwa einen Menſchen, der uns Hülfe geleiſtet hat, einen Gott, ohne daß wir mit dieſer Benennung ihn wirklich für Gott ausgeben wollen; ſondern da Gott allein die wirkende Kraft aller Dinge iſt, allein Alles kann und thut, wir jedoch von einem Menſchen Hülfe empfingen: ſo nennen wir dieſen mit einer Hyperbel [Uebertreibung] Gott, entweder weil Gott uns durch ihn half, oder weil er uns half, wie Gott zu thun pflegt. Was alſo Mittel oder Werkzeug iſt, wird nicht mit Recht Urſache genannt, ſondern nur metonymiſch, d. i. durch Uebertragung des Namens von jener alleinigen und erſten Urſache alles deſſen, was geſchieht. Dem zufolge kommt das, was einem Engel zugeſchrieben wird, nicht gerade dem Engel zu, ſondern Gott, der den Engel ſandte. Daher geſchieht's, daß im 2ten Buch Moſe es auf's Beſtimmteſte heißt: Moſes habe Gott geſehen von Angeſicht zu Angeſicht, da doch eben daſelbſt behauptet wird, ein ſterbliches Auge könne Gott nicht ſchauen. Wie verhält ſich nun die Sache? Sah er Gott, oder ſah er ihn nicht? Der Geſtalt nach ſah er einen Engel, nicht Gott; außer, ſo weit er im Engel und in jedem Geſchöpfe iſt: dem Befehl aber und der wahren Urſache nach hat er Gott geſehen. — Aus eben dieſem Grunde iſt es herzuleiten, daß wir der Sonne und den übrigen Geſtirnen zuſchreiben, was doch Gottes allein iſt. Denn er iſt in den Geſtirnen; ja ſo wie ſie aus ihm und in ihm ſind, ſo iſt auch Weſen, Kraft, Wirkung nicht ihnen eigenthümlich, ſondern Gottes. Sie ſind Werkzeuge, durch welche die gegenwärtige Kraft der Gottheit wirkt. Denn dazu erſchuf er die Creaturen, daß er ſich ihrer zu ihrem wechſelſeitigen Nutzen bediene; damit der Menſch, dieß bewunderungswürdige Muſter (exemplum) der göttlichen Weisheit überall und in allen Dingen die Gottheit betrachte, und ſie noch viel näher in ihm ſelbſt vorhanden, lebend und wirkend erkenne, wenn er die Kraft, die Arbeit, den

Geiſt (ingenium) der Gottheit in Allem ſähe, was iſt und geſchieht. Daher fließt es auch, daß dem Menſchen zugeſchrieben wird, was einzig und allein Gottes iſt. In dieſer Hinſicht wird den Apoſteln die Vergebung der Sünden beigemeſſen, da doch Gott allein Sünden vergibt; ſie hingegen die durch Chriſtum geſchehene Begnadigung der Sünder nur ankündigen. Denn in ihnen war die Gottheit gegenwärtig, die ihren Verſtand erleuchtete, daß ſie die Wahrheit erkannten; ihr Herz belebte, daß ſie die erkannte Wahrheit unerſchrocken verkündigten, die Gemüther der Zuhörer aber ſo entflammte, daß ſie die geiſtige Lehre ſogleich mit ihrem Geiſte auffingen, und ſich mit ihr nährten. Sehen wir nicht auch hier, daß der Apoſtel, und das Wort, das er zur Darlegung der Wahrheit gebrauchte, Werkzeuge ſind, nicht Urſachen: die einzige Urſache, durch die der Apoſtel iſt und lehrt, die Gottheit iſt? Und daß ich Alles zuſammen faſſe: Nicht die Erde erzeugt, nicht das Waſſer nährt, nicht die Luft befruchtet, nicht das Feuer erwärmt, ſelbſt die Sonne nicht; ſondern jene Kraft, welche der Urſprung, das Leben, und die Stärke aller Dinge iſt, bedient ſich der Erde als Werkzeug zum Erzeugen und Hervorbringen, ſpeiſet und tränkt dann das Hervorgebrachte, da es durch Speiſe erhalten wird, mit Waſſer; erquickt, füllt und mehrt es hierauf durch die Luft, kocht es aus, verſchönert, erweicht, zeitigt und vollendet es durch Feuer und Sonne. Da dieſe Dinge überdieß von Natur leblos, und doch die göttliche Güte allen lebendigen Weſen aus ihnen und durch ſie Nahrung zuführt: ſo iſt's offenbar, daß man ſie richtiger Werkzeuge nennt als Urſachen. Es kann nämlich nicht mehr als eine einzige Urſache geben; denn wie ein einziger Urſprung aller Dinge iſt, ſo muß auch eine einzige Urſache ſeyn. Daß dann aber ein Ding dem andern dient, alle aber dem Menſchen, da doch die Kraft Gottes den Menſchen und ſein ganzes Reich (denn er iſt über alles was auf der Erde, im Meere, und in der Luft iſt, geſetzt, daß er es beherrſche) durch ihre lebendige Gegenwart erhalten

und nähren könnte ohne die Beihülfe jener genannten Mittel; daraus ergibt ſich, daß Alles dieſes, wodurch wir erhalten und genährt werden, Werkzeuge des göttlichen Wirkens ſind und nicht Urſachen. Schon einige Philoſophen wollten ungern die Materie in die Reihe der Urſachen aufnehmen, da dieſelbe ja nichts ſelbſt wirke, ſondern ſich leidend verhalte, und den Stoß des auf ſie Wirkenden empfange. Wir hingegen, da wir wiſſen, daß beides, Materie und Kraft, Eine und dieſelbe Quelle haben, erkennen es als eine hochheilige Wahrheit, daß jede Wirkung, Einrichtung und Erhaltung aus dieſer Quelle herfließt, und daß alle die Dinge, die uns näher und darum bekannter ſind, keine wahren Urſachen ſeyn können, obſchon wir ſie ſo benennen; ſondern nur Werkzeuge jener einzigen Urſache, die es ihrem Weſen nach iſt. Sehen wir alſo, daß die milde Erde Weitzen, der Baum ſein Obſt, die Sonne Licht und Wärme ſpendet, ſo haben wir darin gerade ſo die uns mittheilende Hand Gottes wahrzunehmen, wie wenn ein gütiger Vater ſeinem lieben Söhnlein eine Traube am Rebſchoße darreicht. Die freundliche Kraft Gottes iſt's, die Alles ſchenkt: Erde, Baum, Sonne u. ſ. w. ſind das Rebſchoß und der Zweig, an welchem das Geſchenk uns gereicht, und von uns empfangen wird."

(N°. 8. c. 3. Bl. 21—23.)

§. 4.

Es gibt keinen Zufall. Alles was geſchieht, geſchieht durch Gott.

a) Die Naturveränderungen.

„Das Wort Zufall verträgt ſich nicht mit wahrer Religion. Wenn nämlich alles durch Zufall geſchieht, ſo iſt die Vorſehung aufgehoben, mit ihr aber auch die Gottheit. Denn wenn irgend etwas durch Zufall geſchieht: ſo muß alles und jedes durch bloßen Zufall geſchehen. Denn wenn die Vorſehung auf ein einziges Ding ſich nicht erſtreckte: ſo wäre ſie keine

Vorſehung, weil ſie alle und jede Dinge umfaſſen muß; da auch die Macht der Gottheit ſich auf alle Dinge erſtreckt; würde ſie ſich nicht auf alle erſtrecken, ſo wäre ſie nicht die Gottheit. Würde zwar die göttliche Macht ſich auf Alles erſtrecken, nicht aber die Vorſehung: ſo wären ja die Eigenſchaften der Gottheit nicht alle gleich, folglich die Gottheit nicht höchſt einfach. Es iſt alſo unwiderſprechlich: Entweder ſorgt die Vorſehung für Alles, hört nirgends auf, iſt niemals unthätig; oder es gibt gar keine Vorſehung: Und iſt keine Vorſehung, ſo iſt auch kein Gott. Wird aber Alles von der Vorſehung gethan: ſo kann nichts durch bloßes Ungefähr geſchehen. — Laßt uns nun Beiſpiele anführen, daß die Dinge, die tief unter dem Menſchen ſtehen [Naturereigniſſe] nicht durch Zufall, ſondern von der Vorſehung bewirkt werden."

„Die Sündfluth zu Noah's Zeiten ſcheint ſo eingebrochen zu ſeyn, wie wenn die Natur (wie die Philoſophen ſich ausdrücken) ſie herbeigeführt hätte. Denn die Schleußen des Himmels, heißt es, öffneten ſich, und der Regen fiel vierzig Tage lang ununterbrochen in Strömen herab. Und doch that dieß keine Natur, ſondern der Urheber aller Dinge, der in Wahrheit die Natur und Kraft aller Dinge iſt; Er, der nicht nur den Flüſſen hätte ſich aufzuſchwellen und ihre Ufer zu überſchreiten gebieten, und ohne Regengüſſe Alles unter Waſſer ſetzen, ſondern mit Einem Worte tödten; ja ganz zernichten können, wenn er ſeine Kraft zurückgezogen hätte. Er wollte aber auf dieſe Weiſe, ich meine durch Regengüſſe, der Welt eine neue Geſtalt geben. Haben wir nun erkannt, daß Gott dieß beſchloſſen habe: ſo ſehen wir leicht, daß es nicht durch einen Zufall geregnet, als die Welt unter Waſſer geſetzt ward, ſondern durch Gottes Regierung; ſey es nun, daß er nach der einſt getroffenen Einrichtung der Dinge einen natürlichen Regen herbeigeführt, oder daß er ihn außer der gewöhnlichen Ordnung hervorgebracht habe: Wie viel weniger regnet es wohl durch Zufall, wann die Erde zum Beſten der Menſchen befeuchtet wird! Denn, zugegeben

auch, daß damals alles auf natürlichem Wege von oben und unten zuſammen getroffen, um eine ſolche Menge Waſſer her- vorzugeben; ſo ging doch das vorher, daß die göttliche Vorſe- hung, als ſie die Welt ſchuf, voraus ſah und anordnete, daß Alles in ſeiner Ordnung und zu ſeiner Zeit geſchehe. Es kann alſo unmöglich anders ſeyn, als daß die Vorſehung ſchon von Ewigkeit her beſchloſſen hat, die Welt, die zur Zeit Noah's höchſt verdorben ſeyn werde, zu ſtrafen, und zwar durch eine Waſ- ſerfluth zu vertilgen. Daraus folgt: mögen nun die obern Re- gionen zu jener Zeit auf natürliche Weiſe ſo beſchaffen geweſen ſeyn, daß ſie jene Menge Waſſer ausgoſſen, oder mögen die Waſſer durch ein neues Wunder heruntergeſtürzt ſeyn, ſo lag doch das eine wie das andere der göttlichen Vorſehung, als ſie die Welt ſchuf, ſo vor Augen, daß ſie entweder den Lauf und die Ordnung der obern Naturkräfte (supernorum) ſo ein- richtete, damit dieſelben zur Zeit, wann die Laſterhaften zu Grunde gehen ſollten, eine ſolche Fluth von Waſſer ausgießen, oder daß ſie mit Beibehaltung des eigenthümlichen Ganges jener Kräfte durch ein neues Wunder die Ruchloſen ertränkte."

„Als auf die Bitte des Elia nach ſo viel Jahren wieder Regen erfolgt; ſo erſcheint erſt ein Wölkchen einer Spanne breit, dieß nimmt hierauf zu, wie die Wolken pflegen, und ergießt ſich endlich in einen ſo reichen Regen, daß Alles wieder erfriſcht wird. War nun dieſer Regen eine Wirkung des Ungefährs, oder der Naturkraft, nicht aber der Vorſehung? Wer konnte denn dem Elias über ſeine Ankunft Gewißheit geben, daß er mit ſolcher Beſtimmtheit Regen verhieß, zumal in einem ſo ſchwierigen Falle, wo er den Regen gleichſam als Zeugen auf- geführt, daß der Herr, der ihn verheißen hatte, der wahre Gott ſey. Da alſo der Regen durch Gottes Vorſehung und Anord- nung erfolgte: ſo kann es uns nun Eins ſeyn, ob er durch die urſprüngliche Einrichtung der obern Naturkräfte, die damals ſo zuſammen trafen, oder durch ein neues Wunder ſich ergoſ- ſen habe; wenn wir nur das wiſſen, daß die Vorſehung vor

Erſchaffung der Welt alles ſo voraus ſah, und gegenwärtig hatte, daß ſie wußte, jene Conſtellation, die eine ſolche Waſſermenge bewirkte, werde zuſammen treffen mit der Verdorbenheit der Welt, die zu Noah's Zeit im Waſſer zu Grunde ging: ſo wie auch jene Regengüſſe, die ſie nach ſo langer Dürre ſandte. Denn, mag ſolches in oder außer der gewohnten Ordnung erfolgt ſeyn — daß es durch die Vorſehung Gottes geſchehen ſey, davon gibt die Warnung und Vorherſagung den Beweis. Iſt nämlich die Sündfluth natürlich und der Ordnung gemäß mit der Bosheit der Menſchen zuſammen getroffen: ſo leuchtet daraus Gottes Weisheit und Fürſichtigkeit hervor. Ergoſſen ſich die Waſſer außer der Ordnung: ſo zeigt ſich daraus neben jenen erwähnten göttlichen Eigenſchaften auch noch die Gerechtigkeit und Macht. Denn Gott wirkt Wunder außer der Naturordnung, damit nicht die Aſtrologen, und alle, welche wie ſie, den Giganten gleich, wider die Alleinherrſchaft der Gottheit Krieg führen, in Einem fort Alles ich weiß nicht welcher Natur zuſchreiben können; ſondern genöthigt werden, ſie mögen wollen oder nicht, eine höhere Kraft anzuerkennen, als die ſichtbaren Dinge haben. Iſt alſo jener Regen, der jene Sündfluth oder jene Erfriſchung des Erdreichs bewirkte, durch die Vorſehung herabgefloſſen, warum wollen wir irgend einen Regen, ich weiß nicht welcher natürlichen Kraft zuſchreiben? Sollte etwa die Vorſehung, die allthätige, bisweilen wachen, bisweilen ſchlafen? Wenn aber von Ungefähr jene Regen fielen, warum erfolgen nur die Regengüſſe von Ungefähr, und warum nicht Alles? — Wenn alſo auch nur Ein Regen Werk der Vorſehung iſt, ſo ſind alle von ihr herzuleiten. Nicht minder fällt daher der Regen noch jetzt nach Anordnung der Gottheit, als ehemals. Derſelbe Fall iſt es mit der Dürre, mit Ueberfluß und Theurung. Es iſt alſo klar, daß der Lauf und die Ordnung der Himmelskörper ein Werk der Vorſehung und nicht der Natur iſt, es ſey denn, daß man durch eine Namensverwechslung das Wort Natur für die Gottheit ſetze. Denn iſt

jener Regen zur Zeit des Elia nach dem ordentlichen Lauf der obern Naturkräfte ohne ein Wunder erfolgt, ſo muß er der Vorſehung zu danken ſeyn, die vor Erſchaffung der Welt ſah, daß jene Ordnung und Stellung der Geſtirne und jenes Bedürfniß der Menſchen zuſammentreffen werde. Oder iſt er durch ein neues Wunder erfolgt: ſo iſt es von der Vorſehung geſchehen. Denn wer kann Wunder hervorbringen, als der, welcher Alles zu regieren und zu leiten vermag? — Denn von Sonnenfinſterniß, Erdbeben und Blitz, die zur Zeit, da die Welt noch unwiſſend war, für Wunder gehalten wurden, weiß man jetzt, daß ſie natürlich, d. i. durch die Einrichtung und Stellung der Himmelskörper, alſo durch eine nähere und bekanntere Urſache bewirkt werden. Dieſe Kenntniß entzog ihnen die Bewunderung, da ſie doch nicht minder eine Wirkung der alleinigen Kraft der Gottheit ſind, als die Wunder, welche außer der Ordnung geſchehen. Ja ſie ſind, da die einmal feſtgeſetzte Ordnung ihr Amt verrichtet und beſtändig ausübt, um ſo bewundernswürdiger, als das, was nur für eine Stunde und nach den jedesmaligen Umſtänden geſchieht. So iſt alſo der natürlich d. i. nach der im Anfang feſtgeſetzten Ordnung erfolgte Regen, ob er dem Anſcheine nach durch nähere und bekanntere Werkzeuge uns zu Theil wird, doch darum nicht minder Wirkung der Vorſehung, als wenn er durch ein Wunder ſich ereignet."

(N°. 8. c. 7. Bl. 61—63.)

§. 5.

b) Auch die menſchlichen Schickſale.

„Laßt uns nun auf die Beiſpiele kommen, die den Menſchen ſelbſt betreffen! Die ganze Geſchichte Joſeph's iſt ein ſolches Beiſpiel, daß man mit keinem andern die über alle Dinge ſich erſtreckende Vorſehung ſo klar erweiſen kann. Daß der Knabe mit einem bunten Rocke bekleidet wird, iſt nicht von Un-

gefähr; denn nachher wird er deſto beſſer erkannt, als er in Thierblut ſo getunkt war, daß er der Rock eines von wilden Thieren Zerriſſenen zu ſeyn ſchien. Daß Joſeph träumt, iſt nicht von Ungefähr: da er durch die Erzählung des Traums theils den Haß der Brüder wider ſich aufregt, theils das voraus anzeigt, was ſich künftig wirklich ereignen ſollte. Daß er unverſehens auf die böſen Thaten ſeiner Brüder ſtößt, iſt nicht von Ungefähr; denn indem er ihre Bubenſtücke dem Vater hinterbringt, legt er einerſeits ſein edles Gemüth zu Tage, theils reizt er die Brüder das zu thun, was Gott beſchloſſen hatte. Daß er, da er die hütenden Brüder beſuchen will, ſich auf dem Felde verirrt, aber wieder auf den rechten Weg geführt wird, iſt nicht von Ungefähr: denn daraus wird ſowohl die Lebhaftigkeit des noch zarten Knaben offenbar, als die Sorge der Vorſehung, die ihm, als er irre ging, Jemanden zuführte, der ihm wieder auf den Weg half. Kurz, daß er in eine Grube geworfen, herausgezogen, verkauft wird, daß Jsmaeliten da vorbeigehen; was von allem dieſem iſt bloß zufällig geſchehen? Sehen wir ja offenbar, daß jene Kaufleute, eine ſonſt nicht immer nützliche Menſchenklaſſe, hier zum größten Nutzen dieſe Reiſe gemacht, auf welcher ſie Joſeph kaufen ſollten; den Mann, der künftig der Vater des Landes zu werden beſtimmt war. Er wird des Ehebruchs bezüchtigt; wird unter die Gefangenen verſtoßen; Andere träumen, was ihm Anlaß zur Befreiung wird. Durch ſeine Auslegungen beweiſt er, daß auch die Träume nie ſo eitel und leer ſeyen, daß ſie nicht von der Vorſehung zu irgend einem Nutzen herbeigeführt werden. Ich will jetzt nicht an die Naturkundigen erinnern, welche die verſchiedenen Temperamente leicht aus den Träumen entdecken; ich will mich nicht auf diejenige Gattung von Träumen berufen, durch welche etwas Nützliches angekündigt oder gelernt wird; noch auf diejenige, wodurch der Schlemmer ſeine Trunkenheit verdammt, und der Sklave der Leidenſchaft ſeinen Zorn oder ſeine Wolluſt: Wenn wir nur das Einzige aus den Träumen ſchöpften, daß

wir daraus, daß wir uns ihrer erinnern, die Unſterblichkeit der Seele erkennen — Denn da ſie nicht einmal im Schlafe ruht, ſondern gewiſſe Geſtalten und Bilder hervorbringt (eben ſo wie die Thiere), dieſe aber, wenn ſie gleich dieſelben meiſtentheils nachher für leer und nichtig erkennt, doch auch nach dem Traum dem Gedächtniß eingeprägt bleiben (da ſie bei den Thieren erlöſchen): ſtellt ſie ſich uns damit nicht als eine Subſtanz dar von nie raſtender, nie ermüdender Natur? — Ich ſage, wenn wir auch nur dieſen Vortheil von den Träumen hätten, ſo würde dieß hinreichend beweiſen, daß nicht einmal ſo unbedeutende Kleinigkeiten, wie die Träume, ohne die Vorſehung ſich ereignen. So daß alſo der ganze Lebenslauf Joſephs nichts anders iſt, als ein Zeugniß, daß Alles durch die Vorſehung geſchehe; ſogar nichts iſt in demſelben, von welchem es ſich nicht, zu ſeiner Zeit, gezeigt habe, daß es auf Gottes Geheiß und Anordnung geſchehen ſey."

(No. 8. c. 7. Bl. 66. 67.)

„So iſt was wir thun und was wir denken, Wirkung Gottes, des Alles Schaffenden, Alles Ordnenden. — Von der göttlichen Vorſehung ſind alſo ſchon vor Erſchaffung der Welt die Handlungen und der Lebenslauf der Menſchen eben ſo gut beſtimmt, als ihre Geburt und Zeugung. Denn wenn die Haare unſers Hauptes gezählt ſind, wenn der göttlichen Weisheit nichts verborgen ſeyn kann, wenn die Vorſehung ſich über Alles erſtreckt, wenn die Güte nichts vernachläßigt oder hintanſetzt: ſo iſt klar, daß Dasjenige, was auf Leben und Daſeyn folgt, eben ſo gewiß von Gott geordnet iſt, als er das Leben und Daſeyn ſelbſt ſchenkt. Denn unter den Urſachen ſind die beiden die vorzüglichſten: die ſchaffende und die Endurſache (das Ziel, finis). Da nun von der göttlichen Weisheit nichts geſchehen kann, ohne Hinſicht auf das Ziel: ſo folgt daraus, daß nichts von ihr geſchaffen wird, deſſen Ziel und Ende, ſo wie das, was bis ans Ende vorgeht, nicht lange zuvor voraus geſehen und beſtimmt iſt, ehe es geſchaffen worden. Folglich iſt Leben und Handlung

für jeden Menſchen von der göttlichen Vorſehung nicht minder beſtimmt, als Geburt und Entſtehung ſelbſt. Und auf der andern Seite iſt der Tod und die Abſchneidung des Lebensfadens nicht weniger angeordnet, als Geburt und Lebenslauf; denn jenes iſt ja im eigentlichen Sinne das Ziel und Ende.“

(N°. 8. c. 6. Bl. 59.)

§. 6.

Das Walten der Vorſehung läßt ſich durch ein Bild anſchaulicher machen.

„Gottes Vorſehung erſtreckt ſich über Alles: denn Alles beſteht durch ihn; folglich wird auch durch ihn Alles erhalten und geordnet. Daß aber unſer Verſtand dieß zu faſſen nicht im Stande iſt, davon liegt die Urſache in ſeiner Kurzſichtigkeit und Beſchränktheit. Dennoch gibt es nicht wenige Dinge, durch deren genauere Erwägung wir uns ſelbſt von der göttlichen Vorſehung ein etwelches Bild entwerfen können. Wir wollen aus ihnen nur eins, aber das Vorzüglichſte, den Menſchen ſelbſt anführen. In ihm führt die Vernunft die Herrſchaft: ſo, daß alle Glieder von ihrem Winke abhangen. Vernunft nenne ich nämlich die ganze Kraft, vermittelſt welcher der Menſch ſich beſtimmt und entſchließt, ſo oder anders zu handeln. Ich rede hier von den äußern Handlungen, nicht von der innern Thätigkeit oder Veränderung des Gemüthes. Die Vernunft befiehlt den Füßen zu gehen, und ſie ſchreiten vorwärts; den Händen, den Pflug zu ergreifen, und ſie gehorchen; nirgends regt ſich ein Finger ohne Geheiß der Vernunft. Noch weit ſtärker und ſicherer geht die göttliche Vorſehung in Lenkung des ganzen Weltalls zu Werke. Denn, wenn wir Großes mit Kleinem vergleichen dürfen, ſo iſt Gott in der Welt, was die Vernunft im Menſchen. Sehen wir nun, daß die Vernuft allen Handlungen, Bewegungen und Kaſten dergeſtalt vorſteht, daß ohne ihren Befehl nichts ge-

ſchieht: wie kommt es denn, daß wir nicht eingeſtehen wollen, daß auf gleiche Weiſe von der göttlichen Vorſehung Alles alſo geſchehe und geordnet werde, daß ohne ihren Willen und Leitung gar nichts geſchieht? Wir ſind alle beſorgt, daß wir Gott zum Urheber auch des Uebels machen müßten, wenn wir jenes zugäben. Dieſes kommt daher, weil wir den Menſchen nicht ſorgfältig genug erforſchen. Es befallen ihn nämlich zuweilen Krankheiten und Uebelkeiten; würden dieſe ihm nicht zuſtoßen, ſo wäre es ganz mit ihm aus. Eine Fieberhitze wandelt ihn an; inzwiſchen enthält er ſich von unmäßigem Zechen, und bald kehrt ſeine vorige Geſundheit wieder. Er leidet am Podagra; es zog ſich alſo dieſe dünne und ſcharfe Feuchtigkeit von den innern Lebenstheilen in die äußern; wäre dieß nicht erfolgt, ſo würde er längſt todt ſeyn. So, wenn ſich etwas ereignet, deſſen Urſache oder Zweck wir nicht einſehen, ſo wollen wir darin nicht die göttliche Vorſehung erkennen, welche uns, ja alle Dinge nach ihrem freien Willen gebraucht." — Laßt uns alſo nicht ſo beſorgt und furchtſam ſeyn wegen der göttlichen Vorſehung, daß wir ſie von etwas befreien wollen, was ihr, nach unſerer Meinung, nicht geziemt. Denn was uns unanſtändig iſt, das iſt's nicht für ſie; und was wir für verderblich achten, das iſt von einer andern Seite nützlich."

(N°. 3. S. 330. 331.)

§. 7.

Gottes allwirkende Vorſehung umfaßt auch das Kleinſte und Unbedeutendſte in und außer dem Menſchen.

„Wie Gott durch ſich ſelbſt iſt, ſo iſt auch ſonſt nichts, das durch ſich ſelbſt und nicht durch Gott wäre. Das Seyn und Weſen aller Dinge iſt alſo das Seyn und Weſen Gottes. Daher iſt die Meinung der Philoſophen, die da ſagten, daß alle Dinge Eins ſeyen, nicht ſo ungereimt, wenn wir dieſelben nur recht verſtehen, nämlich daß das Seyn aller Dinge zugleich das Seyn Gottes iſt, weil ſolches Seyn allen Dingen von Gott ertheilt und

erhalten wird. Daher kann von Gott nichts vernachläßigt werden. Denn da alle Dinge aus ihm und in ihm ſind, ſo kann auch nichts aus ihm oder in ihm ſeyn, das er nicht kennen, oder verachten ſollte, denn dieß wäre mit ſeiner Weisheit und Güte unvereinbar. Daraus folgt, daß nichts ſo gering und niedrig iſt oder gedacht, ja ſelbſt geträumt werden kann, welches nicht durch die göttliche Vorſehung vorhanden wäre oder gedacht würde. Daß aber wir ſo vieles bald überſehen, bald nicht kennen, bald wirklich verachten, kommt daher, daß wir nicht Gott ſind. Denn ihm iſt nichts ſchlecht und verächtlich, weil ihn kein Ueberdruß befallen kann. Denn was Ekel und Verdruß fühlt, iſt elend; nun aber kann Gott nicht elend ſeyn, folglich auch keinen Ueberdruß an einem Dinge empfinden."

„Da nun die Vorſehung nicht nur die Dinge ſelbſt und ihren Zweck, ſondern auch die Kette der Dinge, ich meine die Handlungen, das Leben, die Verrichtungen, die Plane, die Mittel und Erfolge unter ihrer Aufſicht und Leitung hat, ſo folgt daraus, daß auch das in unſern Augen allerverächtlichſte in den ihrigen höchſt würdig in ſeiner Art und höchſt nützlich ſey."

„Chriſtus ſelbſt lehrt, daß die Haare unſers Hauptes gezählt ſeyen; ja, daß nicht einmahl zwei Sperlinge, die man um einen Heller kauft, aus den Händen auf die Erde fallen, ohne Vorwiſſen Gottes. Aus dieſen beiden Stellen lernen wir: daß auch das, was wir zufällig oder von Ungefähr geſchehen nennen, es nicht iſt, ſondern daß Alles nach dem Willen und der Anordnung Gottes erfolgt. Die eine Stelle: „Kein Sperling fällt auf die Erde u. ſ. w." bezieht ſich auf die ſogenannten zufälligen Dinge. Die andere: „Auch die Haare unſers Hauptes ſind alle gezählt," auf die verachteteſten, niedrigſten und unbeachteteſten. Nichts iſt alſo ſo verächtlich in unſern Augen, welches die Vorſehung Gottes nicht ſo hoch hält, daß ſie Sorge dafür trägt. Der Sinn der Gottheit wird aber dadurch nicht herabgewürdigt, daß ſie auch für geringfügige und niedrige Dinge ſorgt, ſondern es geht daraus hervor ihre Güte und Vollkommenheit; da ſie nichts von

demjenigen verachtet, was ſie ſchuf, und ſie vollkommen weiſe und mächtig iſt, daß ſie ohne mühvolle Arbeit und Berechnung Alles ſieht, über Alles wacht, und Alles mit Sorgfalt wirkt.“

§. 8.

Alles hängt mit einander zuſammen, und dient der Vorſehung zu einem heilſamen Zwecke.

„Ich weiß, es wird Leute geben, die meine Behauptung (über die Träume als Wirkungen der Vorſehung. Siehe §. 5.) für allzuſchwach oder gar für nichtig erklären, und dieß hauptſächlich darum, weil der Inhalt der Träume bisweilen ſo albern, bisweilen ſelbſt ſo häßlich iſt, daß es ſchändlich ſcheint, die Vorſehung zu ſo niedrigen Dingen herabzuziehen. Dieſe mögen ſich folgendes merken: Da ſich die Vorſehung ſelbſt herabließ, wichtige Dinge in Träumen zu offenbaren, warum ſollte man uns denn der Vermeſſenheit beſchuldigen, wenn wir der Vorſehung ſelbſt Träume zuſchreiben? Beſonders da hier der Schluß von Einem auf Alle, vom Beſondern auf's Allgemeine gilt. Denn da es ſich Einmal erfunden, daß die Vorſehung mittelſt der Dürre und Trockenheit das Getreide vermindert, durch Regen aber wieder in gehörigem Maße hergeſtellt habe, ſo wird mit Recht der Schluß gemacht, daß das Getreide ſtets ein Gegenſtand der Sorge der Vorſehung ſey, daß ſie folglich, ſie mag nun daſſelbe entziehen, oder reichlich ſchenken wollen — alſo niemals außer Acht laſſe, was zu dieſer Sorge gehört. Denn die Annahme, daß ſie dieß auch nur Einmal vernachläßigt habe, hebt die Einſicht und die Macht der Vorſehung gänzlich auf. Sodann frage ich: Welche Träume hatten denn nichts zur Folge? wenn wir auch nur die thörichte Erzählung eines Traums oder das Denken deſſelben, ja die leere Erinnerung davon betrachten. Denn indem Jemand Andern auch nur einen eiteln Traum erzählt, ſo hat er ein ernſthaftes oder auch ein ſchädliches Geſpräch unterbrochen; und deſſen bedient ſich Gott nun vortheilhaft zu irgend einem

Zwecke, obſchon wir dieſen nützlichen Gebrauch oft erſt ſpät, oft gar nie wahrnehmen. Bald gibt der Erzähler des Traumes dadurch ſich oder Andern Gelegenheit dieſes oder jenes zu denken: Bald indem er bei ſich ſelbſt den Traum wiederholt, erweckt er in ſich gute oder böſe Gedanken, die er nach dem Willen der Vorſehung denken ſoll. Wenn er aber auch umſonſt den Traum wieder aufſucht, oder ihm nachgrübelt, da er ihm entfallen iſt, ſo geſchieht auch das nicht ohne Nutzen, indem er ſich ſelbſt entweder von ſchädlichen Gedanken abzieht, oder ſich nichtswürdigen hingibt; denn alles dieſes dient dazu, die Anſchläge und Gedanken der Menſchen entweder zu fördern oder zu vereiteln. Und da aus den Anſchlägen die Thaten hervorgehen, ſiehe, wie das nichts weniger als unbedeutend iſt, deſſen Wichtigkeit wir gar nicht erwägen! Die Erzeugung der Wanzen, Läuſe und Flöhe halten wir der göttlichen Vorſehung unwürdig, weil uns dieſe Thiere läſtig ſind; bedenken wir aber, wie wir durch ſie von der Fäulniß entledigt werden, aus welcher ſie eben zu dieſem Zwecke entſtehen ſo werden wir einſehen, daß durch dieſe nichts geachteten Dinge bisweilen einer grauſamen Peſt vorgebogen wird. Die aus der Fäulniß des wilden Feigenbaums erzeugten Inſekten machen die Feigen zur Zeitigung mürbe. Der Nutzen dieſer Thierchen iſt am Tage; der von jenen, wenn nicht eben ſo offenbar, doch eben ſo gewiß, daß ſie nämlich aus Fäulniß und Moder entſtehen, welcher größeres Uebel verurſachen würde, wenn er nicht in ſie überginge. So iſt der Motten, Mücken, Bremſen, Würmer, Käfer, Raupen, Spinnen, Heuſchrecken und anderer ſolcher kleiner Thierchen halben Jedermann überzeugt, daß giftige und ſchädliche Fäulniß in dieſe Thierchen ſich verwandelt, damit der Menſch von ihr ohne Schaden für ihn befreit werde. Da nun das, was außer dem Menſchen iſt, ſo zu ſeinem Beſten ſich verwandelt und in etwas Reineres übergeht; wie viel mehr iſt es denn mit demjenigen der Fall, was innerhalb des Menſchen vorgeht, ich meine, ſeine Gedanken, Träume, Geſichte, Anſchläge, Neigungen oder Abneigungen; daß ſie nämlich nicht zwecklos ſind,

ſondern immer zu einem gewiſſen Zwecke geſchehen oder unterbleiben.”

„Es verhält ſich hier ſo, wie mit einem Hausvater, der ſein Haus angefüllt hat mit jeder Art von Vorräthen, von Waffen, mit mancherlei Hausgeräthe, und verſchiedenen Werkzeugen. Alles iſt ihm bekannt; von jeglichem weiß er, wo es liegt, und wie es beſchaffen iſt, ob abgenutzt, oder vom Roſt entſtellt, ob ganz oder zerbrochen. Jetzt langt er das eine zum Gebrauche hervor, jetzt legt er das andere wieder bei Seite. Keines von allen klagt ſich, daß es zu viel, oder daß es zu wenig gebraucht werde. Auch kann dem Hausvater keine Ungerechtigkeit Schuld gegeben werden, wenn er ſich des ſonſt abgenutzten häufiger bedient, als deſſen, das durch Müßigliegen verdirbt. Eben ſo Gott, der Hausvater der ganzen Welt. Nichts von Allem, was in ſeinem Hauſe iſt, kann er überſehen oder vernachläßigen. Er weiß z. B. wie dieſer im Müßigſeyn erſtarrt, und aus Mangel an Gebrauch zu Grunde geht. Er weiß, wie ein Anderer durch beſtändige Leiden oder Mühſale abgenutzt wird, und nichts deſto weniger gebraucht er ihn mehr und mehr. Den Einen hat er eine Zeitlang gebraucht zu ſeinem Ruhm und Werke, jetzt ſtellt er ihn wieder auf die Seite, und nimmt einen Andern zur Hand, ohne irgend eines Unrechts oder Unwiſſenheit beſchuldigt werden zu können. Milo wird verwieſen, Cato zurück geſetzt; David verhindert die Regierung anzutreten, Chaleb der Tapferſte aller Hebräer, bezieht ſein Erbtheil zum letzten. Dieſe ſo lange zu gebrauchen, bis ſie gänzlich verbraucht und aufgezehrt ſind, gefällt der Vorſehung. Inzwiſchen zehren Clodius und Piſo, Manaſſes und Abſalom durch Wollüſte und Schwelgereyen ſich ab; durch Unthätigkeit müſſen ſie, wie vom Roſt, zu Grunde gehen. Die Schwieger Petri und Timotheus, beide emſig im Werke des Herrn, liegen am Fieber darnieder; Herodes und Nero, beides garſtige Wüſtlinge, leben ganz geſund. So ſteht es der Alles anordnenden Vorſehung frei, ſich der Erſtern fortwährend zu bedienen zum allgemeinen Beſten, in ihnen lebendi-

ge Tugendbeiſpiele aufzuſtellen, und zu zeigen, welch ein herrliches Ding es um die Tugend ſey, und auf welchem Wege man ſie erlange: Die Letztern aber als Pfützen und Schlammgruben der Laſter darzuſtellen, worin alle Laſter ihren häßlichen Unrath entladen. Es klagt ſich jemand, ſo viele Monate bettlägerig zu ſeyn, und bald nachher lernte er, welche Vortheile ihm dieß gebracht, oder welchen Nachtheilen er dadurch entgangen ſey. Ein Haus brennt nieder, aber ein beſſeres wird wieder erbaut, und der wird gedemüthigt, den dieſer Unfall traf. Es tanzen Mädchen, die eine, daß ſie ihren Körper mit Anſtand bewegen und tragen lerne, die andere, um durch ſchamloſe Geberden dem Buhler ihre Keuſchheit feil zu bieten. Cato betrinkt ſich monatlich Einmahl, um ſich zuweilen die Sorgen, die ſein Gemüth belaſten, leichter zu machen; Antonius ſtinkt jeden Tag vom geſtrigen Rauſche, daß er ſich in Ueppigkeit und Schwelgerei bis zum Untergang verſenke. Cäſar bemächtigt ſich der Alleinherrſchaft, damit die Römiſche Macht unter ihrer eigenen Laſt zuſammenſtürze; Brutus hebt ſie auf, damit die Tyrannei der Tarquinier ausgerottet werde, und einer künftigen auf Gleichheit gegründeten Volksherrſchaft Platz mache. So weiß die Vorſehung aller, guter und ſchlechter, Handlungen der Menſchen wohl zu gebrauchen. Nur wir klagen dazwiſchen aus Ungeduld oder Unwiſſenheit. Alles aber geſchieht gerade ſo, weil Alles nach ihrer Anordnung und ihrem Befehle vollbracht wird."

(N°. 8. c. 7. Bl. 67, 68. 72, 73.)

„Immer geht Gutes hervor aus dem was Gott wirkt, wenn auch die Begebenheit mit einem großen Verbrechen anhebt. Jakob klagte um ſeinen Sohn Joſeph, ihn haben wilde Thiere zerriſſen, während ſeine Brüder ein brudermörderiſches Verbrechen an ihm begangen hatten. Aber welch einen fröhlichen Ausgang nahm das ganze Ereigniß! Der Vater meinte, der Gram werde ihn verzehren: Aber ihm ſelbſt und den Seinen, ja ſo vielen Völkern ward dasjenige zum Leben und Heil, was in ſeinem Anfange das größte Verbrechen war. Dabei iſt Gott weder ungerecht

noch gewaltthätig, wenn er den Vater mit Traurigkeit, den Sohn mit Ungemach heimſucht. Oder wer macht dem Bauer darüber Vorwürfe, wenn er vom Walde, den er gepflanzt, und groß zieht, einen Theil ſtehen läßt zu Balken, Dielen, Latten, um daraus ein Haus zu bauen; einen andern Theil aber zur Feurung verbraucht? Iſt nicht die Verwendung des einen wie des andern Theils für den Eigenthümer vortheilhaft und nützlich, ja wirklich nothwendig, ſo daß ſogar derjenige Theil, welcher verbrannt wird, nöthiger iſt, als derjenige, aus welchem ein Haus erbaut wird? Eben ſo wenig kann das klägliche Unglück, welches den Jakob und Joſeph, dieſe rechtſchaffenſten Menſchen, traf, den Vorwurf einer Grauſamkeit oder Gewaltthätigkeit von Seite Gottes begründen: Theils, weil alle Dinge noch in weit eigentlicherm Sinne Gott angehören, als der Wald dem Bauer: Theils, weil alle ſeine Werke einen glücklichen Ausgang nehmen, freilich nicht zur Zeit wann wir es wünſchen, wohl aber wann es die ſchicklichſte Zeit iſt; was er allein weiß. Eine unmenſchliche That beging Herodes, als er die zarten wimmernden Knaben mordete; und doch ſind uns zwei Vortheile daraus erwachſen. Der eine: Daß wir ſehen, daß es durch Bewahrung und Leitung Gottes geſchah, daß Chriſtus jenen Nachſtellungen entging, und daß es umſonſt iſt, wider Gott zu ſtreiten. Der andere: Daß uns damit ein Beiſpiel gegeben iſt, wie ohnmächtiger Zorn, Grauſamkeit, und Furcht das Reich zu verlieren, vergeblich wüthen. Möchten doch dieß in unſern Tagen die Fürſten öfterer bei ſich ſelbſt beherzigen!"

(No. 8. c. 7. Bl. 71, 72.)

§. 9.

Die Lehre von der alles wirkenden Vorſehung darf nicht zur Unthätigkeit mißbraucht werden.

„Wir würden Gott verſuchen, wenn wir ſagen wollten: „Nun wenn Gott alles in Allem wirkt, ſo will ich nichts thun, ich will nicht arbeiten, will den Bekümmerten nicht tröſten, dem Unterdrückten nicht beiſtehen, dem Armen nicht Hülfe leiſten; für

alles dieſes mag Gott ſorgen.“ So muß die göttliche Vorſehung unſerer Trägheit zum Vorwande dienen. Aber wo Gottes Geiſt iſt, da iſt auch ein gewiſſes fortdauerndes Wirken alles Guten. Wen der Geiſt Gottes erfüllt, der räth, ſpringt bei, leiſtet Hülfe, thut immer etwas zur Wohlfahrt des Nächſten, will immer nützen und wohlthun, hört damit niemals auf, iſt unverdroſſen in jedem guten Werke, iſt vielmehr immer in ängſtlicher Beſorgniß weniger zu thun, als er ſollte. Gottes Geiſt wirkt immer in den Frommen; ſie gleichen der Mühle auf einem Berge, die vom Andringen des Windes in Thätigkeit geſetzt wird. Laßt uns eingedenk ſeyn, daß wir Werkzeuge der göttlichen Wirkſamkeit ſind, deren ſich Gott zur Ausführung deſſen bedient, was er vor hat. Emſig und hurtig müſſen wir alſo an die Arbeit ſchreiten, nicht ſchläfrig und träge ſeyn, uns dem göttlichen Werke nicht entziehen, nicht feyern, vielmehr beiſpringen und helfen in Allem.“

„Obſchon die göttliche Vorſehung alles in Allem wirkt, ſo fordert ſie nichts deſto weniger Arbeit und Thätigkeit von uns, damit wir uns üben! Freilich werden wir nicht mehrer's ausrichten, als er will. Ein Beiſpiel liegt vor Augen. Der Bauersmann beobachtet fleißig die Zeit und alle Umſtände; er achtet auf den Mondlauf, er pflügt das Erdreich, er ſäet, egget u. ſ. w. Nichts deſto weniger kommt nichts hervor, wenn Gott nicht will. Gefällt es Gott, uns mit Hunger zu züchtigen, ſo wird alle ſeine Arbeit vergeblich ſeyn. Dennoch ſetzt er nicht aus. Die Erde aber gibt nicht mehr hervor, als Gott will. „Was — ſprichſt du — will denn Gott damit, daß er den Menſchen arbeiten heißt, da er ſelbſt doch nicht mehr darreicht als ihm wohlgefällt?“ — So gefiel es dem weiſeſten, gerechteſten und beſten Vater. Es ſollte unter den übrigen Geſchöpfen eine Claſſe geben, die mit ihrem Geiſte ihn erkennen, mit dem Körper aber in Thätigkeit und Uebung erhalten würde. Denn der Menſch iſt zur Arbeit beſtimmt, wie der Vogel zum Fliegen. Es gefiel dem Höchſten ein Geſchöpf zu bilden, das auf der einen Seite den Engeln,

nämlich dem Geiſte nach, gleichen, und himmliſche Dinge denken und erkennen ſollte; auf der andern den Thieren, vermöge des Körpers. Würde nun der Menſch nicht arbeiten, was wäre er mehr als ein Thier? Das ſehen wir an Lüſtlingen und Müßiggängern. Wenn auch ein Vater ſeinen Sohn erziehen könnte, ohne ihn zur Arbeit anzuhalten; dennoch wird er ihm Uebungen auflegen. Der Menſch ſoll alſo thun, was ſeines Berufes und Standes iſt, und dann gläubig den Erfolg erwarten, den Gott ſeinem Unternehmen geben will."

„Wenn du dir alſo alle Mühe gibſt, die Sünde auszurotten, ſo handelſt du recht, auch wenn Gott deiner Bemühung nicht gerade jetzt Erfolg geben will. Er weiß, welche Zeit für jegliches Ding und Unternehmen die angemeſſene iſt. Wollteſt du nun aber ſagen: Nun ſo will ich dieſe Zeit abwarten, und für jetzt das Werk ruhen laſſen! ſo irreſt du. Denn Arbeit und Fleiß fordert Gott von dir, indeß er ſelbſt alles wirkt und zu Stande bringt. Suche du nur ſeinen Ruhm zu befördern, und du wirſt deinen Zweck nicht verfehlen. Thuſt du dieß nicht, ſo wirſt du geſtraft deiner Nachläßigkeit und Trägheit wegen. Gott demüthigt uns alſo, und übt uns, indem er, nicht nach unſerm, ſondern nach ſeinem Willen Alles vollführt."

(Matth. 4, 10. 2, 22. 10, 30. vergl. 10, 19.)

§. 10.

Vielmehr ſollen die Wege der Vorſehung mit ehrfurchtvoller Bewunderung und demüthiger Freude von uns betrachtet werden.

„Alles geſchieht nach göttlicher Vorherſehung und Anordnung! Aber nur reinen und frommen Herzen ſoll dieß geſagt werden, unreine ſollen ſich nicht mit dieſer Lehre befaſſen. Denn noch haben nicht Alle die Stufe des Glaubens erſtiegen, daß ſie glauben können, Alles komme von Gott her. Ihrer Schwachheit muß man ſchonen, damit ſie nicht in ſündliche Gedanken und Zweifel fallen. Denn wer ſind wir, daß wir mit Gott rechten,

oder ihn über ſeine Thaten zur Rechenſchaft ziehen dürften? Wollen wir daher wahrhaft fromm und gläubig ſeyn, ſo müſſen wir dieſe Wahrheit mit der größten Ehrerbietung und Beſcheidenheit nicht ſowohl unterſuchen, als vielmehr bewundern und verehren.“

(Geneſ. 20, 6.)

„Voll Ehrfurcht ſollen wir ſeyn gegen Gott, nicht ihn in Unterſuchung nehmen, oder über ſeine Handlungen zur Rechenſchaft fordern. Vielmehr ſollen wir ſeine Thaten beſchauen, und die Weisheit und Kraft in ihnen mit Frohlocken bewundern, nicht aber meiſtern, beſſern, oder anders haben wollen. Denn von jenem höchſten Gut kann nichts geſchehen, das nicht dem Zwecke, zu welchem es geſchah, ganz entſpreche, vollkommen und vollendet ſey. Denn dasſelbe ſieht alles, noch ehe es wird und geſchieht; es ordnet alles, wie es geſchehen und gewirkt werden ſoll; feſt und unveränderlich ſind auch ſeine Beſchlüſſe und Anordnungen.“

(No. 8. c. 5. Bl. 40.)

„Alles was geſchieht, wir mögen es zufällig oder nach Vorſchrift und mit Vorbedacht geſchehen nennen, geſchieht vermittelſt der ſtets gegenwärtigen Vorſehung Gottes, es mag nun die lebloſen Dinge oder die lebendigen und mit Verſtand und Vernunft begabten Weſen betreffen; wenn wir dieß ſchon nicht deutlich erkennen, weil wir durch unſere grobe körperliche Natur in tiefes Dunkel der Unwiſſenheit verſenkt ſind. Wem es aber gegeben iſt, dieſe Ereigniſſe aus einem höhern Geſichtspunkte zu betrachten, Gott! welche Wonne genießt ein ſolcher, wenn er überall die Weisheit und Güte der Gottheit entdeckt! So daß ihn nun die Betrachtung des ganzen Weltalls, wie ſchön es auch iſt, anekelt gegen das Vergnügen, welches ihm zu Theil wird, wenn er bis zu Gott hinaufſteigt, und ihn als den Baumeiſter des ganzen Werks betrachtet. In welche Bewunderung wird nicht ein frommes Gemüth gerathen, wenn es (um einige Beiſpiele und Zeugniſſe anzuführen) jenen Jeroboam betrachtet, wie er von Gott dazu verordnet war, Iſrael in zwei Reiche zu trennen, aber bald

darauf an dem, der ihn erhoben hatte, untreu ward, indem er goldene Kälber zur Verehrung aufſtellte: was zuerſt Iſrael, und dann auch Juda den Untergang brachte. Denn es war eine ſchändliche That, vom wahren Gott zum Götzendienſt das Volk verleiten. Sehr unklug wäre daher der göttliche Rathſchluß geweſen, einen Mann auf den Thron zu erhöhen, der in der Folge von Gott abtrünnig werden ſollte, wenn Gott nicht beſchloſſen hätte, ſich zu dem, was er vor hatte, der Treuloſigkeit Jerobeams zu bedienen. Ich ſage, wenn das fromme Gemüth die Folgen deſſen betrachtet, ſo iſt es ſo weit entfernt, wider Gott zu eifern, daß es vielmehr ſeine Rathſchlüſſe bewundert und erhebt. Es hatte die höchſte Güte beſchloſſen, ſich von dem Jüdiſchen Volke eine Zeitlang wegzuwenden, und dagegen abgöttiſche Völker zu erwählen. Darum bereitet ſie den Fall, den ſie über Iſrael bringen wollte, durch Jeroboam vor. Denn von da fing Iſrael an zu ſinken, bis es endlich in die Babyloniſche und Römiſche Gefangenſchaft gerieth. Die heidniſchen Völker, welche an ſeine Stelle getreten, triumphirten damals in der Erkenntniß Gottes. Indem der fromme Glaube dieß ſo klar ſieht, wird er nicht von wunderbarer Freude hingeriſſen?“

(N°. 8. c. 7. Bl. 70.)

§. 11.

Der Glaube an die Vorſehung gibt Muth und Erhebung im Glück, und beſonders im Unglück.

„Eine richtige Kenntniß von der göttlichen Vorſehung iſt für die Frommen und Gottesfürchtigen das ſicherſte Verwahrungsmittel wider die Gefahren des Glücks und des Unglücks. Werden uns Glücksgüter zu Theil, Schönheit, Geſundheit, Kinder, Ehrenſtellen, und erkennen wir dieß für ein Geſchenk der Vorſehung: welchen Troſt und welchen Fleiß erzeugt dieß in

dem Gemüthe! Troſt und Erquickung, da es ſieht, daß ihm auch das, was den Leib angeht, von Gott ertheilt wird, und es deſſen genießen darf; Fleiß und Emſigkeit aber, indem es ſich nicht genug hüten kann, das nicht etwa karg mitzutheilen, was es ſo freigebig erhielt. Aus jener Geſinnung entſteht Dankbarkeit, aus dieſer — Wachſamkeit über ſich ſelbſt und der rechtſchaffenſte Wandel. Trifft uns dagegen Mangel, Schmach, Kummer, Verlaſſenheit, Verachtung und Mißlingen, und wir leiten auch dieß von der Vorſehung ab, welchen Troſt und Aufrichtung gewährt uns dieß in ſo hartem Mißgeſchick! Mit welcher Seelengröße kann ein ſolcher ſich über die Welt erheben und Alles unter ihm verachten! Denn indem er ſich ſagt: „Dieß „Bittere iſt mir von der Vorſehung gereicht, ich muß es alſo „trinken, und mit unerſchrockenem Gemüthe einzig durch Ge„duld überwinden. Du biſt Gottes Werkzeug; dich will er „verbrauchen, indem er ſich deiner bedient, nicht indem er dich „müßig läßt; o du Glücklicher, den er zu ſeinem Werke be„ruft!“ ſo iſt er bereit, dieſes ſein Leben fahren zu laſſen, da er ſieht, daß ihm ſelbſt die ganze Welt nichts verſprechen kann, als mancherlei Unfälle und Mühſale. Wird nicht unſer Frommer die ganze Welt wieder gern und willig ſich abfordern laſſen, geſetzt, daß er ſie beſäße? Denn wer ſollte ſich eines Landgutes nicht entſchlagen wollen, das ihm nichts als fruchtloſe Mühe einträgt? Und gerade dahin führt die gläubige Anerkennung der Vorſehung. Denn da wir ſehen, daß die ſogenannten Glücksgüter ſo unſtät ſind und wechſeln, daß ſie nirgends feſten Fuß halten, werden wir dann nicht (wofern wir bei geſunder Vernunft ſind) allen Fleiß anwenden, daß wenigſtens wir ſelbſt feſt bleiben, und uns nicht mit ihnen hin und her werfen laſſen; gerade wie ein Schiff wider den Sturm hinter irgend ein Vorgebirg ſteuert, und die Anker auswirft. Was wird uns aber gegen dieſe Wogen des Schickſals ſtark machen können, als allein die Betrachtung der Vorſehung? Sie iſt's, die der männlichen Bruſt alſo

zuredet: „Glaube nicht, daß dieß von Ungefähr geſchehe; auf mein Geheiß geſchieht es; es mußte geſchehen, es kann unmöglich anders ſeyn. Erträgſt du's männlich, ſo feierſt du den ſchönſten Triumph, nicht bei denen, die jedem laſterhaften Buben zujauchzen, wenn er nur irgend eine blutige That beging; ſondern vor jenem Vereine der Seligen, wo von allen den Gerechten, Helden, Weiſen, Gelehrten, Frommen, die ſeit der Erſchaffung der Welt lebten, keiner fehlt; wo ſich die Verwegenheit nicht mehr für Tapferkeit, die Heuchelei nicht für Frömmigkeit, die Geſchwätzigkeit nicht für Gelehrſamkeit, eitle Beredſamkeit nicht für Weisheit verkaufen kann. Denn dort kommen nur die zuſammen, welche nach ächter probhältiger Tugend, nicht nach bloßen Schlacken ſtrebten. Dort entſcheidet ein Kampfrichter, den Niemand täuſchen kann, der aber auch ſelbſt Niemanden hintergeht oder täuſcht. Flieh'ſt du aber aus Trägheit oder aus Verzweiflung Mühe und Anſtrengung: ſo wird die größte Schmach auf dich fallen; denn der Führer, an dem du untreu biſt, kann nicht hintergangen werden, da er die geheimſten Falten des menſchlichen Herzens durchſchaut. Das Vergehen läßt ſich dann weder läugnen noch bemänteln: denn er ſieht's uns an der Stirne geſchrieben, was wir gethan, und er kennt auch alle die Arten der Sünden von Andern: ſo daß veränderte oder verfälſchte Geſetzestitel hier nichts helfen. Keine Verborgenheit kann Kain's und Romulus Brudermord, David's und Aegiſtus Ehebruch verdecken. Könnteſt du alſo auch vor den Menſchen deinem Verbrechen einen andern Namen geben: ſo kannſt du es doch nicht vor Gott.““

(No. 8. c. 7. Bl. 76 u. 77.)

V.

Die Vorherbeſtimmung oder Erwählung.

§. 1.

Erklärung deſſen, was Erwählung ſey, und Rechtfertigung dieſer Erklärung.

„Aus der Vorherſehung entſpringt die Vorherbeſtimmung, oder welches Eins iſt, Vorherordnung und Erwählung.“

„Erwählung iſt der freie Entſchluß oder die Selbſtbeſtimmung (Constitutio) des göttlichen Willens über die, welche ſelig werden ſollen. — In dieſer Erklärung bediene ich mich des Wortes Entſchluß in der Bedeutung von Willensmeinung oder Beſtimmung, da es ſonſt auch ſo viel heißt als Rathſchlag oder Bedenken, was aber gemeiniglich der Nothwendigkeit unterliegt. Denn einen Rathſchlag faßt man über das, was gethan werden ſoll, wo eine Nothwendigkeit eintritt, die uns heißt einen Rathſchlag faſſen, wie ihn die Sache fordert, nicht wie wir vorzüglich wünſchen. Jener Entſchluß (Selbſtbeſtimmung) geziemt alſo der göttlichen Würde und Majeſtät, die keiner langen Umſicht bedarf. Denn wie Geſetzgeber und Fürſten mit Freiheit beſchließen, nach Maßgabe deſſen, was recht und gut iſt: ſo ſteht es auch der göttlichen Majeſtät frei, aus ihrem eigenen Weſen, welches Güte iſt, ſich zu beſtimmen; ſo daß alſo der Entſchluß nicht durch irgend ein Geſchöpf veranlaßt wird. Denn das iſt jener mangelhaften menſchlichen Weisheit eigen, nach vorhergegangener Unterredung oder Muſterung einen Beſchluß zu faſſen: Gott hingegen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit Alles mit einem einzigen einfachen Blicke überſchaut, hat nicht erſt nöthig, Schlüſſe zu machen, oder Thatſachen abzuwarten; ſondern, eben ſo weiſe wie fürſichtig, gut ꝛc. beſtimmt und ordnet er Alles mit Freiheit. Daher fügte ich zur Selbſtbeſtimmung noch das

Wort Freiheit, damit wir verſtehen, daß dieſe Selbſtbeſtimmung Gottes frei ſey, und nicht von unſerer Anordnung oder Beſtimmung abhange, oder unſerer Beſtimmung folge. Ich ſage dieß mit Hinſicht auf die Meinung des Thomas von Aquino von der Vorherbeſtimmung. Wenn ich mich ſeiner Philoſophie noch recht erinnere, ſo war ſie folgende: Da Gott Alles ſehe, ehe es geſchieht, ſo beſtimme er des Menſchen Loos dann erſt, wann ſeine Weisheit geſehen, wie er beſchaffen ſeyn werde. Eine Meinung, die mir freilich gefiel, ſo lange ich mich noch an eine Schule hielt; ſo wie ich ſie aber verließ, und der reinen Lehre der göttlichen Schriften anhing, mißfiel mir dieſe Meinung höchlich. Denn ſie nimmt an, Gottes Beſtimmung über uns richte ſich nach unſerm Entſchluſſe, d. h. erſt dann erfolge Gottes Ausſpruch und Verfügung über uns, nachdem ſeine Weisheit geſehen, was wir ſeyn und wie wir uns beſtimmen werden. Was heißt dieß anders, als Gottes Entſchluß und Beſtimmung derjenigen eines menſchlichen Richters gleich ſetzen? Denn dieſer thut ſeinen Ausſpruch erſt nach angehörter Rechtsſache, und zwar nothgedrungen, weil er vor Auseinanderſetzung des Handels nicht ſieht, was darin recht oder unrecht iſt. Daher hängt er nothwendig von der Auseinanderſetzung der Sache ab. Und gerade dazu macht man Gott, wenn man auf dieſe Weiſe bei ihm die Vorherbeſtimmung erſt auf die Erkenntniß folgen läßt. So gefährdet man nun aber auch unvorſichtiger Weiſe Gottes Güte und Allmacht. Denn da Gott vor Erſchaffung der Welt ſchon ſah, wie Adam, Kain oder Judas ſeyn werde, und doch nicht verhütete, daß ſie in Vergehungen ſich ſtürzten, ſo ſchien er ja ſeine Güte vergeſſen zu haben. Konnte er aber den vorhergeſehenen Fall nicht zum Voraus abwenden, ſo gerne er es auch wollte, ſo ſteht alſo doch die Kraft ſeinem Willen nach, und demzufolge läßt ſich ſeine Allmacht in Zweifel ziehen. Ferner: wenn die göttliche Beſtimmung erſt nach unſerer Beſchaffenheit ſich richtete, ſo wären wir ja oder würden aus uns ſelbſt

etwas, noch ehe Gott über uns verfügte, was doch ganz grundlos iſt. Wir ſind alſo, oder vielmehr Paulus ſelbſt und wir mit ihm, ſind der Meinung, daß die Vorherbeſtimmung ein freier Entſchluß Gottes über uns iſt, ohne alle Rückſicht auf unſer Gut- und Böshandeln."

„Dieſer Entſchluß iſt das Werk des Willens als der Haupturſache, nicht aber der Weisheit. Wiewohl der göttliche Wille nie blind handelt ohne Weisheit, wie bisweilen der von Leidenſchaften verblendete Wille des Menſchen zu dem ſich hinneigt, was das Gemüth und der Verſtand abräth. Denn in Gottes Eigenſchaften iſt keine Trennung; und da Gott ein einfaches Weſen iſt: ſo kann nichts von ihm geſchehen, ohne daß dieſelben alle in gleichem Grade dazu mitwirken. Doch wird der einen Eigenſchaft etwas zugeſchrieben, was das Werk Aller iſt. So wird dem Willen zugeſchrieben die Erwählung und Vorherbeſtimmung zum ſeligen Leben, obgleich Weisheit und Vorſehung eben ſo gut mitwirken. Es iſt nämlich bei der Beſtimmung der Menſchen zur Seligkeit der Wille die Hauptkraft, dem die Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und übrige Eigenſchaften dienen. Daher wird die Erwählung dem Willen und nicht der Weisheit zugeſchrieben: denn ſonſt würde Gottes Gabe und Beſtimmung von unſerm Handeln abhangen. Nicht der Gerechtigkeit: denn ſonſt würde wiederum die ewige Seligkeit von der Gerechtigkeit der Werke und nicht von der göttlichen Huld herzuleiten ſeyn. Endlich geht die Erwählung nur auf die, welche ſelig werden ſollen; von den Unſeligen ſagt man nicht, daß ſie erwählt werden, obgleich auch über ſie der göttliche Wille beſtimmt, aber zur Verſtoßung, Verwerfung, damit ſie Beiſpiele der Gerechtigkeit werden. Die Erwählung iſt alſo frei, aber nicht blind, eine mit Majeſtät und Anſehen begleitete Selbſtbeſtimmung — nicht einzig zwar, jedoch vorzüglich — des göttlichen Willens, über die Seligzumachenden, nicht aber über die Zuverdammenden."

(N°. 8. c. 6. Bl. 43—45. Vergl. N°. 5. §. 2.)

§. 2.

Beſtätigung dieſer Erklärung durch die heilige Schrift.

„Nun kommen wir zu den Zeugniſſen der Schrift, durch welche unſere ganze Erklärung der Erwählung beſtätigt, ja das geſammte Geſchäft der Vorſehung anſchaulich wird. 2 Buch Moſe 33, 19. ſpricht Gott zu Moſes: „Ich erbarme mich weſſen ich will, und bin gnädig, wem ich will.“ Was heißt dieß anders, als nach der Art Herrſcher beſtimmen und ſich äußern: Ich ertheile Erbarmen nach meinem Gefallen, nicht bewogen durch die Gebete, oder das Elend derer, die mich darum anflehen; ſondern aus freiem Gnadengeſchenk der Erwählung. Denn auch die Gottloſen flehen zuweilen um Hülfe. Dieſe Meinung wird noch klarer und verſtändlicher, wenn wir die Worte des Herrn ſelbſt erwägen, die er zu Moſes ſprach, um ihm Muth zu machen: „Ich will das Herz Pharao's verhärten, damit ich meine Wunder und Zeichen mehre in Egypten. Dennoch wird Pharao euch nicht gehorchen.“ Und dieſe Worte wiederholte er öfters, nicht hyperboliſch, als Drohung, ſondern als eigentliche Warnung und Offenbarung des Geheimniſſes ſeiner Selbſtbeſtimmung, zufolge welcher er beſchloſſen hatte, Pharao's Verwerfung und Verdammung durch deſſen Widerſpenſtigkeit und Treuloſigkeit der Welt zu offenbaren, wie er ſie ſchon vor Erſchaffung der Welt bei ſich beſchloſſen hatte. Denn Er ſetzt noch hinzu: „Dazu habe ich dich Pharao erhoben und verhärtet, damit ich meine Kraft an dir offenbar mache, und mein Name geprieſen werde auf der ganzen Erde.“ Hieraus kann man klar erkennen, daß Gott an ſolchen Beiſpielen der Verwegenheit und Hartnäckigkeit der Welt ſeine Macht ſowohl, als ſeine Gerechtigkeit zeigt. Denn wenn er die Menſchen verhärtet, damit ſie widerſtreben: ſo leidet es keinen Zweifel, daß er dieß aus keiner andern Urſache thut, als um ſie der Welt als Exempel der Gerechtigkeit aufzuſtellen. Daraus folgt auch

umgekehrt, wenn er Moſes zum Führer des Volks macht, und David zum Könige; wenn er ſich des am Kreuze ſterbenden Schächers, und des ihn nicht nur in der Gefahr im Stich laſſenden, ſondern ſelbſt noch frech verläugnenden Petrus erbarmt; daß er an ihnen Exempel ſeiner Güte aufſtellt. Darauf deutet auch der heilige Paulus hin, wenn er ſpricht: Röm. 9, 18. „Er erbarmt ſich weſſen er will, und verſtockt wen er will.“ Was will er damit anders ſagen als, die Erwählung und Verwerfung ſey ein Werk des freien Willens. Dieſe erſten Zeugniſſe der Schrift beſtätigen den zweiten Theil unſerer Erklärung von der Erwählung: Daß nämlich die Selbſtbeſtimmung der Wahl das Werk des göttlichen Willens ſey. — Am gleichen Orte ſagt Paulus auch folgendes: „Als Rebekka von unſerm Vater Iſak ſchwanger ging, ehe noch die Zwillinge geboren waren, geſchweige daß ſie etwas Gutes oder Böſes gethan hatten (damit nämlich der Vorſatz der göttlichen Erwählung unverletzt bleibe, die nicht aus den Werken, ſondern von dem Rufenden kommt), ward ihr geſagt, der Aeltere werde dem Jüngern dienen ꝛc.“ Mit dieſen Worten ſagt Paulus offenbar, daß die Erwählung auf unſern Entſchluß oder unſere Beſchaffenheit ſo wenig Rückſicht nehme, daß die Zwillinge der Rebekka ehe ſie geboren, ja ehe ſie empfangen waren, ſelbſt ehe noch die Welt geſchaffen ward, ſeyen erwählt worden durch Gottes unveränderlichen Rathſchluß. Daraus lernen wir, daß die göttliche Selbſtbeſtimmung frei iſt, und von keiner Rückſicht oder Mittelurſache abhange. Und dieß machte den andern Theil unſerer Erklärung aus.“

(N°. 8. c. 6. Bl. 45, 46.)

§. 3.

Die Erwählung ſchließt alles eigene Verdienſt aus.

„Durch jene Worte des Paulus wird nun auch aller Streit über das Verdienſt unſerer Werke gehoben. Denn er ſagt eben ſo klar, daß die Erwählung nicht komme aus den

Werken, ſondern von dem Rufenden. Damit fällt das Verdienſt unſerer Werke hin. Entweder muß nämlich die Erwählung aus freier Gnade hin fallen, oder unſer Verdienſt. Denn wenn die Seligkeit durch die Werke erworben wird, ſo wird ſie nicht umſonſt geſchenkt; wird ſie hingegen dieß, ſo iſt ſie kein Lohn unſers Werks. Wie auch Paulus dieß auf's Klarſte entwickelt Röm. 11. Da aber nichts deſto weniger die heilige Schrift ſo oft unſern Werken die Seligkeit als Lohn verheißt: ſo verfallen die Ungeübten in Zank; daher jener Streit über den freien Willen und das Verdienſt, der ehmals entſtand und jetzt noch fortdauert, indem der eine Theil die ſtärkern Gründe für die Vorſehung und die freie Wahl der Gnade ſtreiten ſieht, der andere die Meinung von dem freien Willen und dem Lohne der Werke hegt. Dieſer Streit würde ſich aber bald legen, wenn ſie zur Betrachtung der Gottheit, als zu der ſicherſten Burg der Religion ihre Zuflucht nähmen. — Daß übrigens die H. Schrift unſern Werken Lohn verheißt, darf uns nicht irre machen, da wir ſchon gehört haben, daß Gottes Güte ſich nach menſchlicher Gewohnheit richtet, ſo daß dem Werkzeug zugeſchrieben wird, was doch im Grunde Sache des Urhebers und Künſtlers iſt. Wenn alſo den Werken das als Lohn verheißen wird, was die göttliche Güte aus freier Gnade ſchenkt, ſo iſt der Grund hiervon nicht in der Natur der Sache, ſondern in der göttlichen Güte zu ſuchen, welche ſich herabläßt, uns zuzueignen, was doch allein ihre Sache iſt. Unſerm Verdienſte wird alſo zugeſchrieben, was wir allein der göttlichen Huld zu danken haben."

(No. 8. c. 6. Bl. 46. 47. 49.).

§ 4.

Verhältniß, in welchem der Glaube zur Erwählung ſteht. Die Erwählung geht dem Glauben vorher; dieſer iſt nur das Wahrzeichen von jener.

„Wie kommt es aber, daß die Befreiung von Sünden und ewige Seligkeit in ſo vielen Stellen der H. Schrift dem Glau-

ben zugeſchrieben wird? Laßt uns ſehen, wem der Glaube, dieß freie Geſchenk Gottes, gegeben werde. Der Glaube wird denen gegeben, die zum ewigen Leben erwählt und beſtimmt ſind; jedoch ſo, daß die Erwählung vorher geht, und der Glaube derſelben als Wahrzeichen (symbolum) nachfolge. Denn ſo ſagt Paulus Röm. 8. „Welche er vorher beſtimmt oder geordnet hat, die hat er auch berufen; welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht oder frei geſprochen; welche er aber gerecht geſprochen, die hat er auch herrlich gemacht.“ Dieſer Ausſpruch des Paulus erklärt unſere Meinung vortrefflich. Er will nämlich zeigen, daß die Vorherbeſtimmung und Wahl Gottes der Grund und die Urſache ſey, daß wir mit ewiger Herrlichkeit begabt werden. Sey dieſe Beſtimmung und Erwählung beſchloſſen, ſo werde der Menſch von Gott berufen, nicht bloß vermittelſt jener allgemeinen Berufung, welche in der äußern Predigt der Apoſtel beſteht, ſondern auch noch ſo, daß der Geiſt den Erwählten das Ohr öffne, daß ſie begierig werden, dem zu gehorchen, was Gott gebeut oder verheißt. Die, welche nun Gott ſo beruft, die ſpricht er auch gerecht, d. i. macht ſie frei von Sünden. Kann es alſo eine andere Rechtfertigung geben als die des Glaubens? Denn darauf zielt die ganze Lehre Chriſti und der Apoſtel hin, zu erweiſen, es gebe keine andere Losſprechung oder Rechtfertigung, als die des Glaubens. Die aber, welche den Glauben haben, ſind auch Erben ewiger Herrlichkeit. Aus welchem Allem wir lernen, daß denjenigen, welche erwählt ſind, der Glaube gegeben werde. Die nun den Glauben haben, ſind gerecht d. i. frei geſprochen, ſo daß nichts Verdammliches mehr an ihnen iſt. Nicht als ob der Glaube ein Werk ſey, dem Vergebung der Sünden gebühre; ſondern weil die, welche Glauben an Gott haben, ohne allen Zweifel wiſſen, daß Gott ihnen durch ſeinen Sohn verſöhnt, und die Handſchrift der Sündenſchuld zernichtet ſey. Denn nur die Sünde iſt es, die uns von der Beſitznehmung des Erbes ausſchließt und abhält. Iſt ſie weggenommen, ſo vereinigen wir uns wieder mit

Gott, gerade ſo, wie zwei Gewäſſer zuſammen fließen, nachdem der Damm oder die Scheidewand weggehoben worden. Welche dieß Licht und dieſe Kraft des Glaubens haben, die ſind gewiß, daß weder Tod noch Leben ihnen dieſen Schatz rauben können, den ſie ſich mit Aufgebung alles Andern erworben haben. Dieſe alſo ſind ſo erwählt, daß ihre Erwählung nicht Gott allein nur bekannt iſt, ſondern auch ihnen, den Erwählten ſelbſt. Ein anderes Zeugniß, aus welchem wir lernen, daß der Glaube allein den Erwählten gegeben werde, iſt folgendes: In den Geſchichten der Apoſtel ſteht geſchrieben (Cap. 13.): „Und es glaubten ſo viele ihrer verordnet waren zum ewigen „Leben.“ Siehe da, die, welche zum ewigen Leben beſtimmt und verordnet waren, die glaubten. Es iſt alſo ausgemacht, daß die, welche glauben, wiſſen, daß ſie erwählt ſeyen; denn welche glauben, die ſind erwählt.“

„Wenn alſo dem Glauben der Gewinn des ewigen Lebens zugeſchrieben wird: ſo wird hier dem Spätern, das nur zum Siegel dient, beigelegt, was eigentlich dem Frühern, als dem Mittel, zukommt. Der Glaube iſt das Zeichen der Erwählung, durch die wir wahrhaft ſelig werden. Wäre die Erwählung nicht als Blüthe vorangegangen, ſo würde der Glaube niemals gefolgt ſeyn. Eben ſo wird auch den Werken ein Verdienſt beigemeſſen, die, wiewohl ſie aus dem Glauben herkommen, wie z. B. Abraham's Werke, doch die Seligkeit nicht verdienen. Wenn aber die Schrift ſagt: „Thu das, ſo wirſt du leben.“ Und: „Willſt du zum Leben eingehen, ſo halte die Gebote!“ ſo müſſen wir wiſſen, daß dieſe und ähnliche Ausſprüche nur die Folge ausdrücken. So wie nämlich dem Glauben Gerechtmachung und Seligkeit beigelegt wird, da doch dieſelbe nur aus der Erwählung und göttlicher Güte herkommt, der Glaube aber auf die Erwählung ſo folgt, daß wer ihn hat, es weiß — gleichſam durch Siegel und Pfand deſſen verſichert — daß er erwählt ſey: Eben ſo geben die, welche Werke des Glaubens thun — in ſofern ſie aus freier Liebe zu Gott und dem Nächſten und nicht

aus eitler Ruhmſucht handeln — damit ſowohl ſich ſelbſt als Andern einen Beweis, daß ſie Gott ehren, d. h. daß ſie den Glauben haben. Denn es iſt ſo gewiß, daß wo Glaube iſt, da auch gute Werke folgen, als es gewiß iſt, daß der Ofen Wärme verbreitet, wenn Feuer in ihm angezündet iſt.“

(N°. 8. c. 6. Bl. 53, 54, 56. vergl. N°. 5. §. 6. u. N°. 15. S. 162—165.)

§. 5.

Die Lehre: Wer glaubt, wird ſelig! iſt mit Einſchränkung zu verſtehen. Denn die Erwählung iſt frei.

„Die Erwählung geht alſo dem Glauben vorher. Daher erlangen diejenigen, welche erwählt ſind, und nicht zur Erkenntniß des Glaubens kommen, wie z. B. Kinder, nichts deſto weniger die ewige Seligkeit. Denn die Erwählung macht ſelig, und dieſe iſt ſo frei, daß auf kein Werk oder Tugend von unſrer Seite Rückſicht genommen wird. Dagegen folgt aber auch, daß die, welche den Grund des Glaubens zwar hören, aber ihn nicht auffaſſen, zu ewiger Strafe beſtimmt und verordnet ſind. Denn wer der Predigt der Apoſtel glaubte, war beſtimmt zum ewigen Leben. Und umgekehrt, ſagt Chriſtus ſelbſt, wer nicht glaube, nämlich dem gepredigten und angehörten Evangelium (denn es gehen die Worte vorher: Prediget das Evangelium aller Creatur!) der ſey allerdings verdammt. Der Unglaube iſt alſo deſſen ein eben ſo gewiſſes Zeichen, als der Glaube das Zeichen der Erwählung iſt. Dem zufolge ſind — um dieß im Vorbeigehen zu ſagen — diejenigen Stellen der H. Schrift mit Umſicht zu betrachten, wo es heißt, daß nur die Gläubigen ſelig werden; dieſe Bedingung gilt nämlich nur von denen, die gehört und geglaubt haben. Dieſelbe Bewandniß hat es mit der Ungläubigen Verdammniß. Es gilt nur von denen, die gehört und doch nicht geglaubt haben. Von den Andern können wir nicht urtheilen, da uns keines Men-

ſchen Erwählung bekannt iſt. Theils weil Paulus ſagt, wenn der Heide das Geſetz erfülle, ſo werde er ein Jude, indem er zeige, daß Gottes Geſetz ihm in's Herz geſchrieben ſey. Theils weil Abraham, Iſak und Jakob, die Mutter des Heilandes, Petrus nnd Paulus von Gott Erwählte waren, ſchon als Kinder, ja vor Erſchaffung der Welt, und da ſie den Glauben noch nicht hatten. Es gilt alſo nicht im allgemeinen: „Wer den Glauben nicht hat, wird verdammt;“ ſondern wer die Lehre des Glaubens verkündigen hörte, und doch im Unglauben beharrt und ſtirbt, den können wir vielleicht unter die Unſeligen zählen. Denn viele glauben nicht alsbald ſo ſie gehört haben; ſondern dann erſt, wenn ſie vom Geiſte ergriffen und gezogen werden, wie Paulus. Darum läßt ſich dieß Urtheil nur von denen fällen, die bis zu ihrem Tode im Unglauben beharren. Und wenn auch Einige durch ihre Grauſamkeit oder Wolluſt offenbare Beweiſe geben, daß ſie von Gott verworfen ſeyen; ſo ſollen wir dennoch, da ſo oft ſchon die ſchlimmſten Menſchen ſich gebeſſert haben, niemand (wie der Dichter ſagt) vor ſeinem Ende verdammen. So laſſen ſich die beiden Stellen mit einander vereinigen: „Wer nicht glaubt, iſt ſchon verdammt.“ Und: „Wenn der Heide dem Geſetze gemäß lebt, ſo wird ihm die Vorhaut zur Beſchneidung.“ Denn ſo die Heiden, die das Geſetz nicht haben, von Natur thun, was das Geſetz in ſich faßt, ſo ſind ſie, die das Geſetz nicht haben, ihnen ſelbſt ein Geſetz ꝛc. Denn nichts ſieht im Wege, daß Gott nicht auch unter den Heiden ſich ſolche auswähle, die ihn ehren, ihm gehorchen, und nach dem Tode ſich mit ihm vereinigen: Denn frei iſt ja ſeine Wahl. Einmal ich, wenn mir die Wahl frei ſtände, möchte lieber das Loos eines Sokrates oder Seneka wählen, die nicht nur den Einen Gott erkannten, ſondern auch durch ein reines Gemüth ihm zu gefallen ſtrebten, als das Loos des Römiſchen Pabſtes, der ſich ſelbſt für einen Gott ausgeben möchte, oder irgend eines Königes oder Fürſten, der dieſen Götzen ſchützt. Zwar

erkannten Jene die Religion nicht nach unſerm Worte, und dem Sakramente; aber der Sache ſelbſt nach waren ſie frömmer und heiliger als alle Dominikaſter und Franziskaner.“

(N°. 8. c. 6. Bl. 54. 55.)

§. 6.

Die Erwählung derer, die als Kinder ſterben.

„Es möchte aber Jemanden der Kinder halben folgender Zweifel beunruhigen: „Da alle Erwählten ſchon vor Erſchaffung der Welt erwählt ſind, und die Kinder der Gläubigen zur Kirche gehören, ſo läßt ſich nicht zweifeln, daß ſie nicht, wenn ſie als Kinder ſterben, in die Zahl der Seligen aufgenommen werden, da die Erwählung, nach dem Ausſpruch des Apoſtels, feſt und unwandelbar iſt. Sind wir nun Alle, während wir Kinder ſind, erwählt oder nicht? Sind wir Alle erwählt, und iſt die Erwählung unwandelbar, ſo mögen wir als Erwachſene leben, wie wir wollen, glauben oder nicht glauben; dennoch werden wir ſelig. Denn wenn man einmahl erwählt iſt, bleibt es auf ewig. Sind wir's nicht, nun ſo leiden die, welche in ihrer Kindheit ſterben, ewige Strafe, ohne ſolche verdient zu haben, da ſie von der Erbſünde durch Chriſtum frei geworden, für ſich ſelbſt aber noch keine Sünde begangen haben.“ Obgleich dieſe Frage mehr unter die Fragen der Neugier, als der Frömmigkeit zu gehören ſcheint; ſo will ich ſie dennoch beantworten, und zwar mit Folgendem: Leben und Handeln ſind Jedem von der göttlichen Vorſehung eben ſo beſtimmt wie Geburt und Zeugung: Und umgekehrt, Tod und Abſchneidung des Lebensfadens eben ſo beſtimmt, als Hervorbringung und Lebensart. Daraus folgt, daß kein Kind ſtirbt, deſſen Schickſal nicht von Ewigkeit her beſtimmt iſt; und daß keine Kraft es dahin bringen kann, daß der, dem das Ziel ſo oder ſo beſtimmt iſt, daſſelbe überſchreite. Wenn alſo die Kinder der Gläubigen ſterben, ſo iſt dieß ein Zeichen, daß Gott ſie erwählt

habe, und zur Herrlichkeit der Seligen berufe, denn ſie werden hingenommen, damit das Böſe nicht ihre Seelen beflecke. Die welche leben bleiben und Gott ungehorſam werden, wie Eſau, die werden dazu erhalten, damit ihre Verwerfung und Verſtoßung durch ihr böſes Weſen an den Tag komme. Die aber, welche leben, und fromm und gottesfürchtig bleiben, wie Jakob, die werden dazu erhalten, damit durch ihre guten Handlungen Gottes Güte und ihre eigene Erwählung offenbar werde. Inzwiſchen da die Kinder als in der Kirche befindlich geachtet werden, und uns nicht bekannt iſt, was ſie ſeyn; und ob ſie leben oder ſterben werden, ſo urtheilen wir von ihnen gerade ſo, wie von den Erwachſenen, von denen unſre Meinung iſt: ſie gehören zur Kirche, ſie ſeyen von Gott erwählt, ſo lange ſie nicht durch große und ſchaamloſe Verbrechen ſich als Verworfene zu erkennen geben. Wie es nun unter den Erwachſenen viele gibt, welche von uns nicht als Verworfene erkannt werden, bis ſie dieß durch ein Verbrechen offenbaren: Und dagegen viele ſind, die zwar einſt laſterhaft lebten, jedoch ſich bekehren, und durch Buße und Rechtſchaffenheit des Lebens zeigen, daß ſie von Gott erwählt ſeyen: Eben ſo ſetzen wir überhaupt alle von chriſtlichen Eltern Geborne unter die Zahl der Kinder Gottes. Inzwiſchen zeigt dann Gott entweder durch ihren frühzeitigen Tod, oder durch Verlängerung ihres als Folge des Glaubens geführten unſträflichen Lebens, ihre Erwählung; oder aber ihre Verwerfung durch ihr langes aber ruchloſes Leben. Am gewiſſeſten ſind wir alſo der Erwählung derjenigen Kinder, die in ihrer Unmündigkeit ſterben, da ſie noch ohne Geſetz ſind. Denn die Unſchuld des menſchlichen Lebens iſt oft keine ächte, ſondern nur ſcheinbare Unſchuld. An den Kindern der Gläubigen kann keine Befleckung ſeyn, da die urſprüngliche (Erbſünde) durch Chriſtum getilgt iſt. Eigentliche Sünde aber kann ſie noch gar nicht verunreinigen, da ſie noch nicht unter dem Geſetze ſind. Da uns nun nichts von Gott trennt, als die Sünde, dieſe aber von aller Sünde frei

ſind, ſo kann man von Niemand mit ſo unwiderſprechlicher Gewißheit wiſſen, daß er unter den Erwählten ſey, als von den Kindern, die in ihrer Kindheit ſterben. Denn Sterben iſt bei ihnen Zeichen der Erwählung, gerade wie bei den Erwachſenen der Glaube. Die Verworfenen nämlich ſterben nicht in dieſem Stande der Unſchuld; ſondern werden von der göttlichen Vorſehung erhalten, damit ihre Verwerfung durch ihr verbrecheriſches Leben bezeichnet werde.“

(No. 8. c. 6. Bl. 58—60. vergl. No. 15. S. 165. ff.)

§. 7.

Unterſchied zwiſchen dem Denken und Thun der Erwählten und der Verworfenen.

„Der Menſch thut alles, was er thut, in Folge ſeiner Erwählung oder Verwerfung. Bei dem von Gott Verworfenen gehen alle ſeine Anſchläge dahin, Reichthümer und Sinneluſt ſich zu verſchaffen; und da er den Namen eines braven Mannes zu erwerben ſucht, oder ihn beizubehalten ſich Mühe gibt, ſo verbirgt er alle ſeine Laſter durch Heuchelei, oder ſucht ſie durch Verfälſchung und Ausſchmückung für Tugenden auszugeben. — Wer wird nun ſolche Anſchläge für gering achten, da ſie die Thaten ſelbſt gerade um ſo viel an Wichtigkeit übertreffen, als die Urſache wichtiger als das Werk iſt? Denn gehen keine Anſchläge vorher, ſo erfolgen auch keine Thaten. Und wenn jemand ohne Wiſſen oder Vorſatz etwas thut, ſo wird es ihm nicht zugerechnet: So viel höher wird der Anſchlag gewerthet, als die That ſelbſt. Sollten wir nun zugeben, daß die Handlungen des Gottloſen und des Frommen von der Vorſehung geleitet werden, aber dieß von ſeinen Anſchlägen und Ueberlegungen läugnen? Wenn wir es aber in Hinſicht auf dieſe zugeben, müſſen wir denn nicht mit gleichem Recht dieß auch auf alles das ausdehnen, was mit denſelben in Verbindung ſteht? — Der von Gott Erwählte richtet ſein ganzes

Beſtreben dahin, daß er die wahre, nicht erheuchelte Tugend ſich eigen mache, nicht um ſeinetwillen, ſondern zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächſten. Denn ihnen widmet er ſein Thun, für ſie geſchieht es, nicht für ihn. Denn ihm iſt's höchſtes Vergnügen, Gott verherrlicht, oder das Wohl des Nächſten befördert zu haben. Was er alſo hört, denkt, unternimmt, das behandelt er geſchickt und würdig; er läßt ſich nicht ſchrecken, tritt nicht zurück; ſondern was immer ſich zuträgt, erkennt er als etwas, das ſo habe geſchehen müſſen, und daß dadurch das Ziel erreicht werde, nach welchem er ſtrebt. Wer wollte läugnen, daß die geſammten Anſchläge, Gedanken und Unternehmungen eines ſolchen, der die Gottheit in Allem bemerkt und ehrt, von Gott ſeyen? Und dieß in dem Maße, daß er, wenn er aus Schwachheit ſündigt, ſelbſt ſeine Sunde auf die Ehre Gottes bezieht, wie ſich dieß an Davids Beyſpiel zeigt. Durch bloßen Zufall ſcheint Bathſeba in's Bad gegangen zu ſeyn, und David dorthin geblickt zu haben: aber wenn wir den Ausgang dieſer Trauergeſchichte hören, welch ein Schauer der Verwunderung ergreift uns! David hatte das Weib ſeines treueſten Streiters geſchändet, und da er durch dieſe That ſeine Begierde mehr entzündet als geſtillet hatte, faßt er den verbrecheriſchen Anſchlag, den unſchuldigen, auf keine Rache denkenden, Gatten aus dem Wege zu räumen, um ſich am Umgange des Weibes zu ſättigen. Alles gelingt nach Wunſch; ſo daß der Prophet die Größe des Verbrechens, die keine noch ſo reiche und kräftige Rede hinreichend hätte ſchildern können, in die zwey Worte zuſammenfaßte: Du haſt geraubt und gemordet! Da [illegible] David in ſich ſelbſt, und demüthigte ſich ſo ſehr, daß dieſer ſchwere Fall ihm bis an's Ende zur Verwahrung gegen jede Selbſterhebung diente. David war ein Erwählter Gottes, ein Mann nach ſeinem Herzen, darum gedieh ihm dieſe ſchwere Sunde zum Beſten. Was mag er jedoch gläublich ſein Lebenlang nun anders gedacht haben, als: „Der Herr dein Gott wollte dich in dieß Laſter fallen laſſen, damit

du erkenneſt, daß du Menſch ſeyſt. Er verlieh dir die vorzügliche Gabe der Weiſsagung, Stärke, Muth, Krone, Reich und Macht, er verhieß den Heiland aus deinem Geſchlechte. Dieß alles hätte dich verſchlimmern können, wenn er gewollt hätte. Aber er iſt gütiger gegen dich, als du ſelbſt es geweſen wäreſt. Er demüthigte dich durch ein ſo ſchweres Vergehen, damit du dich nicht für etwas höheres achteſt als für einen Menſchen. So macht dich dein Gott zu einem Exempel ſeiner Güte und Gnade." Da man nun bis zum Ende der Tage Leute wird aufzurichten haben, welche die Hoffnung wollen ſinken laſſen; ſo können wir ihnen das Exempel Davids, welchem Gnade widerfahren, wie einen Spiegel oder ein Gemälde vor Augen ſtellen, an welchem ſie lernen, wie bereit der Herr ſey zur Erbarmung."

(N°. 8. c. 7. Bl. 68. 69.)

§. 8.

Die Lehre von der Erwählung darf nicht zur Entſchuldigung der Sünde mißbraucht werden.

„Die Erwählung bleibt alſo unwandelbar, auch wenn der Erwählte in ſo große Laſter fallen würde, dergleichen die Gottloſen und Verworfenen begehen. Der Unterſchied iſt aber dabei der, daß ſie den Erwählten eine Urſache ſind zum Wiederaufſtehen, den Verworfenen aber zur Verzweiflung: Wie dieß ein David, Paulus, Magdalena, der Schächer und Andre beweiſen. — Darum darf aber Niemand ſagen: „Wohlan, ſo will ich thun, was mich gelüſtet. Denn bin ich erwählt, ſo werde ich ſelig, ich mag leben, wie ich will." Wer ſo ſpricht, der legt damit das Zeugniß ab, entweder daß er kein Erwählter ſey, oder daß er den Glauben und die Erkenntniß Gottes noch nicht habe. Denn wer Gott erkennt, der weiß, daß man das Leben nach Gottes Willen einrichten ſoll: Und wer den Glauben hat, der weiß, daß er erwählt iſt. Die Erwähl-

ten aber, die dieß wiſſen, die müſſen nothwendig auch einſehen, daß ſie ſich vor allem dem zu hüten haben, was das Geſetz verbietet."

(No. 8. c. 7. Bl. 76.)

„Die Erwählung Gottes will weder Böſes, noch lehrt ſie Böſes. Niemand ſage alſo: „Wenn ich erwählt bin, ſo kann ich ſündigen, wie jener Schächer, und werde dennoch ſelig, wie er." Oder umgekehrt: „Wenn ich nicht erwählt bin, mag ich noch ſo viel Gutes thun, es wird mir doch nichts nützen; ich werde ſterben und verdammt werden; denn alles hängt von der Erwählung Gottes ab. Will er mir das ewige Leben geben, ſo werde ich's erhalten, wenn ich auch noch ſo gottlos bin: Bin ich nicht erwählt, ſo ſind alle meine guten Werke umſonſt. Ich mag alſo Buße thun oder nicht, ich mag gut oder böſe ſeyn, es wird immer Eins ſeyn." Wer ſolche gottloſe Reden ausſtößt, der kommt zuletzt ſo weit, daß er Gott zum Urheber der Sünde macht, und laut klagt, er habe ihn ungerecht verdammt. „Warum, heißt es dann bei ſolchen, warum verdammt mich Gott, da ich doch nicht anders handeln konnte? Denn alles hängt ja von ſeiner Vorſehung und Erwählung ab, und niemand kann ſeinem Willen widerſtehen." Ich antworte darauf: Wie Gott voraus ſah, daß jener Schächer oder ein Anderer ſündigen werde; ſo ſah und beſtimmte er auch deſſen Strafe zum voraus: Dieß hätte Gott aber nicht gethan, wenn er das Böſe gewollt hätte. Da alſo Gott die Strafe für die Laſterhaften zum voraus beſtimmt hat, ſo iſt dieß ein Beweis, daß Gott keine Freude noch Wohlgefallen an der Sünde habe, daß ſie ihm vielmehr mißfalle. Auch hört die Vorſehung ja nicht auf, thätig zu ſeyn, wenn der Gottloſe die böſe That nun vollbringt, ſondern ſie fährt weiter fort, und beſtimmt dem Sünder auch zum voraus die Strafe. Darum gab Gott jenes Geſetz: Thut das Böſe aus eurer Mitte hinweg! und darum ſind auch im göttlichen Geſetze beinahe für jede einzelne Ver=

gehung beſondere Strafen verordnet; denn Gott will, daß die Laſterhaften den Uebrigen zum Exempel dienen.“

(Matth. 18, 18.)

VI.

Der Menſch.

§. 1.

Der Menſch iſt Gottes Stellvertreter auf Erden durch ſeine Würde und Beſtimmung.

„Der Sarazene Abdallah erklärte den Menſchen für das wunderbarſte aller Weſen, die auf dem Schauplatz der Welt geſehen werden. Ich aber, wenn man mich fragen ſollte, würde antworten, er ſey das ſeltſamſte und bewundernswertheſte aller Geſchöpfe, bewundernswerther ſelbſt als die Schönheit der Engel. Ich verſtehe dieß ſo: Betrachtet man den Haushahn neben dem Ochſen, ſo findet man den letztern allerdings größer und ſtärker: Aber wann kann man am Haushahn genug bewundern ſeinen königlichen Schmuck, ſeinen hohen Sinn, ſeinen ſtolzen Gang, ſeine unfehlbare Nachtwache, ſeine treffliche Feldherrn- und Führer-Geſchicklichkeit, wiewohl er nur dem Hühnervolke vorſteht? Eben ſo iſt der Engel allerdings ſeinem Weſen nach voll hohen Adels, denn er iſt reiner Geiſt: Erwägen wir aber neben ihm den Menſchen, dieß himmliſche und irdiſche Weſen zugleich, wie ſollten wir nicht vor Erſtaunen außer uns gerathen? Denn in dem unermeßlichen Geiſterchor findet ſich keiner, der mit einem irdiſchen und ſichtbaren Körper (es wäre denn etwa für eine Stunde) bekleidet ſey; und zugleich iſt unter der zahlloſen Schaar lebender Weſen keines zu finden, dem eine verſtändige Subſtanz als Beherrſcherinn und

Leiterinn vorgeſetzt ſey. Daraus ergibt ſich ohne Mühe der Schluß, Gott, der Schöpfer aller Dinge, habe den Menſchen nicht einzig dazu geſchaffen, ſein Bild und Muſter zu ſeyn; ſondern auch dazu, daß unter den Geſchöpfen von Erde eines wäre, welches Gottes genöſſe, hier durch Umgang und Freundſchaft mit ihm, dort aber durch Beſitz und Umfangen Seiner. Ja auch dazu, um ſo zum voraus ein ſchwaches Bild zu geben von der Gemeinſchaft, in die er einſt durch ſeinen Sohn mit der Welt treten wollte. Denn wie könnten wir faßlicher auf die Menſchwerdung des Sohns Gottes geführt werden, als daß wir von Anfang an einen verſtändigen Geiſt einem verſtandloſen Körper eingepflanzt ſehen? Auch dazu endlich, daß Gottes Weisheit in dieſem Werke eben ſo erſchiene, wie die jenes Künſtlers im Schilde des Achilles. Wie nämlich dieſer die ganze Feſtigkeit ſeines bewundernswürdigen Werkes ſo auf den Punkt zuſammen gedrängt hatte, wo ſein Bild angebracht war, daß der ganze Schild aus einander fiel, ſobald man dieſes löſete: gerade ſo beraubt, ſchändet, beſudelt der das ganze ſichtbare All, welcher den Menſchen aus der Welt wegnimmt. Denn, man nehme den Menſchen weg, welche von allen in die Sinne fallenden Creaturen wird nun Gottes genießen? welche ihn erkennen? welche Umgang mit ihm haben? Der Menſch iſt alſo für die Welt, was Gott für den Menſchen. Gott iſt Herr und Führer der menſchlichen Seele, der Menſch iſt Mann und Gemahl der Welt: denn alles, was wir ſehen, iſt um ſeinetwillen und zu ſeinem Beſten da. Nimm alſo dieſen hinweg, haſt du dann nicht Alles verwaiſet gemacht, und beraubt! Für wen wird die Sonne Wärme geben? Wem wehen dann die fruchtbaren Weſtwinde? Etwa den Thieren? Wem nützen dann die Thiere? Wem öffnet ſich der Boden, wenn niemand da iſt, der die Dinge zu gebrauchen verſteht?“

(N°. 8. c. 4. Bl. 25.)

§. 2.

Der Menſch, ein Mittelweſen zwiſchen Thier und Engel.

„Nothwendig mußte nun der Herr, Mann und Gebieter ſo vieler und großer Dinge, ſelbſt auch etwas von dem an ſich haben, welchem er vorſtehen ſollte. Dagegen mußte er eben ſo nothwendig mit irgend einem ausgezeichneten Vorzuge begabt ſeyn, um damit den Widerſtand Aller zu brechen und zu beſiegen. Daher ward der, der zum Fürſten aller körperlichen Dinge beſtimmt war, mit einem Körper begabt; aber auch mit einem Geiſte der, der unter allen körperlichen Dingen allein mit Gott und den übrigen geiſtigen Weſen Verwandtſchaft und Geſellſchaft haben ſollte; begabt alſo mit dem Entgegengeſetzteſten. Denn was iſt einander fremder, als die Klarheit und das Licht des Gemüthes und Verſtandes — und die Unempfindlichkeit und Trägheit der Erde und des Körpers? Siehe jedoch, wie der Schöpfer, da er dem Kothe einen Geiſt einſenken wollte, jenen ſo bearbeitet und gebildet hat, daß den würdigen Gaſt nicht eine unwürdige Wohnung entehre! Mit zottichter Bruſt, furchtbarem Zahn und Klaue war hervorgegangen der Löwe (aus der Schöpferhand); ſtruppicht am ganzen Körper und mit ſtarker Tatze hervorgekrochen der Bär; hervorgeſprungen der Hirſch mit äſtigem Geweih, aber haaricht und an den Füßen mit unbezwinglicher Klaue bewehrt; der übrigen Thiere jedes mit eigenthümlichen Stacheln als mit Speeren und Schilden gewaffnet. Aber der menſchliche Körper, wie ſo gar nichts rauhes hat er an ſich! Einige halten dieß freylich für ein Unglück, ich aber für die glücklichſte Auszeichnung und Vorbedeutung. Denn da der Menſch dazu geboren war, ſich Gottes und der ganzen Schöpfung zu freuen und zu genießen, ſo geziemte ihm auch ein Körper für Sanftmuth, Frieden und Freundſchaft paſſend. Daher mußte dieſer Thon und Laim, woraus der Menſch beſteht, zu einer weichern und zartern Maſſe verarbeitet werden, damit

ſich keine ſpitzigen Klauen, keine krummen Zähne, keine Schuppen noch bepanzerte Rücken zu Gewalt und Widerſtand aus ihr geſtalten. Daher kam es, daß er, als Herberge eines himmliſchen Geiſtes, von allen Seiten glatt, ſanft und rein geworden. Auf vier Füße ſenken die Thiere ſich nieder; der Menſch aber ſteht aufrecht auf zweien, damit er deſto gerader zum Himmel emporſchaue, nach deſſen Erbe er ſtrebt. Kurz, unausſprechlich iſt, in Vergleichung mit den übrigen lebendigen Weſen, des menſchlichen Körpers Schönheit und Anmuth."

(N°. 8. c. 4. Bl. 25, 26.)

§. 3.

Dabei behalten Körper und Geiſt im Menſchen jedes ſeine eigenthümliche Natur.

„Wiewohl der menſchliche Körper dieſe Geſtalt erhielt, und ein himmliſches Gemüth ihm anvertraut iſt, ſo behält doch jeglicher Theil ſeine eigenthümliche Art und Natur bei. Die Seele liebt die Wahrheit, hat Ehrfurcht vor Gott, mit deſſen Weſen ſie verwandt iſt, ſtrebt nach Gerechtigkeit und Unſträflichkeit. Der Körper neigt ſich zu ſeinem Urſprung, zur Erde, zum Fleiſch, und folgt deren Natur. Daher läßt ſich der Menſch mit nichts beſſer vergleichen, als wenn man einen Klumpen Laim in ein helles und reines Bächlein wirft. Augenblicklich wälzt ſich das Bächlein, das zuvor kryſtall helle gefloſſen war, trübe fort, ſo daß ſeine vorige Reinheit nicht mehr zu hoffen iſt, ſo lange jener Laimklumpen darin bleibt. So der Menſch. Ein heller und klarer Fluß, der der Gottheit ſelbſt entquillt, iſt ſeine Seele; daher liebt und ſucht ſie Wahrheit und Recht, ſo daß, wenn man ſie getrennt von der rohen Körpermaſſe betrachtet, wie die Engel ſind, nichts Häßliches, Trübes, Unreines in ihr zu finden iſt. Der Körper aber iſt der Laim aus der Erde genommen; dieſem die Seele beigeſellen, iſt ſo viel als einen Eber in eine klare Quelle tauchen. Was alſo die Seele ihrer Natur nach

klar durchſchauen und ohne Zögern freudig befolgen würde, das ſieht ſie durch die dichte Erdenmaſſe verfinſtert nur dunkel, und durch deren Schwere wie von Fußbanden gehemmt und zurückgezogen, daß ſie je dem Beſten ſo wenig nachzukommen vermag, als Tantalus ſeine Aepfel erreicht.“

(No. 8. c. 4. Bl. 26.)

§. 4.

Daher der immerwährende Kampf beider Naturen.

„Daher jener innerliche Krieg, in welchem ſich Geiſt und Körper wechſelſeitig bekämpfen. So bald jener anfängt die Gottheit betrachten, mit ihr ſich unterreden und über das ſprechen, was beiden gemein iſt, ſchnell zieht ihn das aus Erde gebildete Fleiſch zurück. „Du Thor, ſpricht es, wo geräth'ſt du hin? Die Gottheit iſt nichts, noch viel weniger ſorgt ſie für unſere Angelegenheiten.“ So ſtrebt jeder Theil des Menſchen zu ſeinem Urſprunge zurück. Der Geiſt ſucht Licht, Reinheit, Unſchuld, denn er iſt ſeiner Natur nach Licht, reine Subſtanz und das Rechte liebend, und iſt aus der Gottheit entſprungen. Der Leib neigt ſich zur Trägheit, Unthätigkeit, Stumpfheit, da er ſeiner Natur nach faul und träge, von Vernunft und Verſtand entfremdet, aus Erde beſteht. Daher wird keinem Theil ein ſo glücklicher Sieg, daß der Ueberwundene ſich nicht immer wieder auflehne. Denn wenn der Geiſt die Feſtung behauptet, empört ſich da nicht das Fleiſch, mag es immerhin ſehen, daß ihm der König und Herrſcher auf den Nacken kommt? Wer hat z. B. ſein Vermögen ſo um Gottes willen unter die Armen ausgetheilt, daß nicht zuweilen das Fleiſch geſprochen hätte: So wirſt du berühmt werden, ſo dir einen Namen machen, ſo dir zur Bürgermeiſterwürde, oder zu einer andern Ehrenſtelle den Weg bahnen? Und wiewohl es auch ſolche geben mag, die geſchickt und wachſam genug ſind, den auf ſolchem Wege unvermerkt anſteigenden Feind ſchnell herunterzuſtür-

zen und niederzuwerfen: dennoch legt das Fleiſch ſeine Kühnheit nicht ab, frech ſetzt es ſich zur Gegenwehr und ſucht die glücklichen Anfänge zu ſtören, ganz ähnlich in ſeinem Ungeſtum einem widerſpenſtigen Weibe. Wie ſehr aber auch das Fleiſch ſich der Herrſchaft über den Geiſt bemächtige, ſo daß nun einzig der Bauch ſein Rathgeber iſt, dennoch mahnt das beſſere und gütigere Gemüth immerfort zu ſeiner Zeit, es erinnert und warnt. Es leidet nämlich keinen Zweifel, daß nie ein Säufer Torquatus ſich ſo mit Wein bedeckt; nie ein Heliogabalus ſich ſo mit Leckerbiſſen überfüllt; nie ein Nero ſich ſo ſchaamlos in allen Arten von Wolluſt gewälzt; nie ein Dionyſius oder Phalaris ſo unmenſchlich ſich in Strömen von Blut gebadet; nie ein Hannibal ſo gräulich Städte und Felder, Gegenden, Provinzen und Reiche verwüſtet habe, daß nicht er und jeder ſeines Gleichen, von Wolluſt bisweilen ermüdet, etwa ſo mit ſich ſelbſt geredet habe: „Aber wer biſt du denn? Oder was thu'ſt du hier? Wie wird ſich's mit dir enden? Sind die nicht auch Menſchen? Warum fühl'ſt du jetzt Schmerz? Warum biſt du ſo hinfällig und kraftlos? Was wird herauskommen, wenn Jeder nach frevler Luſt mit dem Andern umzugehen fortfährt?" Nie wird das Gemüth ſo ganz unterdrückt, daß es ſeiner ſelbſt auf immer vergäße; nie wird es durch des Fleiſches Stolz und Tyrannei ſo niedergebeugt, daß es von ſeinem, wenn auch ſpäten Warnen ganz abſtände: So daß im Gegentheil der Geiſt einem milden Vater gleicht, der ſeinen Kindern die größte Treue und Nachſicht beweiſt."

(Nv. 8. c. 4. Bl. 27.)

§. 5.

Dieſe Einrichtung war nothwendig, wenn der Menſch ſeine Stellung zwiſchen Engel und Thier behaupten ſollte.

„Gott hat jeglichem Theil ſeine eigenthümliche Art erhalten und bewahrt, damit der Menſch deſto bewundernswerther

ſey. Denn wenn das Fleiſch ſeine Trägheit oder Widerſpenſtigkeit ablegen würde, ſobald der Geiſt ſich mit ihm vereint; oder der Geiſt bei ſeiner Verbindung mit dem Fleiſche in daſſelbe ausarten würde: ſo wäre der Menſch entweder Engel oder Vieh. Soll alſo der Menſch eine eigene Gattung von Weſen fortwährend ausmachen, ſo muß nothwendig jeder Theil von ihm ſeine Eigenthümlichkeit bewahren. Daher kommt es, daß während wir, nach dem Verlangen unſerer Seele, das göttliche Geſetz annehmen wollen, jenes andere Geſetz, welches in unſern Gliedern d. i. im Fleiſche gegeben iſt, ſich widerſetzt; ſo daß wir dasjenige, was wir nach der tugendhaften Geſinnung der Seele wollen, dennoch wegen der Verkehrtheit des Fleiſches nicht vollbringen. Da aber die Kraft des Geiſtes ſowohl als Leibes nicht ſeine eigene Kraft iſt, ſondern die des gegenwärtigen Gottes, der aller Dinge Weſen, Beſtehen und Kraft iſt, ſo folgt, daß allerdings mit ſeinem Willen und Wiſſen das Fleiſch dem Geiſte widerſetzet, ſo bald der Geiſt dem göttlichen Befehle gehorchen will. Aber ſo ſcheint das Geſetz umſonſt gegeben, da das widerſpenſtige Fleiſch ſich beſtändig gegen daſſelbe ſträubt und nie ſo ganz bezwungen werden kann, daß es ſich nicht mehr dagegen auflehne. Es ſcheint auch ungerecht, daß der Geiſt wegen des Muthwillens des Fleiſches verdammt werde, da ja auch dieſes alles, was es wirkt und thut, aus Gott, durch Gott thut? — Die Beantwortung dieſer ſo ſchwierigen Frage ſoll mit ehrfurchtsvoller Scheu und Gewiſſenhaftigkeit unternommen werden. Da Paulus, dieß auserwählte Werkzeug Gottes, als er ſie tiefer betrachtete, vor Größe des Gegenſtandes ausrief: „O des tiefen Reichthums der Weisheit und Einſicht Gottes!“ wie viel mehr werden denn Geringfügige, ja wir, die wir ſelbſt dieß noch nicht ſind, dieſelbe mit Scheu berühren müſſen! — Da wir aber wiſſen, daß dem Gläubigen nichts unmöglich iſt, und daß die Wahrheit die Gläubigen frei macht; ſo wird auch uns die Wahrheit von der Furcht, nicht aber von der frommen Gewiſſenhaftigkeit entbinden; ſo daß wir die Frage mit Ehrfurcht zu

beantworten den Verſuch wagen. — Jeder Theil des Menſchen behält — wie ſchon geſagt — ſeine eigenthümliche Art bei. Es muß alſo dem Geiſte nicht minder von Oben her das Nöthige zufließen, damit er in ſeinem Leben d. i. in der Erkenntniß Gottes und im Lichte erhalten werde, wie es dem Leibe ebenfalls durch Gottes Kraft gegeben werden muß, damit er ſey, beſtehe und lebe. Damit nun der Menſch Menſch ſey, nicht Thier, ſo muß er von Gott angehaucht werden, wie von Oben herab der reine Thau in die Perlen rinnt. Daraus erhellet, daß das Geſetz oder die Erklärung des göttlichen Willens darum nicht überflüſſig iſt, weil das Fleiſch dieß nicht annimmt, ſondern daß es gerade deſto nothwendiger iſt, daß dem Geiſte Hülfe, vom Fleiſche unbemerkt, zukomme, jemehr daſſelbe ſich dagegen ſträubt. Denn wenn der Geiſt nicht durch dieſe Verſtärkung in den Stand geſetzt würde, die Anfälle des Fleiſches auszuhalten oder abzuweiſen, ſo wäre der Menſch nicht mehr Menſch, ſondern Thier, ob er gleich ſeine äußere Geſtalt nicht verlöre. Denn nimmſt du dem Menſchen die Erkenntniß und die Sorge für göttliche Dinge, ſo werden ihn die Geſchicklichkeit und die Sorge für weltliche Dinge nicht aus der Reihe der Thiere emporheben; denn auch jegliches Thier ſorgt für ſich und die Seinen, um ſich, Körper und Leben zu ſchützen, wie Cicero ſagt. Wenn alſo der Menſch nichts weiter ſieht, ſorgt und hofft, ſo unterſcheidet er ſich durch die Sorge für menſchliche Dinge nicht von den Thieren. Damit alſo der Menſch ein Menſch ſey und nicht ein Thier, ſo muß er nothwendig edlere und beſſere Dinge erkennen und ſuchen. Wenn ihm beides von Oben her eingeflößt iſt, dann erſt iſt er Menſch. Denn dasjenige Weſen, welches weder reiner Engel noch bloßes Thier iſt, muß einen Geiſt und einen Leib haben. Daß aber Gott das Fleiſch nährt und erhält, obgleich es ſich wider den Geiſt auflehnt, geſchieht aus der gleichen Urſache, aus welcher auch der Geiſt von Oben her Einflüſſe empfängt; denn dieß Geſchöpf ſoll dadurch ein wunder-

bares ſeyn, daß es nach Göttlichem ſtrebt, und Körperliches gebraucht.“

(N°. 8. c. 4. Bl. 34.)

§. 6.

Die Frage aber, warum Gott den Menſchen ſo und nicht anders geſchaffen, iſt eine vorwitzige Frage.

„Entſteht aber die Frage, warum denn Gott den Menſchen ſo unglücklich ſchuf, daß er nie zum Frieden mit ſich ſelbſt kommt? ſo antwortet Paulus hierauf: „Steht es dem Töpfer nicht frei aus derſelben Maſſe Gefäſſe verſchiedener Art zu machen?“ Stand es nicht auch Gott frei, Geiſt und Erde mit einander zu verbinden? Den Lain kann der Menſch in verſchiedene Formen dehnen, aber ihnen eine Seele verleihen, und ſie beleben, kann er nicht. Wenn Gott nicht aus einer trägen empfindungsloſen Maſſe ein lebendiges Weſen bilden könnte, ſo lätte er nichts vor jedem andern Künſtler voraus. Nun aber da er aus einem Klumpen Erde nicht nur ein lebendiges, ſondern auch ein verſtändiges und mit göttlichen Dingen ſich beſchäftigendes Weſen ſchafft, jedoch ſo daß Körper und Geiſt ſeine eigenthümliche Natur beibehält, erſcheint es ſich, wie weit er Alle in Kunſt und Entwürfen übertreffe. O der Tiefe alſo der Weisheit und freyen Güte Gottes. O wir Unwiſſende dagegen, wir Unverſtändige und Elende, die wir das noch nicht einmal gelernt haben, daß wenn wir fragen, warum Gott den Menſchen gerade ſo und nicht anders ſchuf? dieß aus Anſtiften des Fleiſches geſchieht, welches nicht nur den Geiſt, dem es zum Gegengewicht und zur Hemmung beygefügt iſt, über ſeine Handlungen und Abſichten zur Rede ſtellt; ſondern von Gott ſelbſt ſeiner Thaten wegen Rechenſchaft zu fordern wagt, mit der Frage: „Warum haſt du mich ſo gemacht?“ Iſt doch kein Sterblicher, der die Quellen irgend einer Kunſt und Wiſſenſchaft ſo erforſcht hätte, daß

ihm alles, was dazu gehört, bekannt wäre. Gibt es doch keinen ſo groben, ſo plumpen und großen ſichtbaren Gegenſtand, von deſſen Einrichtung wir im Einzelnen Rechenſchaft geben könnten. Ungeheuer iſt der Elephant: Du ſiehſt ſeinen Rüſſel und ſeine Zähne, und denkſt über ihren Gebrauch nach; und doch weißt du nicht, warum Gott beide zu jenem Gebrauche gerade ſo und nicht anders gebildet habe. Denn auch der Eber hat zu beiden Seiten hervorſtechende Zähne, auch er hat einen Rüſſel, deſſen er ſich bedient. Gott hätte alſo, ſpricht das Fleiſch, dem Elephanten die Bildung des Ebers geben können. Freylich, antworte ich, aber dann wäre er ein Eber und kein Elephant geworden. Nun aber gefiel Gott eine der Menge angemeſſene Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe, damit ſie auch dem Menſchen gefallen möge. Der Eber ſchlägt ſeine beiden Zähne ohne Unterſchied in jegliche Speiſe: Der Elephant gräbt mit dem einen nur die Wurzeln aus, die er genießt, die Spitze des andern ſpart er unverſehrt zum Kampfe auf. Warum gab ihm Gott dieſe Klugheit und Geſchicklichkeit? (industria) Oder wozu dient es, daß nun nicht nur die Menſchen ſich unter einander mit dem Schwerte erwürgen; ſondern auch die Elephanten einen ſolchen ſcharfen Zahn mit ſich führen, um ſich ſowohl als die Menſchen des Lebens zu berauben? Hier müſſen wir bey dem ſtehen bleiben: So gefiel es demjenigen, der thun kann, was er will, der aber nichts will, als was gut, heilig, recht iſt. So iſt nun der Menſch auf die Weiſe gebildet, welche Gott gefiel, und welche allen gefallen wird, die Vernunft und Verſtand beſitzen. Alles ſteht in ſeiner Ordnung und Reihe; hier der fleckigte Pardel, dort der grimmige Tiger, hier der hülfeſchaffende Stier, dort das kluge Pferd; hier ſchwebt der räuberiſche Adler, dort der ſcharfwitternde Geyer; hier ſingt die muntere Nachtigall, dort die lauttönende Amſel; hier ſchifft der einäugigte Thunfiſch, dort tanzt der fröhliche Delphin; hier klafft die unbeholfene Muſchel, dort kauert die Schaar der Polypen, die das Fleiſch derſelben künſt=

lich verzehren. Doch wer könnte die ſämmtlichen Arten aufzählen, da täglich neue hervorgehen, die bis jetzt noch nie geſehen, oder wenigſtens in Vergeſſenheit gekommen ſind, ſo daß der Menſch von Erſchaffung der Welt an nicht im Stande geweſen wäre, mit allen bekannt zu werden. Nun ſteht der Menſch am Schluſſe von Allen, als der erſte, und ihre Krone. Mit den unſterblichen Weſen hat er Vernunft und Geiſt, mit den ſterblichen Körper und Leben gemein. So wollte ihn Gott ſchaffen, und genug, daß er's ſo wollte!"

(N°. 8. c. 4. Bl. 28. 29)

§. 7.

Der Menſch iſt das Ebenbild Gottes durch ſeine Begierde nach Gott und der Seligkeit.

„Da der allmächtige Gott im Anfang der Geſchöpfe ſich vornahm, die wunderbarliche Kreatur, den Menſchen, zu machen, erwog er ſich mit dieſen Worten: Laſſet uns machen den Menſchen nach unſerer Bildnuß und Gleichnuß, der ſey über die Fiſche des Meeres, Vögel der Luft, und Vieh und alles Erdreich, und alles was auf dem Erdboden kriecht. Und hat Gott den Menſchen geſchaffen nach ſeiner Bildnuß; er hat ihn geſchaffen nach der Bildnuß Gottes. — Hier iſt aber anzuſehen, ob wir mögen erfinden, nach welcher Natur wir ein Bildnuß Gottes ſeyen, ob nach dem Leibe, oder ob nach der Seele? So wir nun ein Bildnuß Gottes wären nach dem Leibe, müßte je Gott auch einen Leib aus Gliedern zuſammengeſetzt haben, nach dem wir gemacht wären, und ſo wir das nachließen [zugäben], würde folgen, daß Gott ein zuſammengeſetzt Ding wäre, und daß er wiederum möchte entfügt [in Theile zertrennt] werden; das alles ganz und gar wider die Veſte des göttlichen Weſens iſt, dazu unchriſtlich, irrſälig, und gotteslaſterlich. Denn als im Evangelio Joh. 1. ſteht: „Gott hat nie Niemand geſehen." So nun Gott Niemand jemal geſehen hat, wie dürfte denn jemand ſagen, daß er ſo oder ſo geſtaltet wäre, wie der irrige Melitus fre-

fentlich hat reden dürfen, und die Anthropomorphiten, daß Gott habe eine menſchliche Geſtalt, darin ohne Zweifel ſich ſelbſt verführend, daß in der Schrift Gott werden Augen, Ohren, Mund, Angeſicht, Hände und Füſſe zugeſchrieben; durch welche Glieder aber die Schrift nichts anders will, als die Wirkungen Gottes andeuten, die wir ja am allerklarſten verſtehen, ſo wir von ihnen reden dergeſtalt, wie ſie ihren Gebrauch bei den Menſchen haben. Mit den Augen ſehen wir, alſo legt die Schrift Gott Augen bei, ſo ſie ſein unbetrogenes Wiſſen und Anſehen aller Dinge will andeuten. Ohren legt ſie ihm bei, daß er alles ſo wir bitten oder läſtern, oder hinter ihm rathſchlagen, hört und vernimmt mit ſeiner Allgegenwärtigkeit. Mund, darum daß er ſeinen Willen uns mit ſeinem Wort offenbar macht. Angeſicht, damit ſie andeute ſein Zuwenden und Abwenden der Gnaden. Hände, damit ſie ſeine Vollmächtigkeit; Füſſe, damit ſie ſeine Eile und Schnelligkeit die Unguten zu erreichen andeute."

„Alſo wird übrig bleiben, daß wir nach dem Gemüth oder nach der Seele ſind gebildet auf den Schlag [nach der Art] Gottes. Wie aber die Bildnuß ſey, iſt uns nicht zu wiſſen, als ſchlechtlich [einfach] daß die Seele die Subſtanz iſt, in welche die Bildnuß Gottes fürnämlich eingedrückt iſt. Wiewohl Auguſtinus und die alten Lehrer ſagen wollen, daß die drei Dinge, Verſtand, Wille und Gedächtniß, die, unter ſich ſelbſt verſchieden, doch Eine Seele ſind, ein Bildniß des einigen Gottes nach dem Weſen und dreyen an Perſonen ſeyen. Da wir aber Gott an ihm ſelbſt nach ſeiner Geſtalt nie geſehen haben, ſo mögen wir je nicht wiſſen, wie unſere Seele ihm gleich ſey der Subſtanz und ihres Weſens halben, denn die Seele ſich ſelbſt nach Subſtanz und Weſen gar nicht erkennt. Und wird alſo zum letzten ausgeſetzt [es ergibt ſich am Ende] daß die Wirkungen oder Kräfte der Seele, Wille, Verſtand und Gedächtniß nichts anders ſind dann Zeichen der weſentlichen Bildnuß, die wir erſt werden ſehen, wann wir Gott an ihm ſelbſt, und uns in ihm, recht erſehen werden. 1. Cor. 13. 1 Joh. 3. — Nun empfinden wir, daß die Bildnuß

Gottes in uns iſt, durch andere Dinge viel eigentlicher als durch die drei, Verſtand, Wille und Gedächtniß; darum ich die Meinung Auguſtini zwar nicht verwerfe, ich meine aber, daß noch mehr Stücke ſeyen, womit man der Bildnuß Gottes in uns inne werde, als die er für die vornehmſten hält. Dieſe Stücke ſind Aufſehen auf ihn und ſein Wort. Das ſind gewiſſe Stücke, daß etwas Freundſchaft [Verwandtſchaft], Gleichniß und Bildung Gottes in uns iſt. Denn ſo wir den Menſchen mit den Pflanzen und Bäumen vergleichen, finden wir, daß die Pflanzen auf den Menſchen gar keine Acht haben, noch auf ſeine Worte; kommt daher, daß ſie ſo fern von der Natur des Menſchen ſind, daß ſie gar keine Freundſchaft, Theilſame noch Gemeinſchaft haben mit den Menſchen. Aber die unvernünftigen Thiere achten der Menſchen, wiewohl wenig, doch etwas, darum daß ſie des Leibes und Lebens halben etwas näher ſind der Menſchen Natur. Alſo auch der Menſch, der nicht allein das mit Gott gemein hat, daß er vernünftig iſt, ſondern auch, daß er ſein Aufſehen hat auf Gott und ſein Wort, zeigt damit klar an, daß er nach ſeiner Natur etwas näher Gott anerboren, ihm etwas mehr nachartet, etwas Zug zu ihm hat, welches alles ohne Zweifel allein daher fließt, daß er nach der Bildnuß Gottes geſchaffen iſt. Dieſe Meinung zeigt der h. Paulus Act. 17. „Wir ſind ſeines Geſchlechts.“ Und bald hernach: „Sintemal wir nun ſeines Geſchlechts ſind ꝛc.“ Dieſe und andere Zeugniſſe Chriſti, Pauli und Petri, die wir hernach anführen wollen, ſammt dem Worte Gottes, das am Anfang iſt vorgetragen werden, thun uns hier genug zu ermeſſen, daß die Begierde nach Gott, die ein jeder Menſch in ſich empfindet, uns anerboren iſt, darum daß wir nach Gottes Bildnuß geſchaffen und ſeiner Art und Geſchlechtes ſind. Aus dieſem Grund kommt es, daß wir wiederum zu Gott begehren, und ſeinem Wort ob allen Dingen Glauben geben. Denn wir ſehen ja, daß alle Menſchen begierig ſind, nach dieſem Elende ewige Freude zu beſitzen; ſo uns aber dieſe Begierde nicht anerboren

wäre, hätten wir nicht mehr Sorge darnach, als ein anderes Vieh oder Pflanze.“

„Daß aber ein Sardanapal, Nero, Heliogabalus und andere Schweine im Verdachte ſind, ſie hätten keine Sorge noch Begierde der Seligkeit, da ſie nicht glauben, daß Seligkeit ſey nach dieſer Zeit, iſt ungegründet. Denn wahrlich, iſt ihnen ſchon nicht Noth nach der Seligkeit, ſo haben ſie doch Furcht des ewigen Leides. Denn je des Menſchen Gemüth iſt fürſichtig auf ewige Freud, und furchtſam des ewigen Leides, und begehrt zu kommen in ſeinen Urſprung, wie alle andern Dinge, wie Salomon anzeigt, Pred. 1. — Darum ſo ſie nach der Seligkeit keine Arbeit haben, ſo iſt gewiß, daß ſolches aus Verzweiflung geſchieht und Vertiefung des Fleiſches und viehiſcher Anfechtung, in denen ſie ſo trunken worden ſind, daß ſie nichts von ihnen ſelbſt wiſſen. Denn der viehiſche Menſch iſt nicht fähig der Dinge, die des Geiſtes ſind. 1. Cor. 2. Alſo ſehen wir an ihren Thaten wohl, daß ſie die Furcht der Verdammnuß wohl haben, ob ſie ſchon Hoffnung der Seligkeit gar nicht haben, denn ſie gräulich wüthen, ſchnöd leben, unverſchämt, muthwillig, frefentlich verfolgen, an ſich reißen alles, was ſie rauben, ſtehlen, ziehen und tragen mögen, welches alles Zeichen ſind der Gottloſigkeit, der Verzweiflung; und doch haben ſie die Verdammnuß gegenwärtig in ihren Herzen, wegen welcher ſie allen andern Menſchen Ruhe und Frieden und Troſt der Seligkeit mißgönnen, auch hiemit verachten alle Warnung, alles, ſo ſie von ihrem Irrthum abziehen und zu Troſt bringen könnte. — Alſo daß ohne Zweifel der gerechte Richter, Gott, nachdem ſie nichts darauf halten, daß ſie Gott erkennen, und ihre hungernden Seelen mit der ſüßen Hoffnung in Gott nicht ſpeiſen, ihr Herz mit Jammer, Furcht und Schrecken der ewigen Pein erfüllt, daß, nachdem ſie das ewige Leben hier nicht mit ruhiger Hoffnung wollen anheben, ſie die ewige Kümmernuß hier anheben empfinden, und dort ewiglich vollſtrecken; haben ſie alſo nicht Sorge der ewigen

Seligkeit, haben ſie doch Sorge des ewigen Elendes. Und ſo ſey es uns hier genug, daß ſie in ihnen ſelbſt Sorge der Ewigkeit empfinden, es ſey Sorge der ewigen Verdammnuß, oder Sorge zu ewiger Seligkeit.“

„So ſind wir jetzt berichtet, daß die Begierde der Seligkeit uns von Natur anliegt, nicht von Natur des Fleiſches oder der Anfechtungen, ſondern von der Bildnuß her, die uns der Werkmeiſter Gott, eingedrückt hat. Denn wahrlich, der Geiſt des Lebens, den Gott in das Angeſicht Adams geblaſen oder geathmet hat, iſt nicht ein ſo kraftloſer und blöder Athem geweſen, wie eines Menſchen Athem. Geneſ. 2. ſteht alſo: „Und der Herr Gott hat den Menſchen geſtaltet aus dem Staub der Erde, und hat in ſein Angeſicht geathmet den Athem oder Luft des Lebens.“ Dieſer Athem des Lebens, vom ewigen Gott dem Adam eingehaucht, hat ihm ohne Zweifel die Begierde nicht nur des leiblichen, ſondern ewigen Lebens eingegeben und anerboren, daß er allweg nach demjenigen ſeufze, der ihm zuerſt das Leben und Athem eingehaucht hat. Denn, ſind alle Kräfte der Himmel (wie im 33. Pſalm ſteht) mit dem Athem des Mundes Gottes geſeſtnet, wie viel mehr iſt mit dem Einhauchen des leblichen [belebenden] Athems, eine unabgängliche Begierde des Lebens dem Adam auch eingehaucht! Und verſtehe allweg durch den Athem, Luft rc. den Geiſt Gottes, der darum in der Schrift ein Athem und dergleichen genennt wird, daß wie wir mit Anſichziehen der Luft leben, alſo der Geiſt, Gottes das wahre Leben iſt, in dem alle Dinge leben, und von dem ſie das Leben haben.“

(No. 9. S. 4 — 12.)

§. 8.

Dieß beſtätigt auch die heilige Schrift.

„Doch ſey dieß unſer fleißig Ermeſſen der Schrift nichts, wo wir nicht alle dieſe Meinungen von der Bildnuß Gottes in uns auch mit wahrer Schrift bewähren. Paulus ſchreibt den Co-

loſſern Cap. 3. „Ziehet aus den alten Menſchen mit ſeinen Werken, und leget an den neuen, der erneuert wird in Erkenntniß nach der Bildnuß ſeines Schöpfers.“ Der alte Menſch iſt, der nach Adams Art und Natur preſthaft ſich läßt von den Anfechtungen führen und meiſtern, das ihm aber geſchieht aus Stärke des Fleiſches. Wer aber der neue ſey, lehren die Worte Pauli ſelbſt, nämlich der, ſo von den wüſten Anfechtungen des Fleiſches entſchüttet, je mehr und mehr zunimmt in der Erkenntniß Gottes, welches die Bildnuß des Schöpfers je mehr und mehr herfürbringt, ſäubert und klar macht; oder — wie eigentlich die griechiſche Sprache lautet — welcher neue Menſch aus dem Grunde, weil er ein Bildnuß Gottes iſt, je mehr und mehr arbeitet in Erkenntniß zu kommen, nämlich deſſen, der ihn erſchaffen, und ihm ſein Bildnuß eingedrückt hat; damit er neu gemacht werde. Denn der alte Menſch oder Adam verdeckt und verfinſtert den neuen Menſchen, welcher nicht darum der neue genannt wird, daß er minder alten Herkommens ſey; ſondern daß er allweg ſchön iſt, unbefleckt von den ſchädlichen Preſten des Leibes, auch daß er die Ewigkeit zu beſitzen geordnet iſt, in der man nicht altert, nicht preſthaft wird. — Hiermit meinen wir genugſam herfür gebracht, daß wir ein Bildnuß Gottes ſind, und daß dieſelbe Bildnuß in uns dazu erboren iſt, daß ſie zunächſt ihrem Bildner und Schöpfer zugefügt [mit ihm vereinigt] werde; und wo der alte Menſch, d. i. der nicht nur altert, ſondern ganz abgeht und fault, nicht ſo ſtark wäre mit ſeinen Anfechtungen, ſo würde der innere oder der neue Menſch viel trefflicher nach Gott ringen, und viel göttlicher leben; ſonſt vermag er kaum zu etwas Zeiten ſo viel über uns, daß wir nach dem ſinnen und arbeiten, nach deſſen Bildniß wir geſchaffen ſind. Und geſchieht dieß allermeiſt, wenn der Leib am kränkſten iſt, wie Paulus redet 2 Cor. 7. „Wenn ich krank bin, ſo bin ich ſtark.“ Darum freut ſich Paulus, wenn der alte oder auswendige Menſch geniedert oder zerbrochen wird, damit der innere ſeine Geſtalt wiederum gewinne.

2 Cor. 4. „Obſchon unſer auswendiger Menſch zerbrochen wird, ſo wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.“ Sehet, was man erneuert, das muß ja vormals geſchaffen, gemacht, oder erbaut ſeyn, und demnach, ſo es abgegangen oder preſthaft worden iſt, wiederum zu ſeiner urſprünglichen Erſte gebracht werden: Darin wir abermals die erſte Schöpfung der Bildnuß Gottes finden.“

(No. 9. S. 13 u. 14.)

§. 9.

Die Seele des Menſchen iſt unſterblich.

Dafür ſpricht: a) die Natureinrichtung, daß überall nur die Form wechſelt, das Weſen bleibt.

„Denke dir Erde, Pflanze, Thier, bis zum Menſchen hinauf, nach ſeinem Weſen und Seyn überhaupt, nicht nach ſeiner beſondern, eigenthümlichen Art des Seyns (definitivam substantiam), auch nicht nach ſeiner äußern Erſcheinung, ſondern betrachte, wie geſagt, einzig ſein Weſen und Beſtehen an ſich, ſo wirſt du ſehen, daß jedes dieſer Dinge immer iſt. Haucht z. B. das Thier ſeinen Lebensathem aus: ſo kehrt dieſer ja augenblicklich in Luft zurück, und es giebt das ihm Geliehene gleichſam zurück. Der abgelegte Körper hört nun freilich auf Thier zu ſeyn, aber er hört nicht überhaupt auf zu ſeyn; denn der Leib, den es der Erde wieder giebt, bleibt bei und mit der Erde, oder vielmehr iſt Erde, ſo lange bis aus ihr eine andere Geſtalt erzeugt wird, die, nachdem auch ſie ihre Geſtalt verloren, wieder in Erde zerfällt, und abermals etwas Neues entſteht, und dieß ſo lange, als die gegenwärtige eigenthümliche Beſchaffenheit unſerer Erde bleibt. Auch ſie, nachdem ſie einmal ihr Seyn erhalten, wird es nimmer verlieren. Denn wenn ſie auch einſt eine andere Geſtalt annehmen ſollte, wird ſie doch nie aufhören zu ſeyn. Mit Unrecht wird alſo, meiner Meinung nach, die Palingeneſie

(Wiedergeburt) der Pythagoräer verſpottet, die ſie doch als nothwendig anerkennen mußten, weil ſie ſahen, daß Alles, was ein Seyn hat, aus dem iſt und beſteht, was iſt, folglich immer etwas ſeyn muß. Die Uebrigen aber, die entweder verkehrt philoſophirten, oder ſich den Schein geben wollten, etwas Neues vorzubringen, indem ſie die Meinung der Pythagoräer abſichtlich verdreheten, gaben dieſelben hämiſch dem Geſpötte preis, als hätten ſie behauptet, die Geſtalt ſelbſt bleibe, und gehe dann zuweilen plötzlich in eine andere über. Daher jener ſcherzhafte Einfall, Pythagoras ſey Ephorbus, ſey ein Hahn, ſey anders mehr geweſen. Es iſt aber gar nicht wahrſcheinlich, daß er ſelbſt dieß geſagt, ſondern eher, daß es ihm von Ruchloſen aus Schikane aufgebürdet worden. Eben ſo iſt's mit der Seelenwanderung (Metempſychoſe), welche die Pythagoräer nicht in dem Sinne lehrten, als wäre der Geiſt des Ephorbus in die Seele eines Hahns übergegangen; denn ſo hätte ſich Geſtalt in Geſtalt verwandelt: ſondern die Materie, welche vor Zeiten den Geiſt des Ephorbus beherrſcht hatte, konnte, nachdem ſie wieder in Erde ſich aufgelöſt und nicht mehr die vorige Geſtalt war, in der Folge zur Bildung und Belebung eines Hahns den Stoff liefern, obgleich in einer andern Geſtalt, ſowohl in Hinſicht auf Körper als Seele. Das iſt wahre Metempſychoſe d. h. Umtauſch, aber nicht Umwandlung der Seele; ein Aufeinanderfolgen, nicht ein Fortdauern eben deſſelben Weſens. Denn das Weſen, welches einſt Ephorbus war, hatte einen Geiſt mit Verſtand, Vernunft und Gedächtniß begabt, und einen Leib nach menſchlicher Bildung. Nachdem nun dieſer Leib in der Erde ſich aufgelöſt hatte, ging, nach vielen Veränderungen, aus ihm eine neue Körpergeſtalt, nämlich die eines Hahn's, hervor. Darin beſteht die Palingeneſie. Dieſe Geſtalt nahm jetzt die Hahnenſeele in ſich auf, nicht aber den Geiſt des Ephorbus, mit welchem er ſo muthig vor Troja geſtritten hatte. Darin beſteht die Metempſychoſe, d. i. Wechſel und Folge der Seelen, nicht aber Umwandlung,

oder Uebergang derſelben beſondern Erſcheinung (species) in eine andere. — Daraus läßt ſich nun auf die Unſterblichkeit der Seele ſchließen. Denn hören die Dinge, nachdem ſie einmal angefangen haben zu ſeyn, nimmermehr auf, wie ſollte denn die menſchliche Seele, die ein ſo lebenreiches, unermüdet thätiges Weſen iſt, das mit Recht, nach ſeinem Urheber, eine ſelbſtſtändige, wirkende Kraft (Entelecheia) genannt wird, vergehen, da nicht einmal eine Kröte oder ein Schwein im Tode gänzlich aufhört zu ſeyn."

(N°. 8. c. 3. Bl. 13—15.)

§. 10.

b) das Weſen und die Wirkungen der menſchlichen Seele.

„Körper und Geiſt ſind einander entgegengeſetzt. Körper heißt, was mit den Sinnen erfaßt werden kann; Geiſt hingegen, was nicht in die Sinne fällt. Der Körper hat immer etwas, das ihn in Bewegung ſetzt; er wird es aber nur durch den Geiſt. Der Geiſt hingegen iſt wachbar und wirkſam, und hört nie auf thätig zu ſeyn, wie wir es auch beym Feuer wahrnehmen, dem edelſten der Elemente, das mit dem Geiſte vorzügliche Aehnlichkeit hat. Nur iſt die Seele noch viel beweglicher, ſie iſt unaufhörlich geſchäftig, auch wann der Körper ſchläft, und ſo lange ſie im Körper, wie in einem Gefängniſſe, eingeſchloſſen iſt. Um ſo viel mehr alſo kann ſie dann weder ſterben noch ſchlafen, wann ſie den Körper ausgezogen hat. Ein Feuer aus grünem und dichtem Holze leuchtet nicht ſo helle, wie das aus dürrem und leichtem Holze. Eben ſo iſt die Seele, wann ſie von dem ſchwerfälligen Körper entfeſſelt iſt, noch viel thätiger und ſchneller."

(Matth. 22, 25.)

„Der Geiſt überhaupt iſt ein ſo lebenvolles Weſen, daß er nicht nur ſelbſt lebt, ſondern, wo er immer ſich aufhält, auch ſeine Wohnung belebt. So wie der menſchliche Geiſt in

den Leib einzieht, ſo lebt dieſer augenblicklich, wächſt, bewegt ſich und übt die übrigen Verrichtungen des Lebens aus. Wie wäre es denn möglich, daß der Geiſt, vom Körper entbunden, unthätig ſeyn oder ſchlafen ſollte? — Die ſichtbaren Dinge ſind in der Welt von der göttlichen Vorſehung in einer ſolchen Ordnung hingeſetzt, daß das menſchliche Gemüth von ihnen zur Erkenntniß der unſichtbaren Dinge hinaufſteigen kann. Feuer und Luft nehmen unter den Elementen die Stelle ein, welche die Seelen unter den Körpern einnehmen. Wie die Luft durch den ganzen Weltkörper vorhanden iſt: ſo durchdringt die Seele den ganzen menſchlichen Leib. Wie das Feuer nirgends iſt, ohne ſich daſelbſt wirkſam zu zeigen: ſo wirkt auch der Geiſt überall. Dieß ſehen wir auch aus dem Schlafe. Denn wir träumen, und erinnern uns der Träume. Der Schlaf iſt alſo eine Verrichtung des Körpers, nicht der Seele. Denn die Seele erfriſcht unterdeſſen den Leib, ſtärkt ihn und erſetzt das Abgegangene: ſo daß ſie niemals aufhört thätig zu ſeyn, zu wirken, zu bewegen, ſo lange ſie im Körper iſt. Wie alſo das Feuer nie ohne Licht iſt: ſo altert auch die Seele nie ſo, daß ſie in Unthätigkeit, Verfinſterung gerathe, untergehe oder ſchlafe. Denn immer lebt ſie, iſt wach und kräftig.“

(No. 7. c. 4. Bl. 25.)

§. 11.

c) die Würde und Beſtimmung des Menſchen.

„Die Welt iſt nicht dazu geſchaffen worden, daß Niemand ihrer genieße. Wem iſt aber ihre Nutznießung anvertraut worden? Dem Menſchen. Wäre er nun nie in die Welt gekommen, wäre dann nicht ein ſo großes Werk ganz umſonſt? Wer würde ſo viele Dinge aufwärts, abwärts ſchaffen durch Bauen, Niederreißen, Schneiden, Pflanzen? Der Menſch iſt alſo von der Vorſehung dazu geordnet und beſtimmt, daß er auf dieſer Welt eine Zeit lang verweile, gerade wie ein Apfel

an einem Baume, und wie man dieſe, wann ſie zeitig geworden, ſammelt und aufbehält: eben ſo auch er, nach der Hitze dieſer Welt, in dem himmliſchen Vorrathshauſe aufbewahrt werde.“

(No. 8. c. 7. Bl. 79.)

„Alle Menſchen auf der ganzen Erde, auch diejenigen, welche vom Geiſte Gottes und wahrer Gotteserkenntniß nicht erleuchtet ſind, richten ihre Gedanken auf himmliſche und zukünftige Dinge, und legen damit zu Tage, daß ſie zu etwas Erhabenem und Dauerndem, und zu einem andern und höhern Leben, als das gegenwärtige, beſtimmt und geſchaffen ſind. Oder wer iſt, der nicht ein Verlangen nach einem glücklichen und ſeligen Zuſtande in ſich fühlt? Selbſt der grauſamſte Mörder, der gottloſeſte Frevler — wird nicht zuweilen der Gedanke in ihm aufſteigen: „Ach! wenn doch keine Hölle, kein Leben nach dem Tode wäre!“ Und warum dieß? Er fürchtet ſich vor der zukünftigen Strafe und der wohl verdienten Pein, die er nach dem Tode auf ihn warten ſieht, und wozu ihn ſein eigenes Gewiſſen verurtheilt. Es liegt alſo am Tage, daß alle Menſchen insgeſammt ſich mit dem Gedanken an einen künftigen Zuſtand beſchäftigen, es mag nun der Himmel oder die Hölle ſeyn. Wollen wir aber nur vom Denken irdiſcher Dinge reden, ſo finden wir, daß einzig der Menſch es iſt, der die unvernünftigen Thiere durch ſeine Vernunft weit übertrifft, und durch die Würde ſeines Geiſtes ſich auszeichnet. Denn er iſt unter den Geſchöpfen nach dem Bilde Gottes geſchaffen, und ſo zu ſagen, mit einer göttlichen Natur von Gott begabt worden. Wozu ſollten aber ſo ausgezeichnete Gaben dem Menſchen geſchenkt worden ſeyn, wenn ſie mit dieſem ſterblichen Leben zugleich ihr Ende erreichten? Nein, wenn ſie ſich nicht auf ein künftiges Leben hinaus erſtrecken würden, ſo wäre es dem Menſchen beſſer geweſen, dem Laſtvieh ähnlich zu ſeyn, da er auch ohne Vernunft eben ſo gut hier hätte leben können. Dieß iſt alſo ein kräftiger und ſicherer Beweis, daß dem Menſchen ein vernünftiger Geiſt dazu eingepflanzt worden, damit er ſo

ein Siegel für die Zukunft hätte, und ein Pfand für ein anderes und ewiges Leben, möge es nun für ihn ein freudenvolles oder ein elendes werden."

(Luk. 2, 11.)

„Wäre der Menſch nicht dazu geſchaffen, daß er Gott genieße, ſo wäre es überflüſſig für ihn, Kenntniß von Gott zu haben. Denn dann hätte der Menſch mit dem Thiere Ein Ziel, Eine Beſtimmung. Er hätte ja von der Erkenntniß Gottes keinen Nutzen, wenn er nicht nach dieſem Leben noch leben und Gottes genießen würde, als daß er gelebt hätte, was auch dem Thiere zu Theil wird. Da aber Gott ſich uns darſtellt und ſich uns näher zu erkennen gibt: ſo geſchieht dieß nicht zwecklos, ſondern dazu, daß wir ihn beſitzen, und ihn, mit welchem wir hier in Verbindung getreten, einſt ganz erlangen."

„Wozu wäre der Menſch mit einem Geiſte begabt? Wozu hätte er Verſtand und Kenntniß des Wahren, Rechten und Heiligen? Wären wir beſtimmt, nach Art des Vieh's zu leben und zu ſterben: ſo hätten wir weder Verſtand noch ein Streben nach Recht und Güte. Da wir aber dieß beſitzen, ſo iſt auch ein Zweck und Ziel vorhanden, um deſſen willen wir ſo geſchaffen ſind. Und dieſes Ziel iſt nothwendig edler, als Alles, was in dieſer Welt iſt. Es iſt das höchſte Gut, der höchſte Verſtand, die höchſte Kraft; denn wo es das nicht wäre, könnte es auch das menſchliche Gemüth nicht beruhigen und ſättigen."

(N°. 8. c. 4. Bl. 33. c. 7. Bl. 79.)

§. 12.

Ob der Menſch einen freien Willen habe?

„Die Gottheit iſt das höchſte Gut. Was iſt, iſt aus ihr, und ſo gewiß es aus ihr iſt, ſo gewiß bedarf es ihrer Kraft zum Seyn und Beſtehen. Gott hingegen hat Niemandes Hülfe nöthig; er beſteht durch eigene Kraft, er freut ſich, daß Alles, was iſt, aus ſeiner eigenthümlichen, weſentlichen Güte Genuß

ſchöpft; Er will Allen wohl, ſorgt für Alle, iſt das Licht aller verſtändigen Weſen, ja die einzige Quelle alles Verſtandes. Alles alſo, was wir leben, denken, wirken ſehen, das lebt, denkt, wirkt in Ihm. Wie könnten wir uns daher etwas zuſchreiben, da wir nicht einmal ſind, geſchweige leben oder wirken, ohne Ihn? Da alſo aus eigener Kraft nichts iſt noch beſteht, nichts lebt noch wirkt, nichts denkt noch überlegt, ſondern alles dieſes die gegenwärtige Kraft der Gottheit thut, wie könnte denn der menſchliche Rathſchlag frei ſeyn? Seyn und Leben iſt unſtreitig früher als die Fähigkeit zu denken, und das wirkliche Denken. Und da ſchon die heidniſchen Dichter geſtehen, daß jenes erſtere einzig von der Gottheit abhange, was iſt denn die Urſache, daß die Verehrer der wahren Religion ſich nicht dahin erheben, daß ſie einſehen, alles und jedes Thun und Wirken aller Fähigkeiten und Vermögen ſtamme aus eben der Quelle her, von welcher das Geſammte herfließt. Daß aber die H. Schrift noch unſern Werken Lohn verheißt, darf uns nicht irre machen, da wir bereits gehört haben, daß die göttliche Güte dort ſich nach menſchlicher Gewohnheit richtet, und ſo dem Werkzeuge zuſchreibt, was eigentlich des Urhebers und Künſtlers iſt. So wird die Sündenvergebung den Apoſteln, welche ſie nur verkündigten, zugeſchrieben, da doch Gott allein es iſt, der nicht nur die Sünden vergibt, ſondern auch durch ſeinen Geiſt das Gewiſſen der erlangten Vergebung verſichert. Da alſo die Schrift den Apoſteln die Verzeihung der Sünden und die Gabe Wunder zu thun beilegt, was doch einzig Wirkung der göttlichen Kraft ſeyn kann: ſo iſt es ſich nicht zu verwundern, wenn ſie den guten Werken gleichſam einen Lohn verheißt, was doch nur Gottes Majeſtät und Glanz iſt, weil er ſelbſt nicht allein zur Thätigkeit antreibt, ſondern auch das Leben nicht nur gibt, ſondern erhält. Damit das menſchliche Gemüth ſich deſto ſtärker erweckt fühle, ihn zu lieben, macht er uns ſo zu Theilhabern und Erben ſeiner Güter, daß er uns nicht nur bereichert, ſondern ſogar noch ehrt, indem er das unſern guten

Werken zuſichert, was er uns aus freier Güte ſchenkt. Man kann alſo, der Sache nach, nicht von einem freien Rathſchlage oder vom Verdienſt reden, obſchon ſich die Namen hievon unläugbar in der H. Schrift finden, aber wahrhaftig nur als Namen von Dingen, die Gott allein zugehören, ja als freundliche und vertrauliche Anbequemungen (accommodationes) und gleichſam Leihgeſchenke, uns hauptſächlich darum ertheilt, weil Alles ihm gehört, Alles auf ihn zurückgeht (denn nichts kann ihm ab Handen gehen), und weil die Gläubigen aus dieſer Mittheilung von ſeiner Seite, mehr die Güte Gottes, als ihre eigene erkennen lernen.“

(N°. 8. c. 6. Bl. 47 u. 56.)

§. 13.

Alles Thun des Menſchen — auch das böſe — iſt Gottes Werk; dennoch ſündigt der Menſch, nicht Gott.

„Da ein Geſetz dem Menſchen gegeben iſt, ſo ſündigt er immer, wenn er wider das Geſetz handelt, obſchon er weder iſt, noch lebt, noch wirkt anders als in Gott, aus Gott und durch Gott. Was aber Gott durch den Menſchen wirkt, das wird dem Menſchen zur Sünde, nicht aber Gott. Denn jener iſt unter dem Geſetze, Gott aber frei; ja er iſt des Geſetzes Geiſt und Sinn. Wiefern alſo Gott etwas thut, iſt es nicht Sünde, weil es nicht gegen das Geſetz iſt. Denn ihm, als dem Gerechten, iſt kein Geſetz gegeben; denn Paulus ſagt ja auch, für den Gerechten ſey das Geſetz nicht gegeben. Eine und dieſelbe Uebelthat, z. B. Ehebruch oder Mord, iſt, ſoweit Gott als Urheber, Beweger, Antreiber daran Theil hat, ein bloßes Werk und kein Verbrechen; in wiefern aber der Menſch an ihr Antheil hat, iſt ſie ein Verbrechen, eine Laſterthat. Denn das Geſetz bindet Gott nicht; aber den Menſchen verurtheilt es. Denn was Gott thut, das thut er frei, fern von allem ſchädlichen Affekte, folglich ohne Sünde. Wenn alſo Gott einen

Menſchen tödtet, ſey es durch einen Straßenräuber oder durch einen beſtochenen Richter: ſo ſündigt er eben ſo wenig, als wenn er einen Wolf durch einen Wolf, oder einen Elephanten durch eine Schlange tödtet. Denn Alles iſt ſein, und er ſelbſt hegt keine Leidenſchaft gegen irgend ein Weſen. Daher ſteht er auch nicht unter dem Geſetze, weil derjenige das Geſetz nicht nöthig hat, welcher von keiner Leidenſchaft bewegt werden kann. Der Menſch aber ſündigt; denn er bedarf, weil er der Leidenſchaft folgt, eines Geſetzes, und übertritt er daſſelbe, ſo fällt er der Strafe anheim. Dieſelbe That alſo, von welcher Gott Urheber und Antrieb iſt, iſt für ihn ehrenvoll, für den Menſchen aber Verbrechen und böſe. Mit Recht werden daher die Schuldigen geſtraft, ſey es hier von dem Richter, oder dort vom König aller Könige, und dem Herrn aller Herren. Denn ſie ſündigten gegen das Geſetz, freilich nicht als Urheber, aber als Werkzeuge, deren ſich Gott weit freier noch nach ſeinem Willen bedienen kann, als es dem Hausvater freiſteht, das Waſſer entweder zu trinken, oder auf den Boden auszugießen. Und wenn Gott das vollbringende Werkzeug zu einer That bewegt, die dieſem zur Sünde gereicht: ſo gereicht es doch ihm nicht zur Sünde, da er es frei bewegt. Er thut auch dem Werkzeuge kein Unrecht, da Alles weit mehr noch ſein iſt, als die Werkzeuge dem Meiſter gehören, der ihnen nicht Unrecht thut, wenn er jetzt die Feile in einen Hammer verwandelt, und umgekehrt, den Hammer wieder zur Feile macht. Er bewegt alſo den Mörder zum Morde ſelbſt des Unſchuldigen und zum Tode Unbereiteten; denn alle Haare unſers Hauptes ſind von ihm gezählt, wie viel mehr denn unſere Seelen! Hier ſoll Niemand ſagen: Warum tödtete er den gerechten und unſchuldigen Menſchen durch einen Mörder? Denn er hat ihn nicht getödtet, ſondern lebendig gemacht, da er ihn von hier in die Wohnung der Seligen verſetzte. Dem Menſchen iſt einmal geſetzt zu ſterben, er hat ihn alſo jetzt gerufen, da es ihm gut geſchienen hat. Auch ſage Niemand: Der Mörder iſt alſo unſchuldig, da er

aus Antrieb Gottes mordete. Denn er hat wider das Geſetz geſündigt. Aber, ſprichſt du, er ward gezwungen zu ſündigen. Ich gebe es zu, er ward gezwungen, aber nur dazu, damit der eine in den Himmel verſetzt, der andre an's Kreuz geſchlagen werde."

(No. 8. c. 6. Bl. 41, 42. vergl. Matth. 10, 29.)

§. 14.

Beantwortung einiger Einwürfe.

„Hier verſehen es nun die Vertheidiger des freien Willens und zuweilen auch Gegner der Vorſehung. Sie bleiben dabey ſtehen: Wenn der Mörder aus Gottes Antrieb getödtet hat, ſo wird er folglich mit Unrecht geſtraft. Da ſie ſtets weiter gehen ſollten, (wie ja auch die Vorſehung ſelbſt niemals ſtille ſteht,) und ſagen: Der Mörder tödtete aus Antrieb Gottes dazu, daß der Getödtete gen Himmel gehe, oder wenn er gottlos war, zur Hölle, und der Mörder vom Richter hingerichtet werde. Denn das thut die gleiche Vorſehung. Sie bewegt nicht nur und treibt an bis jener umgebracht iſt, ſie ſchreitet auch weiter, und zwingt den Richter durch's Geſetz, bewegt ihn durch den Stachel des Gewiſſens, treibt ihn durch die Grauſamkeit der That, daß er den Mörder gefangen nehme und hinrichte. Die Antwort liegt alſo in der Nähe, wenn die Gegner einwenden: Iſt im Menſchen ganz und gar kein freier Wille; ſo müſſen wir auch zugeben, daß durch die göttliche Vorſehung Diebſtahl, Mord und alle Arten von Laſtern geſchehen. So anerkennen wir freylich die Vorſehung antworte ich, nämlich als alles beſorgend und bewirkend. Aber bleibe nicht dabey ſtehen, daß du ſagſt: Die Vorſehung hat den Mörder in Bewegung geſetzt! ſondern gehe, gehe nun weiter und ſage auch: Sie hat den Mörder in Bewegung geſetzt, damit ſie auch den Richter gegen den Mörder bewege und reitze, damit an ihm ein Beyſpiel aufgeſtellt, und der Welt ſein bisher verborgenes laſterhaftes Gemüth bekannt werde. Mit Einem Worte: Gott trieb jenen an zu morden,

aber er treibt eben ſo auch den Richter an, die Frefler wider die Gerechtigkeit umzubringen. Gott aber, indem er antreibt, kann keines Verbrechens verdächtigt werden, denn er ſteht nicht unter dem Geſetze. Der Menſch aber, der getrieben wird, iſt keineswegs von Verbrechen frei, ja er kann beinahe nichts thun, ohne ſich dabei eines Fehls ſchuldig zu machen, weil er unter dem Geſetze ſteht. — Ein Beiſpiel wird dieß noch klarer machen. Der Hausvater hat gewiſſe Geſetze aufgeſtellt in ſeinem Hauſe um die Kinder von Näſcherey und Trägheit abzuziehen. Z. B. Wer den Honigtopf anrührt, bekommt Schläge! Wer die Schuhe nicht recht anzieht, oder dieſelben wieder auszieht und ſtehen läßt, muß barfuß gehen, u. ſ. w. Wenn nun die Hausmutter und die erwachſenen Kinder den Honig nicht nur anrühren, ſondern ganz aufzehren, ſo werden ſie darum nicht gleich geſchlagen; denn ſie ſind nicht an das Geſetz gebunden. Aber die Knaben erhalten Schläge, wenn ſie den Honig anrühren. Denn ihnen iſt das Geſetz gegeben."

„Aber nun entſpringt die Frage: Warum gab Gott dem Menſchen ein Geſetz, das er übertreten kann? Warum hat er ihn nicht vielmehr ohne Geſetze leben laſſen, wie die andern Thiere; beſonders da doch Alles durch die göttliche Vorſehung regiert wird, und durch Gottes Kraft Alles geſchieht?" — Antwort: „Ohne Geſetz iſt's dem Menſchen nicht gegeben worden zu leben. Denn wer ohne Geſetz iſt, weiß nichts vom Willen Gottes. Wer aber vom Willen Gottes nichts weiß, der iſt auch nicht dazu geſchaffen und beſtimmt, Freundſchaft und Umgang mit Gott zu haben. So würden dann die Menſchen dem Volk der Thiere beygezählt, wenn ſie nicht durch Erkenntniß Gottes, und durch das Geſetz in die Reihe der Engel und Seligen erhoben würden."

(No. 8. c. 6. Bl. 42. c. 5. Bl. 37. c. 4. Bl. 29. u. 35.)

VII.

Das göttliche Geſetz.

§. 1.

Begriff des Geſetzes.

„Das Geſetz wird von Verſchiedenen verſchieden erklärt. Von Einigen nach ſeiner Form, wie z. B. wenn Paulus ſpricht: „Das Geſetz iſt geiſtlich.“ Von Andern nach ſeinem Zweck, wie z. B. wenn eben derſelbe ſagt: „Durch das Geſetz kommt Erkenntniß der Sünde, d. i. das Geſetz iſt der Anzeiger der Sünde.“ Und Chryſippus im Kaiſerlichen Rechte: „Das Geſetz iſt die Kenntniß aller göttlichen und menſchlichen Dinge, d. i. es führt zur Kenntniß derſelben.“ Aber Keiner beſtimmte es nach ſeiner Materie, d. h. was das Geſetz wahrhaft und ſeinem Weſen nach ſey. Dieſe Quelle nun — man deute es mir nicht übel! — will ich eröffnen. Ich erkläre nämlich das göttliche Geſetz folgendermaßen: Das Geſetz iſt ein Befehl der Gottheit, und drückt ihren Charakter und Willen aus. Oder um es noch kürzer auszudrücken: Das Geſetz iſt der ewige Wille Gottes. Ich bezeichne hiermit alſo zuerſt die Quelle des Geſetzes, indem ich es von Gott herleite; ſodann ſeine Art, indem ich es einen Befehl nenne, in dem weiten Umfange jedoch, daß es ſowohl was verboten, als was geboten wird, in ſich ſchließt. Endlich das Weſen des Geſetzes, nämlich Willen und Charakter der Gottheit. Sobald wir nämlich das Geſetz hören, ſo lernen wir, was Gott wolle, und daß er ſelbſt eben ſo geſinnt ſey, wie er uns zu ſeyn lehrt. Dieß iſt ſo wahr, daß wir auch aus jenen gröbſten Geſetzen: Du ſollſt nicht tödten, nicht ſtehlen, nicht ehebrechen! lernen, daß Gott ſeinem Weſen nach eine ſolche Geſinnung hat, daß er Gewaltthat, Ungerechtigkeit und Unbilligkeit haßt. Denn wenn er dieſe Geſinnung nicht hätte,

ſo würde ihm Doppelſinn (duplicitas) zur Laſt fallen, indem er etwas anders befehlen, und etwas anders wollen würde. Iſt alſo das Geſetz der göttliche Befehl, ſo iſt daſſelbe ſein ausdrücklicher Wille, und da es ſein Wille, ſo folgt daraus, daß er eben den Sinn hat, welchen er uns vorſchreibt.“

(No. 8. c. 4. Bl. 30.)

§. 2.

Inhalt und Zweck des Geſetzes.

„Das Geſetz iſt nichts anders denn der ewige unwandelbare Wille Gottes, der aber nichts anders will, als Gerechtes und Gutes. Wie will uns nun der Wille Gottes offenbar werden als durch ſein Kundthun? Dieß ſein Kundthun nennen wir ein Geſetz, darum, daß es wider unſer Fleiſch iſt; denn das mag nichts ertragen, als was ihm gefällt. Aber wahrlich, ſo iſt das Geſetz an ihm ſelbſt nichts anders, denn ein Evangelium, d. i. eine gute, gewiſſe Botſchaft von Gott, womit er uns berichtet ſeines Willens. Denn wie ſollte das den Frommen nicht freuen, wenn ihm Gott ſeinen Willen öffnete? Gefällt uns das Geſetz, ſo iſt der Geiſt Gottes in uns; ſonſt aber möchte es uns nicht gefallen, denn in uns iſt nichts Gutes; wie Paulus ſpricht, Röm. 7: „Ich weiß, daß in mir d. i. in meinem Fleiſch nichts Gutes wohnt.“ Wo uns aber das Geſetz und Lehre Gottes gefällt, da ſind wir geiſtlich und urtheilen geiſtlich: denn das Geſetz iſt aus ſeiner eigenen Natur geiſtlich. Röm. 7. „Wir wiſſen, daß das Geſetz geiſtlich iſt. Ohne Zweifel darum, daß es nichts anders will als der Geiſt Gottes, von dem es kommt. Laſſen wir uns nun ganz an Gott, ſo iſt es ohne den Geiſt Gottes nicht zugegangen. Iſt der bei uns, ſo erkennen wir alle Dinge des Geiſtes, und ſo das Geſetz geiſtlich iſt, ſo gefällt es uns, obgleich es dem Fleiſch nicht gefällt. Alſo ſollen wir auch die Worte Pauli verſtehen Galat. 3: „Das Geſetz iſt hinzugeſetzt der Uebertretungen wegen.“ Das Ge-

ſetz iſt gegeben, daß man nicht wider Gott thue. Und ob du ſprächeſt: Wie weiß ich, was Gott will? So höre auf das Geſetz: Du ſollſt Gott ob allen Dingen lieb haben! du ſollſt nicht zornig werden ꝛc. Sieh'ſt du jetzt, daß das Geſetz darum gegeben iſt, daß du erlerneſt, was Gott fordere, und was er nicht wolle; darum iſt es gegeben, daß du nicht übertreteſt den Willen Gottes. Alſo tödtet uns der Buchſtab des Geſetzes, denn wer mag ihn halten? Aber der Geiſt machet lebendig, ſo du im Glauben ſprichſt: Wiewohl ich das nicht erfüllen mag, dennoch iſt es gut und gerecht: denn es iſt von Gott geredet und uns kund gethan."

(No. 1. Art. 19. S. 185. 186.)

„Der Menſch, aus Leib und Seele beſtehend, mußte ein Weſen ſeyn, welches vermöge ſeines Geiſtes die himmliſchen und göttlichen Dinge betrachtete, vermöge ſeines Leibes mit den Thieren ſich nähren würde. Damit nun, wenn das widerſpenſtige Fleiſch ohne Furcht vor dem Geſetze ſich erhöbe und auflehnte, der Geiſt nicht zu den Thieren herabſinke und entarte, wurde das Geſetz als Wächter zugegeben, welchem der Geiſt beſtändig beiſtimmt und anhängt, das Fleiſch aber beſtändig feindſelig widerſteht. Dieß Alles iſt alſo dem Menſchen zu Gutem geſchehen. Denn unter den übrigen Geſchöpfen ſollte er ein himmliſches Weſen (animal) ſeyn, dergleichen es ſonſt keines gibt."

(No. 8. c. 6. Bl. 40.)

„Das Fleiſch d. i. der Menſch, ſo weit er Fleiſch iſt, iſt eigennützig, glaubt, daß ihm Alles erlaubt ſey, was ihm gelüſtet. Gott aber iſt andern Sinnes; und da das Fleiſch Alles an ſich zieht und meint, daß ihm Alles dienen, Alles ſeiner Begierde ſich unterwerfen müſſe, ſo ſchneidet er dieſe Auswuchſe mit der Sichel des Geſetzes ab. Denn das Geſetz iſt der Uebertretung wegen gegeben. Galat. 3. Der Herzenskenner weiß nämlich, daß alle Menſchen dieſelbe Art und Natur haben, und der Geringſte und Niedrigſte ſo viel Eigenliebe beſitzt,

als der Vornehmſte. Würden nun die Zügel Allen gleichmäßig gelaſſen, ſo wäre die Folge hievon dieſe, daß jeder, ſo weit er die Kräfte dazu hätte, ſich Alles mit Gewalt unterwerfen, und ſo Plünderung, Raub, Mord, Todſchlag und Aehnliches, was eine Peſt der menſchlichen Geſellſchaft iſt, entſtehen würde. Darum ſetzt Gott der ſo weit ausſchweifenden Begierde beſtimmte Schranken, und gebeut, das auch Andern nicht zu thun, was wir nicht wünſchen, daß es uns geſchehe; und umgekehrt, Andern auch zu thun, was wir von ihnen verlangen. Und damit dieß uns deſto leichter ankomme, und wir Gottes Weisheit erkennen, hat Gott dieß Geſetz der Natur, wie man es nennt, mit der Liebe gleichſam verſüßt, ſprechend: Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt! Es iſt ein ſüßes Ding um die Liebe; ja durch ſie wird alles Bittere angenehm: denn dem Liebenden iſt nichts zu ſchwer. Das große und ſchwere Gebot, dem Nächſten zu thun, was man ſich ſelbſt von Andern wünſcht, wird angenehm und ganz leicht, ſo bald man liebet.“

(N°. 3. S. 116. 117.)

§. 3.

Irrthum derer, die dem Geſetze nur Verdammung zuſchreiben.

„Daraus ergibt ſich, daß zu unſerer Zeit gewiſſe große Gelehrte (wofür ſie ſich halten) nicht vorſichtig genug gedacht haben vom Geſetze, da ſie von demſelben nur vorbrachten, wie es ſchrecke, wie es verurtheile und verdamme. Da doch das Geſetz dieß in der That gar nicht thut, ſondern im Gegentheil den Sinn und Willen der Gottheit ausſpricht. Und was läßt ſich mit dieſem vergleichen! Wenn ein König oder Herrſcher ſeine Meinung, ſeinen Entſchluß, ſeine Geſinnung dem Staats- oder Kriegsbeamten anvertraut, wie ſpringt derſelbe auf vor Freuden! Und wenn Gott uns durch Verkündigung des Geſetzes ſeinen Willen und Sinn offenbart, wie dürfen

wir es denn wagen, dieß für nichts zu achten! Viel deutlicher und beſcheidener bedient ſich daher Paulus ſolcher Redensarten. Im Briefe an die Römer hütet er ſich ſorgfältig, ſo ſtarke Ausdrücke: „Das Geſetz verurtheilt, es verdammt!“ zu gebrauchen; ſein Zweck geht vielmehr dahin, das Geſetz nach ſeiner Heiligkeit darzuſtellen, indem er es bald geiſtlich, bald gut nennt, wenn er ſagt: „Was gut iſt, ſollte das mir zum Tode gereichen? Das ſey fern! ſondern die Sünde — damit ſie nämlich als Sünde erſcheine d. i. erkannt würde — hat durch das Gute (ſo nennt er das Geſetz) mir den Tod bewirket; damit ſo die Sünde (die freilich nicht als ſolche erkannt wurde, ſo lange das Geſetz nicht bekannt war) in ihrer ganzen Größe und Abſcheulichkeit offenbar werde durch das Geſetz oder Gebot.“ Seht, wie ſchicklich Paulus verhütet, daß er das Geſetz nicht verhaßt mache, wenn er ihm Verdammniß oder Tod zuſchreibe. Paulus gebraucht hier ſehr ſchöne uneigentliche Redensarten und Proſopopeïen (Perſonificationen). So ſagt er z. B. „Wir werden befreit vom Geſetze;“ da doch das Geſetz (es iſt hier vom geiſtigen, nicht vom Ceremonialgeſetze die Rede) eben ſo wenig als Gott ſelbſt abgethan werden oder aufhören kann; und wir nicht vom Geſetze, ſondern von der Verdammniß, die uns wegen der Verachtung des Geſetzes trifft, freigeſprochen ſind. Und wenn er bald darauf das Geſetz geiſtig nennt, ſo zeigt er damit offenbar, daß es auf keine Weiſe könne aufgehoben werden.“

„Die Redensarten: „Das Geſetz verdammt; das Geſetz macht der Sünde ſchuldig,“ ſind nicht anders zu verſtehen, als wenn jemand ein Licht in eine Verſammlung ungeſtalteter Menſchen brächte, und dieſe ihm dann ſagten: Bring' kein Licht herein, denn es macht uns ſonſt alle ungeſtalt. Hier kann das Licht doch unmöglich dieſelben ungeſtalt machen, wohl aber macht es ihre Ungeſtalt ſichtbar. So das Geſetz; es verurtheilt ſo wenig, als dort das Licht. Aber die Häßlichkeit der Menſchen wird vermittelſt des Geſetzes ſichtbar.

Das Geſetz iſt alſo ein Licht; und wenn es ein Licht iſt, ſo iſt es auch Gottes Sinn, Verſtand, Wille.“

(N°. 8. c. 4. Bl. 30. 31.)

§. 4.

Erläuterung des Geſagten durch Beiſpiele.

„Du ſollſt den Herrn deinen Gott lieb haben von ganzem Herzen, Seele, Gemüth und Vermögen! Wenn dieß dem Menſchen geſagt wird, ſo iſt es ein Geſetz, durch welches er allervorderſt lernt, daß Gott der Herr ob allen Dingen geliebet werden müſſe, und zwar um Gottes eigener natürlicher Güte willen. Kann aber dem menſchlichen Gemüthe ein edleres und nützlicheres Wiſſen zu Theil werden, eine glücklichere Botſchaft, als wenn Gott ſelbſt ſich darſtellt als den Gegenſtand, der vor allen Dingen mit Liebe zu umfaſſen ſey? Da alſo Gott ſich uns zu lieben dargibt, ſo iſt's gewiß, daß er ſelbſt uns liebt; denn liebte er uns nicht, aus welchem Grunde ſollte er ſich uns denn offenbaren? Wir lernen ferner mittelſt dieſes Geſetzes, nicht nur daß Gott es ſey, den wir lieben ſollen über Alles, ſondern daß auch er ſelbſt, ſeinem Weſen zufolge, nicht nur den Menſchen, ſondern auch alle ſeine Geſchöpfe liebe; denn liebte er ſie nicht, ſo würde er ſie nicht ſchaffen, nicht erhalten, nicht in ihnen leben und wirken. Der Unterſchied iſt einzig dieſer, daß Gott Alles, was er liebt, als Vater liebt; denn er hat Niemand über ſich, den er bewundern oder verehren müßte: Wir aber lieben ihn als unſern Schöpfer und Vater. Daraus ergibt ſich auch die Schlußfolge — daß das, was uns Geſetz iſt, es nicht für Gott iſt. Denn wer ſollte Geſetze geben Ihm, der das höchſte Geſetz iſt; wer belehren Ihn, der das Licht iſt? Was alſo uns Geſetz iſt, das iſt ihm Natur und eigenthümliches Weſen. Und wenn er gebeut: Liebe mich allein! ſo lernen wir allervorderſt, daß Gott uns liebe nicht um eines Geſetzes willen, da Niemand ihm ein ſolches vorſchreiben

kann) ſondern ſeiner Natur und ſeinem Weſen nach. Zweitens lernen wir, daß auch wir Gott billig lieb haben ſollen. So daß er über dem Geſetze iſt, wir unter dem Geſetze; und das die Liebe iſt, die uns geboten wird. Ausgemacht iſt's alſo, daß das Geſetz, ſeinem Weſen nach, Gottes Wille, Natur und Charakter iſt. Daraus folgt, daß wo immer Gottes Geſetz verkündigt wird, alles was Gott erkennt, dadurch wunderbar erquickt wird; daß hingegen, was keine Kenntniß von Gott hat, auch aus dem Anhören des Geſetzes weder Vergnügen noch Nutzen ſchöpft."

(N°. 8. c. 4. Bl. 31 — 33.)

§. 5.

Auch das ſogenannte Geſetz der Natur iſt Geſetz von Gott.

„Das Geſetz: Du ſollſt deinen Nächſten lieb haben, wie dich ſelbſt! iſt nichts anders, denn das Geſetz der Natur, das alſo ſpricht: Was du willſt, daß dir gethan werde, das thu' einem Andern auch! Und hinwiederum: Was du nicht willſt, das thu' auch niemand! Ja dieß Geſetz der Natur, das Gott ſüß gemacht hat mit der Liebe, muß allein von Gott kommen. Und ob es gleich die Heiden auch annehmen, dennoch kommt es nicht von des Menſchen Vernunft, ſie mögen ſagen, was ſie wollen; denn dieſe ſieht nur ſich ſelbſt an, und hält ſich nicht dafür, daß ſie Andern ſolle ſeyn, ſondern der Andere ſoll ihr ſeyn und dienen. Darum alle Geſetze, die den Menſchen fromm geſtalten, mögen von Niemand ſeyn, denn von Gott."

„Das Geſetz der Natur muß anderswoher ermeſſen [hergeleitet] werden, als von dem Menſchen, der von Adam her geboren iſt. Denn der hat in ſeiner Art und Neigung, über andere Menſchen ſeyn zu wollen. Gleich wie Adam auch von Stund an wollte werden wie Gott, alſo ermißt der

Menſch, von Adam geboren, ſich ſelbſt auch von allem dem her, was er Vorzüglicheres hat. Iſt er weiſer denn ein Anderer, ſo hält er ſich nicht für ein Glied des Nächſten, ſondern über ihn erhaben. Iſt er reich, ſo vermeint er, andere Menſchen ſollten ihm dienen, und läßt ſich das Geſetz der Natur gar nicht irren noch bewegen. Alſo ſehen wir, daß wir das Geſetz der Natur gar nicht von uns ſelbſt her, oder von unſern Köpfen, die wir von Adam haben, ermeſſen müſſen; ſondern von Gott her, dem erſten Vater und Schöpfer aller Dinge. — Vernimm es alſo: Daß wir alle gleich nackt geboren werden und gleich ſterben, iſt wohl ein Anbild, daß wir Brüder ſind: aber hernach verführt und fälſcht uns die Ungleichheit des Verſtandes, des Reichthums, der Schönheit, Stärke, daß jeglicher eigennützig und eigenſchätzig [ſelbſtgefällig] wird, ſich über Andere erhebt. Daß wir aber feſt glauben, daß wir von Einem Vater herkommen, das macht das Geſetz der Natur klar. Denn daraus erlernen wir, daß wir Alle Brüder ſind, und daß alles, was wir Beſonderes haben, von Gott her, in die Gemeinde [der Geſammtheit] gehöre, und daß Niemand ſein ſelbſt ſey, ſondern gemeiner [den ſämmtlichen] Brüdern. Gleichwie er will, daß der Brüder Gaben ihm gemein ſeyen, alſo erkennt er auch, daß ſeine Gaben Allen gemein ſeyen. Jetzt ſiehe dem Geſetz der Natur in's Angeſicht, ſo findeſt du: Was du willſt, daß dir geſchehe, das thu' einem Andern auch! Das lernſt du allein in Gott. Daß du glaubſt, daß ein Gott ſey, und daß er dich alſo geſchaffen habe, das kommt auch von Gott: Alſo kommt auch das Geſetz der Natur allein von Gott, und iſt nichts anders denn der Geiſt Gottes, der inwendig zieht und erleuchtet. Darum auch die Heiden das Geſetz der Natur nicht aus ihrem eigenen Verſtande, ſondern aus dem ihnen unbekannten erleuchtenden Geiſte Gottes erkannt haben."

(No. 49. S. 9. No. 1. S. 379. 380.)

§. 6.

Unveränderlichkeit und ewige Gültigkeit des göttlichen Geſetzes.

„Das Geſetz iſt nichts anders, denn eine Offnung [Offenbarung] des Willens Gottes. Wie nun der Wille Gottes ewig iſt, alſo iſt auch das Geſetz ewig. So reden wir aber hier allein von dem Geſetz, das zur Frömmigkeit des innern Menſchen dient. Dieſes iſt ja nichts anders, denn eine Offenbarung des ewigen göttlichen Willens.“

„Wir reden hier nicht von den bürgerlichen oder Ceremonialgeſetzen; denn dieſe betreffen den äußern Menſchen, hier aber iſt vom innern die Rede. Zudem werden ſolche Geſetze nach Zeit und Umſtänden abgeändert, wie wir dieß bey den bürgerlichen Geſetzen aus Erfahrung wiſſen; die Ceremonialgeſetze aber ſind durch Chriſtum ganz aufgehoben worden. Die göttlichen Geſetze aber, welche ſich auf den innern Menſchen beziehen, ſind ewig. Denn nie wird das Geſetz: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt,“ aufgehoben; nie werden Diebſtahl, Meineid, Mord aufhören unter die übrigen Laſterthaten gezählt zu werden. Daß aber das Geſetz der ewige oder immerwährende Wille Gottes ſey, beweist dasjenige, was Röm. 2. von denen geſchrieben ſteht, die ohne Geſetz lebten, daß nämlich dieſe zeigen, daß das Geſetz in ihren Gemüthern verkündigt ſey, indem ſie thun, was das Geſetz heißt, obgleich die Geſetztafeln ihnen nicht vor Augen geſtellt werden. Nun aber ſchreibt Niemand in's Herz, als Gott allein. Daß aber jenes den innern Menſchen angehende Geſetz der immerwährende Wille Gottes ſey, ſo daß er an demſelben nie etwas werde ändern wollen, geht aus den Worten des Geſetzgebers ſelbſt hervor. Matth. 7. ſagt Chriſtus: „Alles was ihr wollet — Denn das iſt das Geſetz und die Propheten.“ Müſſen wir nun alle unſere Handlungen nach dieſer Regel einrichten, ſo muß ſie ewig ſeyn. Denn wäre ſie das nicht, ſo müßten wir nicht alles nach ihr

ordnen. Dadurch läßt ſich nun die Frage, worüber einige klagen von Niemand noch befriedigt worden zu ſeyn, leicht löſen, die Frage nämlich, wie es komme, daß wir von Einem und demſelben Geſetze einiges beybehalten, anderes abſchaffen? Was nämlich, wo es an die Regel des ewigen Willens Gottes: „Liebe den Nächſten, wie dich ſelbſt!“ gehalten und nach ihr geprüft wird, als unter ihr begriffen erſcheint, das kann nie abgeſchafft werden: Was aber nicht von dieſer Art iſt, das iſt ſchon durch Chriſtum abgeſchafft. „Das Ende des Geſetzes iſt Chriſtus.“ Röm. am 10. Und „Das Ende des Geſetzes iſt Liebe.“ 1. Tim. 1. Alſo muß Chriſtus und Liebe Eins ſeyn. Welche nun im Dienſte Chriſti ſind, die ſind zu dem verpflichtet, was die Liebe gebeut; was dieſe nicht gebeut, oder was nicht aus ihr herfließt, iſt entweder nicht geboten, oder unnütz. 1. Cor. 13.“

(N°. 3. S. 114. 115.)

§. 7.

Die Mittheilung des göttlichen Geſetzes weiſ't hin auf unſere Beſtimmung.

„Da nun Gott durch das Geſetz dem Menſchen ſeinen Willen mittheilt, ſo macht er uns zweyer Dinge gewiß: Erſtens, daß wir geſchaffen ſind Gott zu erkennen; demnach, daß wir beſtimmt ſind Seiner zu genießen. — Dieß wird klar durch folgenden Schluß: Wären wir nicht geſchaffen Gott zu erkennen, ſo würde er ſich uns nicht dargeben und offenbaren. Nun da er ſich uns darſtellt, ſo gibt er damit einen hinreichenden Beweis, daß wir ihn begreifen und faſſen ſollen. Das Zweite läßt ſich leicht aus dem erſtern ableiten auf folgende Weiſe: Wäre der Menſch nicht geſchaffen, Gott zu genießen, ſo wäre es überflüſſig, daß er Kenntniß von Gott habe. Denn dann hätte Menſch und Thier Ein Ziel. Er hätte ja von der Erkenntniß Gottes, wenn er nicht nach dieſem Leben noch leben und Gottes genießen würde, keinen an-

dern Nutzen, als daß er gelebt hätte; was auch dem Thiere zu Theil wird. Da aber Gott ſich uns näher zu erkennen gibt, ſo geſchieht dieß nicht zwecklos, ſondern dazu, daß wir ihn beſitzen, und ihn, mit dem wir hier ſchon in Verbindung getreten, einſt ganz erlangen. Daß der Menſch geſchaffen ſey, Gott zu erkennen und zu genießen, folgt alſo nothwendig daraus, weil Gott dem Menſchen durch das Geſetz ſeinen Willen und ſeine Geſinnung mittheilt; welches er keinem andern in die Sinne fallenden, empfindenden Geſchöpfe thut, ſo daß es Verſtand und Kenntniß Seiner hätte, obgleich in ihm Alle beſtehen, leben und thätig ſind."

(N°. 8. c. 4. Bl. 33.)

VIII.

Die Sünde.

§. 1.

Verſchiedene Bedeutungen des Worts Sünde. Unterſchied zwiſchen Sünde und Preſt.

„Unter Sünde verſteht man eigentlich, wie allgemein bekannt, entweder ein Vergehen ſey es aus Nachläſſigkeit, oder aus Unbeſonnenheit; wie z. B. diejenigen Vergehen ſind, von denen, nach dem Ausſpruch des h. Johannes, Niemand frei iſt, und wofür uns Chriſtus täglich um Verzeihung bitten heißt, mit den Worten: „Vergib uns unſere Schulden!" Denn da dieſelben täglich begangen werden, ſo ſind ſie ein täglicher Sporn für den Frommen, ſich zu demüthigen und ſeine Schuld abzubitten. Oder man verſteht darunter die böſe That, die jemand, nach reifer Ueberlegung und Entſchluß, wiſſentlich und mit Vorſatz begeht; worunter vorſetzlicher Straßenraub, Mord, Krieg, Vaterlandsverrath, unnatürliche

Ausſchweifung, Beſtechlichkeit des Urtheils, Unterdrückung der Unſchuldigen, und andere ſolche Abſcheulichkeiten begriffen ſind; wie die Sünde eines David, Ahab, Judas war. — In der evangeliſchen Lehre aber wird das Wort Sünde in zweifacher Bedeutung genommen. Erſtens für die Krankheit, das ſittliche Gebrechen, welches wir vom Stammvater unſers Geſchlechtes ererbt haben. Dieſe Krankheit meint Paulus, wenn er Röm. 7. ſagt: „Nun aber wirke nicht ich dieſes, ſondern die mir einwohnende Sünde.“ Dieſe Sünde alſo d. i. Fehlerhaftigkeit iſt die uns angeborne Krankheit, das Gebrechen, daß wir das Rauhe, Schwere fliehen, das Angenehme dagegen und das Luſtbringende ſuchen. Zweitens wird das Wort Sünde genommen für alles, was wider das Geſetz geſchieht; wie z. B. in dem Ausſpruch: „Durch das Geſetz kommt Erkenntniß der Sünde“ Röm. 7. Jede Handlung alſo, von welcher Art ſie immer ſey, die dem Geſetze zuwider läuft, heißt Sünde.“

„Laßt uns nun ſehen, wie Sünde als ſittliches Gebrechen und Sünde als Uebertretung des Geſetzes ſich zu einander verhalten! Mit dem Worte Krankheit, Gebrechen bezeichne ich einen von unſrer Natur unzertrennlichen, unvollkommnen und fehlerhaften Zuſtand, welchen wir Deutſche einen natürlichen Preſten zu nennen pflegen. — So iſt denn hiermit der Preſt von Adam her, welcher allen Menſchen anerboren iſt, ein Mangel, den einer ohne ſeine Schuld von der Geburt her hat: Laſter oder Sünde hingegen iſt ein Frefel, den einer muthwillig begeht, aus eigener Vermeſſenheit oder Vorſatz. Z. B. daß wir müſſen geeſſen oder getrunken haben, iſt ein natürlicher Preſt [Schwachheit oder Unvollkommenheit], darum niemand zu ſchelten iſt: Aber mit Speis und Trank ſich überladen, iſt ein muthwillig Laſter, iſt Frechheit. Es kommt aber das Laſter aus dem natürlichen Preſten, daß wir dem nicht, wie ſich's gebührt, begegnen, ſondern uns muthwillig ihnen überlaſſen. — Ein Beyſpiel mag dieß erläutern. Der

junge Wolf iſt, was ſeine Natur betrifft, in allen Stücken ein Wolf, und mit wilder Mordgier erfüllt, nur hat er noch keinen Raub begangen, weil er dazu noch zu jung iſt. Die Jäger ſchonen ſeiner daher ſo wenig, als deſſen, dem ſie eine Beute aus dem Rachen nehmen, weil ſie ſeine Natur, ſo jung er noch iſt, zu gut kennen, als daß ſie nicht deſſen gewiß ſeyn ſollten, er werde mit ſeiner Entwickelung auch den Charakter ſeines Geſchlechtes äußern. Nun ſtellt ſich uns in jener Wolfsnatur die Erbſünde oder der erbliche Fehler dar, in dem Raub hingegen die Sünde, die aus der Natur des Menſchen entſpringt; und dieß iſt die wirkliche, thätige Sünde, die Sünde im eigentlichen Sinne."

(N°. 11. S. 5. 6. 12. N°. 3. S. 116. 117. N°. 12. S. 112.)

§. 2.

Das Verderben der menſchlichen Natur — die Eigenliebe.

„Nun wollen wir dieſe Krankheit, dieſen Preſten, näher beſtimmen. Auf's Klarſte ſtellt ſie Paulus dar mit wenigen Worten, Röm. 7. „Ich bin fleiſchlich, ſpricht er (ſiehe hier das Fleiſch, nach 1 Buch Moſe, und die Natur des jungen Wolfs!), unter die Sünde verkauft (ſiehe hier den Sclavengeiſt und die verdorbene Natur, den Hang zum Sündigen, kurz die Fehlerhaftigkeit oder Krankheit); denn was ich thue, das billige ich nicht. Denn nicht das, was ich will, thue ich, ſondern ich thue, was ich nicht will. Da ich nun thue, was ich nicht will, ſo ſtimme ich dem Geſetze bei, daß es gut ſey. So thue nun ich daſſelbe (was ich nicht will nach dem innern Menſchen) nicht, ſondern die in mir wohnende Sünde." Die in uns wohnende Sünde iſt aber nichts anders, als die Fehlerhaftigkeit des verdorbenen Fleiſches, welches aus Eigenliebe beſtändig wider den Geiſt gelüſtet: denn der Geiſt ſucht den allgemeinen Nutzen, das Fleiſch ſeinen eigenen.

Denn nicht für ſich ſelbſt ſorgt Gott, ſondern für ſeine Geſchöpfe, da er ſelbſt keines Dinges bedarf, ſeiner aber Alle bedürfen. Alles Fleiſch alſo, wie ſehr es ſich auch als gut ſtellen mag, bezieht, in wiefern es Fleiſch iſt, Alles auf ſich ſelbſt; fühlt es aber, daß es ſich anders bei ihm verhalte, ſo hat es dieß Gott zu danken. Denn offenbar ſind die Werke des Fleiſches. — Nun ſpricht Gott, Geneſ. 6. „Mein Geiſt wird nicht ewiglich im Menſchen bleiben; denn er iſt Fleiſch.“ So nun der Menſch ganz und gar Fleiſch iſt, wie kann er denn etwas anders ſinnen und denken, als was des Fleiſches iſt? Denkt er aber einzig das, was thut er denn anders, als daß er ſich als einen Feind Gottes zeigt? Denn der Geiſt geluſtet wider das Fleiſch, das Fleiſch aber wider den Geiſt; denn dieſe ſind einander entgegen. Siehe da, wie es klar wird, daß der Menſch, in wiefern er Menſch iſt, und in wiefern er nach ſeiner Art und Natur nur das denkt und thut, was des Fleiſches iſt, denkt und handelt wie die Feinde Gottes und die Widerſächer des Geiſtes. An demſelben Orte heißt es: „Da aber Gott ſah, daß viel Bosheit der Menſchen auf Erden war, und alles Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens auf das Böſe gerichtet zu aller Zeit, ſo reuete es ihn, daß er den Menſchen gemacht hatte auf Erden ꝛc.“ Hier iſt alſo offenbar das geſammte menſchliche Dichten und Trachten geſchildert nicht nur als zum Böſen geneigt, ſondern auf das Böſe gerichtet, an daſſelbe geheftet, und zwar nicht nur zu gewiſſen Zeiten (wie etwa Raſende oder Fieberkranke in beſtimmten Zwiſchenräumen einige Ruhe haben), ſondern zu jeder Zeit. Und im 8. Cap. „Das Trachten oder der Anſchlag des menſchlichen Herzens iſt böſe von ſeiner Jugend auf.“ Denn ſo hat es der hebräiſche Grundtext. Die lateiniſche Ueberſetzung aber hat: „Der Sinn und das Trachten des menſchlichen Herzens ſind zum Böſen geneigt.“ Dieſe Abänderung des Sinnes entſpringt aus Nichtkenntniß des Menſchen. Denn wenige Sterbliche bringen es zu dem Grade der Selbſtverach=

tung, daß ſie ſich nichts Gutes zuſchreiben, und die geheimen Anſchläge ihrer Begierden offen eingeſtehen. Daher kommt es, daß wir uns nicht wollen zu dem Geſtändniſſe bringen laſſen, daß unſer ganzes Gemüth böſe ſey. Und da wir dieß hartnäckig läugnen, ſo gehen wir (wie die Verwegenheit zu thun pflegt) noch weiter, und ändern ſogar Gottes Wort auf unſere Meinung um, oder vielmehr, wir verfälſchen es. So geſchah es auch hier. Wo der hebräiſche Grundtext ſo klar ſagt: „es iſt böſe,“ da wagte es jemand zu ſagen: „es iſt zum Böſen geneigt;“ damit nicht auch er ſelbſt in den Verdacht komme, daß er von Natur böſe ſey. Freilich war dabei nicht viel Ueberlegung. Denn was war für die Sache ſelbſt gewonnen, wenn man hier den Ausſpruch milderte, da es kurz vorher hieß, daß wir Fleiſch ſeyen, und daß unſer geſammtes Dichten und Trachten zu jeder Zeit auf's Böſe gerichtet ſey? Denn da wir Fleiſch ſind, können wir unmöglich anders, als auf die Dinge bedacht ſeyn, die des Fleiſches ſind: dieſe Dinge alle aber ſind eben die Bosheit ſelbſt, aus welcher hernach die ſchlimmſten Aeſte hervorſprießen, wie Paulus lehrt Galat. 5. Böſe iſt alſo der Sinn, böſe das Gemüth des Menſchen von Jugend auf. Denn er iſt Fleiſch, und dieß liebt ſich ſelbſt, ſtrebt nach Ehre, Wolluſt und Reichthum, wie ſehr es ſich auch verſtellen, und was es immer vorgeben mag. Jetzt wenden wir uns zu den Zeugniſſen des N. Teſtamentes. Joh. 8. ſpricht Chriſtus: „Jeder, der Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht, Sclave.“ Welches Paulus an die Römer 6. ſo ausdrückt: „Wiſſet ihr nicht, ſo ihr euch Jemandem als Knechte übergeben habet, daß ihr deſſen Knechte geworden ſeyd, dem ihr gehorcht habet?“ Nun hat ſich Adam der Sünde ergeben; denn hätte er ſich ihr nicht ergeben, ſo würde er die verbotene Speiſe nicht berührt haben. Folglich iſt er ihr Knecht und Sclave geworden. Wer aber ein Sclave iſt, der kann und darf, ſeinem Verhältniſſe zufolge, keinem Andern Gehör geben, als dem, welchem er ſich verpflichtet hat. Darum denkt und trachtet der Menſch nur nach

dem, was ſein Herr, die Sünde, befiehlt. Geſündigt iſt aber dann worden, als der Menſch, das Geſetz ſeines Schöpfers nicht achtend, lieber ſeinem eigenen Gutdünken folgen wollte, als der Fahne ſeines Führers und Herrn. Er iſt alſo Sclave desjenigen, zu welchem er ſich hinwandte. Er wandte ſich aber aus Eigenliebe von der Liebe zu Gott ab, und zu ſich ſelbſt hin. Er iſt alſo Sclave ſeiner ſelbſt, liebt ſich mehr als Gott, mehr als irgend einen Andern. Das iſt die Art und Natur der Sünde und des gefallenen Menſchen. Ganz ähnlich äußert ſich Paulus Röm. 7. „Ich weiß, daß in mir d. i. in meinem Fleiſche nichts Gutes wohnt." Nun redet er hier nicht von dem Fleiſche, welches wir mit den unvernünftigen Thieren gemein haben. Denn was hätte er in dieſem Falle beſonderes geſagt mit den Worten: In unſerm verweslichen Fleiſche iſt nichts Gutes? Das merkt auch ein Blinder. Sondern er meint den ganzen Menſchen, der, obſchon aus Seele und Leib — zwei weſentlich verſchiedenen Dingen — zuſammengeſetzt, dennoch Fleiſch genannt wird, weil er ſeiner Art und Natur nach nur fleiſchlich geſinnt iſt; was daraus erhellet, daß Paulus kurz vorher ſprach: „Ich weiß, daß das Geſetz geiſtlich iſt, ich aber bin fleiſchlich." — Legt nun ein ſo großer Mann, ein ſo auserwähltes Werkzeug Gottes dieß Bekenntniß ab, wer dürfte denn ſich ſelbſt ausnehmen? Und wir werden auch an uns die gleiche Erfahrung machen, wenn wir uns tiefer erforſchen. Denn in wiefern wir Menſchen nur uns ſelbſt überlaſſen ſind, thun wir ſogar das Gute, welches noch von uns geſchieht, nur darum, weil es uns nützlich oder wohlanſtändig ſcheint, nicht weil es Gott ſo haben will. Beim Almoſengeben z. B. ſuchen wir Lob oder Ruhm, nämlich damit man uns gütig oder barmherzig nenne, damit wir uns nach dem Tode einen Namen erwerben, damit wir das Doppelte dafür erhalten u. ſ. w. Das Fleiſch ſucht Ruhm, ſucht eigenes Wohlſeyn, ſelbſt auf Unkoſten Anderer. Das iſt die Eigenliebe (φιλαυτια), welche der

Nächſtenliebe gerade entgegen ſteht, und die Quelle aller Fehler und Laſter iſt.“

„Ich bin hier vielleicht etwas zu weitläufig geweſen in Anführung bibliſcher Zeugniſſe; doch war es nicht außer dem Wege. Denn das menſchliche Herz hat ſo unzählige Falten, daß es leichter iſt, den Ozean auszuſchöpfen oder den Augias Stall zu ſäubern, als alle ſeine Tiefen und Schlupfwinkel zu durchſuchen. Daher iſt es ihm leicht, ſeine Bosheit zu verhehlen, oder ſich in ſeine Abgründe zurückzuziehen. Aber ihn, der das Licht ſelbſt iſt, kann es nicht täuſchen. So wie ſich nichts vor ihm zu verbergen im Stande iſt, ſo enthüllt er uns den ganzen Menſchen dergeſtalt, daß wir, wofern wir nur ſeinem Worte glauben, auf's Klarſte einſehen, daß der Menſch von Natur böſe iſt, wie ſehr er ſich auch verſtecke, ſträube und herauszuwinden ſuche. Der iſt wahrhaft, aus deſſen Munde wir dieß gehört haben; die Sache kann ſich alſo nicht anders verhalten. Der Menſch iſt freilich ſchlau und frech zu läugnen; und wenn wir ihm Glauben beimeſſen, ſo wird er nie völlig eingeſtehen, daß er eine böſe Art und Natur habe: Aber wenn ihn Gott, der Herzenskenner, ſo hervor an's Licht zieht, dann ſchämt er ſich zu läugnen, weil er ſich deſſen nur zu gut bewußt iſt.“

(N°. 11. S. 13. N°. 3. S. 33—37. Matth. 15, 19.)

§. 3.

Beſtätigung deſſen durch das Zeugniß heidniſcher Weiſen.

„Es wird vielleicht nicht unzweckmäßig ſeyn, wenn ich hier die Anſicht des größten und beredteſten Mannes, Cicero, aus ſeiner Rede für Archias, als eine ausländiſche Verzierung beirücke, da er mit ſeiner Behauptung, daß der Menſch alles aus Ruhmgier thue, jenem göttlichen Ausſpruche dergeſtalt beiſtimmt, daß ſie mehr eine Wirkung göttlicher Kraft, als von

Cicero, dieſem ruhmſüchtigen Geſchöpfe, aus eigenem Antriebe geſprochen zu ſeyn ſcheint. Denn wie hätte er ſich ſelbſt verrathen wollen, indem er hier behauptet, daß Alles aus Ruhmſucht von uns geſchehe, während er ſonſt den Schein haben will, Alles aus Liebe zur Tugend und zum gemeinen Weſen zu thun? Seine Worte lauten ſo: „Reine Tugend begehrt keinen andern Lohn für ihre Arbeiten und Gefahren, als den des Lob's und der Ehre. Würde uns dieſer Lohn entzogen, was ſollten wir uns, ihr Richter, auf dieſer ſo engen und kurzen Laufbahn des Lebens mit ſo ſchweren Arbeiten bemühen? Gewiß, wenn die Seele keine Vorahnung der Zukunft hätte, und wenn ſie mit ihren Gedanken nicht über die Grenzen dieſes Lebens hinausſchritte, ſie würde ſich nicht mit ſo vielen Arbeiten zermartern, nicht mit ſo viel Sorgen und Wachen ſich abhärmen, nicht ſo oft das Leben wagen. Nun aber wohnt je in dem Beſten eine gewiſſe Kraft, welche Tag und Nacht ſein Gemüth durch die Lockungen des Ruhms ſpornt, und ihn aufmuntert, das Gedächtniß unſers Namens nicht mit dem Leben untergehen zu laſſen, ſondern auf die geſammte Nachwelt auszudehnen u. ſ. w." Siehe, wie hat Cicero hier das Innere des Menſchen enthüllt! Es wohne, ſagt er, in dem Gemüthe ſelbſt der Beſten eine Kraft, die ſie unabläßig antreibe, Ruhm zu erwerben, und die auf dieſes Ziel alle ihre Gedanken, Anſchläge und Unternehmungen richte. Was er aber eine Kraft nennt, das iſt, wie wir Gläubige wiſſen, nichts anders als der Tod und die Sünde, und der klägliche Zuſtand des gefallenen Menſchen, daß er immerfort ſich ſelbſt liebt und ſucht. Und findeſt du unter den Gläubigen ſolche, die es läugnen, daß alle Handlungen des Menſchen in Ruhmſucht und Eigennutz ihren Grund haben, ſo darfſt du als ausgemacht annehmen, daß ſolche keine Gläubige, ſondern fleiſchlich und Sclaven der Sünde ſind. Denn ſo lange wir uns ſelbſt vertheidigen, ſo iſt es gewiß, daß das Licht des Geiſtes uns mangelt, welches dem Menſchen ſich ſelbſt zeigt und aufdeckt.

Ein heidniſcher Schriftſteller muß uns hier ſogar belehren, daß alle unſere Anſchläge ſich auf uns ſelbſt beziehen.“

„So ſteht dennoch die Wahrheit feſt und unentweglich, daß alle Anſchläge eines jeden Menſchen Sünde ſind, in wiefern er als Menſch dieſe Anſchläge faßt; denn er bezieht Alles auf ſich ſelbſt, ſorgt einzig für ſich, denkt von ſich ſelbſt vortheilhafter als von jedem Andern. Und wenn er auch ſieht, daß er von ſehr Vielen in manchen Stücken übertroffen wird, ſo findet er dennoch etwas auf, worin er ſich den Vorzug gibt, damit er nicht ruhmlos ſey. So ſieht Julius Cäſar, daß Cicero ihn an Beredſamkeit und an Gewandtheit in Berathung und Geſchäftsführung übertreffe. Allein um wie viel er ihm auf der einen Seite nachſteht, um ſo viel gibt er ſich den Vorzug in den trefflichern Künſten eines Heerführers und Kriegers. Denn dieſen habe er es zu danken, daß er den Gipfel menſchlicher Größe erſtiegen, zu welchem den Cicero der ganze Strom ſeiner Beredſamkeit nicht hinaufheben könne. Doch ich höre ſagen: „Daß jeder ſich ſelbſt den Vorzug gebe, das läßt ſich wohl leicht behaupten, wo es Männer antrifft, die nach Jedermanns Urtheil irgend eine Vortrefflichkeit beſitzen. Aber ſtelle mir einmal einen Bettler auf, einen armen Tropf, der ſich gar keine Hoffnung auf irgend eine Art von Ruhm oder Auszeichnung machen kann, und belehre mich, daß dieſer voll Selbſtſucht ſey, der ſo gar nichts in dieſem Leben ſucht und verlangt, daß er lieber ſterben als leben möchte. Dann will ich deine Behauptung gelten laſſen.“ So höre denn! Laß einmal den ärmſten Bettler, ja den Allerunglücklichſten ſich mit einem Cröſus, Herkules, Ulyſſes vergleichen; ſo wird er ſprechen: „Was Cröſus betrifft, ſo wußte er ſich nicht in die Armuth zu ſchicken; aber ich bin im Unglück geübt. Was Herkules betrifft, ſo hat er allerdings Wunderdinge gethan, aber er war nicht Herr ſeiner Leidenſchaft; ich hingegen werde von ihr wenig oder gar nicht angefochten. Was Ulyſſes betrifft, ſo war er allerdings ein kluger Mann; jedoch konnte es nicht

anders ſeyn, es mußte bei ſo viel Planen und Ränken auch etwa ein Betrug mit unterlaufen: ich aber lebe in froher Einfalt dahin, und bin daher nicht im Falle, von irgend einem Betruge Nutzen ziehen zu können.“ Und ſo wird er immer eine Seite finden, von welcher er ſich ſelbſt ſchmeichelt. Ich rede jetzt nicht einmal davon, daß der größte Theil der Menſchen ſo boshaft iſt, auf allgemein ſchädliche Dinge zu ſinnen, nur um ſelbſt an nichts zu leiden. Ja wir ſelbſt, wer wir immer ſeyn mögen, die wir früher und jetzt von göttlichen Dingen ſchreiben, halten uns ſogar in demjenigen Werke, welches von aller Ruhmſucht am entfernteſten ſeyn ſollte, nicht davon zurück. Denn wie Wenige richten ihre Rede nicht ſo ein, daß ſie Jedermann gefalle; ſchmücken ſie nicht ſo aus, daß Jedermann Luſt daran finde! So weit wäre freilich noch nichts Sündliches darin; aber was nun darauf folgt, wird fehlerhaft, wenn wir nicht wohl Acht geben. Es gibt allerdings Menſchen, die mit ſo inniger Liebe Jedermann wohl wollen, daß ſie das, was ſie als recht und gut erkennen, Jedermann mittheilen möchten. Aber es gibt hinwieder auch ſolche, die einzig darauf ausgehen, ſich jedermann als ſo beredt, ſo weiſe, ſo gewandt und kunſtverſtändig zu zeigen, daß ſie, wie Gorgias der Sophiſt, über jeden Gegenſtand vortrefflich ſprechen, alles vortrefflich behandeln können. Denn nach meiner Meinung iſt niemand, den nicht die Ruhmgierde anfechte, ſogar dann, wenn er am eifrigſten behauptet, daß man den Ruhm verachten müſſe. Dieß läßt ſich an Plato häufig beobachten. So oft er nämlich ſeinen Sokrates philoſophiren läßt, ſo thut er dieſes mit ſo viel Umſchweifen und mit ſolchem Wortgepränge, daß er gerade da vorzüglich ſcheint nach Ruhm geſtrebt zu haben, wo er den Sokrates als den größten Verächter des Ruhms darſtellt. Dieß führte ich aus heidniſchen Schriften an, um, wo möglich, auch denjenigen, welche der Philoſophie anhangen, die Augen zu öffnen, daß ſie den Menſchen kennen lernen.“

(No. 3. S. 39—43.

§. 4.
Aus dieſer Eigenliebe entſpringt nun Feindſchaft wider Gottes Geſetz.

„Gegen das Geſetz der Nächſtenliebe macht nun der alte Menſch, Adam, der Preſt, das Fleiſch (denn mit dieſem Namen bezeichnet die Apoſtoliſche Lehre jene Philautie [Eigenliebe]) Einſprache, da es jedermann verachtet, ſich ſelbſt ausgenommen. Denn es will lieber, daß ſeiner Leidenſchaft alle Dinge auch mit ihrem Untergange, fröhnen, als ſeiner Begierde nach Geld, Ruhm und Wolluſt ein Ziel ſetzen. Daher Zorn über das Geſetz und den Geſetzgeber, Haß und Hinterliſt. Haß, weil der Menſch weder dem Geſetze noch dem Geſetzgeber ausweichen oder entfliehen kann. Denn ſteigt er in den Himmel hinauf, ſo iſt er da; ſteigt er hinab zur Hölle, ſo iſt er auch dort. Hinterliſt, denn nun ſtrengt er alle ſeine Kräfte an, ihn zu täuſchen, der doch nicht zu täuſchen iſt, Er ſinnt nach, denkt aus, läuft hin und her, und nach langem entſcheidet er ſo bei ſich: „Ein Tirann iſt, der dieß fordert. Denn wie wäre es möglich, einen Andern eben ſo wie ſich ſelbſt zu lieben? Jedoch da er ſo hart iſt, ſo mußt du ſeiner Strafe zu entgehen ſuchen. Du willſt es alſo machen wie die liſtigen Sclaven gegen ihren guten und argloſen Herrn zu thun pflegen; du willſt eine Liſt ausdenken, ihn zu blenden, damit er deinen Anſchlag nicht merke.“

„So gibt nun der Wucherer ein Geſchenk, und ſtiftet eine Pfründe, der Unzüchtige hält der Jungfrau Maria zu Ehren einen magern Faſttag, der Verräther ſpricht einige Angſt- und Nothgebetlein. Mit ſolchen mehr als albernen Schmeicheleien hoffen ſie Gott unverſehens zu übermannen, oder ihm den Mund zu ſtopfen, damit ſie ungeſtraft ihren Ehebruch, Wucher, Verrath fort treiben können. Nun wird das Geſetz nicht mehr gehört, der Wandel nicht nach ſeinem Ausſpruch eingerichtet, das Entehrende nicht abgeſchafft, ſondern der

Menſch wird ſich ſelbſt ganz zum Gott. Denn wiewohl ihn das Geſetz tödtet, macht er ſich ſelbſt lebendig mit ſeinen Künſten und Hoffnungen. So nimmt die Gottloſigkeit allmählig zu bis auf den Grad, daß er bei ſich ſelbſt ſpricht: „Es iſt kein Gott!“ obſchon er vor Andern durch eine fromme Heuchlermiene bezeugt, er ſey die Frömmigkeit ſelbſt. Dieſe ausführliche Schilderung ſoll dazu dienen, daß wir ſehen, wie die Sünde, die eine Uebertretung iſt, aus der Sünde, die nur Gebrechen (Preſt) iſt, entſpringe.“

(N°. 3. S. 117. 118.)

§. 5.

Die Sünde Adams und ihre Folgen für ihn.

„Der himmliſche Baumeiſter bildete den Menſchen nach ſeiner Gleichnuß, und ſetzte ihn dann in einen Garten, reich an jeder Art von Luſt, und zwar nicht als bloßen Bewohner, ſondern als Hausvater und Herrn; jedoch unter der Bedingung, daß ihm erlaubt ſeyn ſoll, von Allem, was dort wachſe, zu eſſen, außer vom Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen; denn deſſen Frucht dürfe er weder berühren noch koſten, ſonſt werde er augenblicklich des Todes ſterben. Geneſ. 2. Ein ſo fröhliches glückſeliges Leben mißgönnte nun der Teufel dem Menſchen, und ſuchte dem Weib Adams weis zu machen, Gott habe nur aus Furcht, ſein Reich mit ihnen theilen zu müſſen, ihnen dieſen Baum unterſagt, deſſen Namen ja ſchon lehre, daß ſie den Göttern gleich würden, ſobald ſie von ſeiner Frucht äßen, indem ſie dann Gutes und Böſes kennen lernten. Das unglückliche Weib glaubte ſo hohen Verheißungen, bricht die Frucht, und reicht den angebiſſenen Apfel ihrem Manne, um ſich ihm treu zu beweiſen. Dieſer, unkundig der Hinterliſt und der Unbeſonnenheit des Weibes, und unerfahren, gehorcht (denn was hätte er ſeinem Weibe abſchlagen können?), und that, was jeder Ehemann ſeinem Weibe auch zu Gefallen gethan

hätte. Aber ſiehe, wie das Unglück uns unverſehens überfällt, wenn man's am wenigſten fürchtet! Unſer Stammvater, ſtatt, wie er gehofft hatte, durch Erkenntniß des Guten und Böſen Gott zu werden, lernte nichts als ſeine Schande kennen, und fand den ewigen Tod. Denn ſo ſprach Gott zu ihm: „Welches Tages du davon iſſeſt, wirſt du des Todes ſterben." Es iſt aber leichter, daß Himmel und Erde vergehen, als das Wort Gottes. Wie nun Gott vorausgeſagt hatte, daß der Menſch ſterben würde, ſo ſtarb derſelbe auch, ſo bald er in den Unglücksapfel gebiſſen hatte."

„Nothwendig müſſen wir nun unterſuchen, welchen Tod Adam geſtorben, nachdem er von der Frucht des verbotenen Baums gegeſſen. Allervorderſt iſt klar, daß er nicht auf der Stelle des natürlichen Todes geſtorben, nachdem er die Speiſe genoſſen. Denn er hat nachher noch einige hundert Jahre gelebt. Eben ſo gewiß iſt's aber auch, daß aus keiner andern Urſache der Tag ſeines Todes zu ſeiner Zeit über ihn gekommen, als weil er einſt das Geſetz übertreten hatte. Denn durch die Sünde kam der Tod. Röm. 5. Denn er wäre auf immer glückſelig geweſen, wenn er ſich jenes unſeligen Apfels enthalten hätte. Endlich iſt es unläugbar, daß Adam irgend eines Todes muß geſtorben ſeyn, ſo bald er die verwegene Hand mit der unſeligen Frucht an den Mund brachte. Denn ſo lautet der göttliche Ausſpruch: „Welches Tages du davon iſſeſt ꝛc." Der Tod erfolgte alſo in eben dem Augenblicke, als er aß, aber nicht der leibliche Tod; folglich war es der Tod der Seele, welcher ſogleich erfolgte. Denn der Tod des Leibes entſprang aus der Sünde, wie ſchon geſagt, er ging alſo dem Tode der Seele hinten nach. Der Tod alſo, der den Adam ſo plötzlich traf, war die Sünde. Ein Tod, der um ſo viel verderblicher iſt als der leibliche, um ſo viel wichtiger die Urſache iſt als ihre Wirkung. Denn der Tod der Sünde iſt die Urſache des leiblichen Todes. Laßt uns nun ſehen, was eigentlich dieſer Tod der Sünde ſey, und worin ſein unterſcheidender Charakter be-

ſtehe. Wir ſchließen nämlich auf die eigenthümliche Art und Natur aller ſichtbaren Dinge aus dem Triebe, der ſie in Bewegung ſetzt, das zu ſuchen und zu erwerben, was ſie wünſchen. So erklären wir den für einen Geizigen, der ſeiner Schätze wegen mit Furcht und Zittern das Meer durchſchifft. So müſſen wir alſo auch mit Sorgfalt darauf achten, was Adam vorzüglich geſucht, weil er damit ſeine Art und Natur zu Tage legte. Nun wollte er Gott gleich werden; und im Fall ihm dieß gelungen wäre, ſo wollte er dann aus ſich ſelbſt kennen lernen, was gut und was böſe ſey. Gott ſeyn, und ſelbſt wiſſen was gut und was böſe — das war alſo die Speiſe, nach der ihn gelüſtete, und von der er ganz bezaubert ward. Woher konnte aber dieſer Geluſt anders entſpringen, als aus Eigenliebe? Denn wir Alle ſuchen mehr eigenes als fremdes Wohlſeyn. Philautie d. i. Eigenliebe war alſo die Urſache, warum Adam dem ſchlimmen Rathe ſeines Weibes gehorchte. Von Natur iſt alſo der Menſch eigenliebig; freilich nicht zufolge der Natur, mit welcher Gott ihn urſprünglich begabte, ſondern zufolge derjenigen, nach welcher er, mit dem von Gott ihm angewieſenen Looſe nicht zufrieden, für ſich ſelbſt ein Kenner des Guten und Böſen, ja Gott gleich werden wollte. Da alſo der Menſch der Eigenliebe ſchuldig geworden, und ihretwegen in Verdammniß gefallen, ſo wird daraus offenbar, daß der Tod der Sünde ſeiner Art und Natur nach darin beſteht, daß der Menſch ſich ſelbſt beſtändig liebt, ſich gefällt, ſich vertraut, ſich Alles zuſchreibt, zu wiſſen vermeint was gerade und was krumm ſey, und wähnt, was er gutheiße, das ſollte auch von jedermann gutgeheißen werden, ſelbſt von ſeinem Schöpfer."

(N°. 3. S. 30 — 33.)

„Adam's Tod iſt nicht allein leiblich, wiewohl derſelbe auch mit der Zeit hernach kam, ſondern er heißt an jenem Orte (Geneſ. 2.) das Verlieren der Huld und Freundſchaft Gottes, das Verlieren des inwohnenden und herrſchenden oder führenden Geiſtes Gottes, das Verlieren der wohlgethanen Einſatzung [ur=

ſprünglichen Güte] menſchlicher Natur, und der Fall in die Sünde, d. i. daß Adam und alle ſeine Nachkommen nach der zerbrochenen [zerrütteten] Natur nichts Gutes vermögen; denn ſie ſind preſthaft: und heißt hier die Sünde nichts anders als der Preſt des Falls, und die Ohnmacht unſers Fleiſches. Röm. 7. — Alſo iſt der erſte Tod Adam's, daß er die Huld Gottes verloren hat. Wo die nicht iſt, da iſt kein Heil, ſondern ganze Verzweiflung. Welches auch ſeine Scham über die Nacktheit bedeutet. Da ihm der Herr ruft, ſprach er: „Herr, ich habe deine Stimme gehört, und habe mich gefürchtet, weil ich nackend war, und habe mich verborgen.“ Siehe, was iſt dieſe Blöße Adam's, ſo ihn doch Gott nackend geſchaffen, und er vor ihm alſo gewandelt hatte? Nichts anders, denn daß er in den Tod, Sünde, Uebertretung, Jammer, Preſten und Ohnmacht gefallen war, und an ihm ſelbſt nichts Gutes ſah, unter deſſen Schirm oder Mantel er durfte vor Gott kommen. Welcher leibliche Tod, meinſt du, hätte Adam ſo wehe gethan, der ihn ja ſchnell aus der Scham genommen hätte, als der Tod des Unheils, der Schande und des Preſtens, in welchem er vor Gott ſtehen mußte und alle ſeine Nachkommen? und haben nicht einigerlei Gutes, womit ſie ſich bedecken oder ſchirmen möchten. Darum iſt dieſer erſte Tod viel der ſchwerere. Der andere Tod iſt der leibliche; derſelbe iſt als eine Strafe der Sünde uns von Gott angethan.“

(No. 49. S. 5, 6.)

§. 6.

Die Folgen der Sünde Adam's für alle ſeine Nachkommen.

„Wir ſind von der Geburt her Alle Sünder; denn wir ſind Alle von Adam geboren. Nun iſt Adam, ehe er je gebar, in die Sünde, Preſten und Tod gefallen; alſo folgt auch, daß alle, die von ihm kommen, ſolchen Preſten von ihm erben.

Denn ſo wenig ein Menſch einen Engel gebären mag, alſo wenig mag der gefallene, ſündige Adam einen unſündlichen Menſchen gebären. Und ſo gewiß alle Menſchen, die in Sünden empfangen werden, ſterben müſſen: ſo ſind ſie auch Adams Kinder, des Uebertretens, der Sünde, Ohnmacht und Nacktheit halben. Denn wir ſind lauter Fleiſch, wie Gott redet Geneſ. 6. So wir aber alle wiſſen, daß das Fleiſch nichts ſoll, nichts vermag, nichts Gutes gebiert, und aber wir nichts anders denn Fleiſch ſind; ſo folgt, daß wir von Natur her nichts vermögen, das recht oder gut ſey, ſo wenig als Adam; ſondern alle unſere Neigung richtet ſich zum Böſen, wie Gott ſelbſt am vorigen Orte redet: „Alle Gedanken des Herzens waren zum Böſen gerichtet zu aller Zeit." Und Geneſ. 8. ſpricht er: „Die Gedanken und Rathſchläge des menſchlichen Herzens ſind böſe von Jugend auf." Sind ſie nun böſe von Kindweſen her, ſo muß das vom Erb' her, aus Adam kommen. Und iſt das die rechte Erbſünde, der Fall, das Uebertreten, die Ohnmacht, der Verluſt Gottes, der Preſt, die Sünde, oder wie du es nennen willſt."

(No. 49. S. 6. 7.

„Aus der Eigenliebe floß alles Uebel, das unter den Sterblichen iſt; durch ſie ſtarb Adam. So läßt ſich nun auch gar nicht denken, daß er anders geartete Söhne ſollte gezeugt haben; ſo wenig als der Wolf ein Lamm, oder der Rabe einen Schwan gebiert. Denn ſo ſteht geſchrieben Geneſ. 5. „Und Adam zeugte einen Sohn nach ſeiner Gleichnuß, nach ſeinem Bilde ꝛc." Die Kinder der erſten Eltern waren alſo nicht beſſerer Art und Beſchaffenheit, als dieſe ſelbſt; und ſo auch die ganze Nachkommenſchaft nicht. Adam aber ward ein Sclave der Sünde durch Uebertretung des göttlichen Geſetzes; denn wer Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht. Und eben ſo ſind wir Alle beſchaffen, die wir von ihm abſtammen. Daher kommt es auch, daß ſich all unſer Sinnen und Denken nur auf uns ſelbſt bezieht, wir nur für uns ſorgen, und wün=

ſchen, daß Alles unſer ſeyn, Alles uns dienen, wir aber über Alles erhaben ſeyn möchten.“

(No. 11. S. 12.)

„Alſo iſt die Erbſünde ein Abſtand [Ausartung], Verminderung und Aergerniß [Verſchlimmerung] der erſten eingeſetzten Natur, gleich wie wenn in einem Ungewitter oder Hagel alle Weinreben verderbt werden, daß ſie ihre vorige Art nicht mehr haben; oder wenn eine Pflanze, die aus Neapel nach Deutſchland verpflanzt worden, nicht mehr zu ihrer erſten Art oder urſprünglichen Natur kommt. — Die Erbſünde iſt ein Preſt, der allen Menſchen anerboren iſt, der iſt nichts anders, als daß wir von der göttlichen Art abfällig und verwildert worden und zu der viehiſchen geneigt ſind. Die göttliche Art iſt — nicht eigennützig ſeyn, ſondern ſich allen Geſchöpfen zu genießen geben. Die irdiſche oder thieriſche hingegen — ſich ſelbſt lieb haben, alle Dinge um ſein ſelbſt willen thun. Da nun Adam um ſeinetwillen d. i. um deß willen, daß er Gott wollte gleich ſeyn, Gottes Gebot überſah, da kehrt er ſich, aus Liebe ſeiner ſelbſt, zu der thieriſchen Art, und ſchwächte die Art und Natur Gottes in ihm ſelbſt. Denn die Thiere thun in alle Weiſe und Maß, wie ein ungläubiger Menſch, alle Dinge um ihret willen. Denn wenn ſie ſchon beides ihre Jungen beſchirmen und fürbringen [aufziehen], ſo thun ſie es nur darum, daß es die ihrigen ſind; denn ſobald ſie die ihrigen nicht mehr haben, ziehen ſie Andern ihre Jungen nicht auf.“

(No. 12. S. 110. 111.)

§. 7.
Die Erbſünde — nicht eigentlich Sünde oder Schuld, nur Gebrechen.

„Dieſe Art iſt aber dem Menſchen, wie preſthaft ſie auch ſeyn mag, dieweil [ſo lange] er nicht weiß, was recht oder unrecht, nicht zu einer Sünde, Schande oder Miſſethat zu rechnen. Alſo folgt, daß die Erbſünde ein Preſt iſt, der von

ihm ſelbſt nicht ſündlich iſt dem der ihn hat, er mag ihn auch nicht verdammen, (Gott gebe was die Theologen ſagen) bis daß er aus dem Preſten [in Folge deſſelben] wider das Geſetz Gottes thut; dann thut er aber erſt wider das Geſetz, wann er das Geſetz erkennt. Die Theologen aber nennen den erblichen Preſten eine Erbſünde, nicht recht verſtehend den heiligen Paulus an die Römer 5. Der Preſt kann nicht Sünde ſeyn. Denn Paulus ſpricht Röm. 3. „Die Erkenntniß der Sünde kommt durch das Geſetz.“ So folgt, daß wo Erkenntniß des Geſetzes nicht iſt, da iſt auch nicht Erkenntniß der Sünde. Wo aber Erkenntniß der Sünde nicht iſt, da iſt auch kein Uebertreten, und deßhalb keine Verdammniß. Röm. 4. „Wo das Geſetz nicht iſt, da iſt auch die Uebertretung nicht.“ Siehe, wie ſtark die zwo Kundſchaften ſind! Ja ſo ſtark, daß ſie alles Geſchwätz der Theologen vom Erbpreſten umwerfen; denn der Erbpreſt mag uns nicht verdammen, ſondern das, wenn wir das Geſetz vor uns ſehen, und demnach aus Art und Natur des Erbpreſtens wider das Geſetz handeln. So müſſen wir je ſehen, daß Paulus das Wort Sünde anders und anders nimmt. Wenn er hier ſpricht: „Die Sünde kommt aus Erkenntniß des Geſetzes,“ ſo verſteht er die Sünde, die zur Verdammniß bringt, darum, daß ſie wider das Geſetz Gottes verwegentlich geſchehen iſt. Wenn er aber Röm. 7. ſpricht: „Ich thue daſſelbe nicht, ſondern die Sünde, die in mir wohnt;“ da muß Sünde für den Preſten genommen werden. Denn die Sünde iſt nichts Weſentliches, daß ſie in uns bleiben könnte; ſie iſt nichts anders denn ein Mißwerk gegen Gott. Aber der Preſt d. i. die thieriſche, irdiſche oder fleiſchliche Art, die wohnt in uns d. i. die hangt uns an, und neigt allein zu eigennützigen luſtbarlichen Dingen.“

„Itzt wollen wir die Worte Pauli, darin ſie die Erbſünde zu einer Sünde machen, genauer erwägen. Sie ſtehen Röm. 5. „Wie die Sünde durch einen Menſchen in die Welt kommen iſt, und der Tod durch die Sünde: alſo iſt der Tod auch in alle

Menſchen durchgegangen, deßhalb, weil ſie alle geſündigt haben.“ Hier wähnen die Theologen, darum, weil da ſteht: „deßhalb, daß ſie alle geſündigt haben,“ ſo ſey der erbliche Preſt eine Sünde, die verdamme. Da ſie doch ganz und gar irren; denn es mag kein Ding verdammen, als das, wenn man wider Gottes Wort gethan hat. Dann allein aber thut man wider Gottes Wort, wenn man es entweder verachtet und nicht einmal wiſſen will, oder aber es weiß, und dennoch verächtlich dawider thut. Nun iſt das der Sinn dieſer Worte: Die Sünde iſt durch Einen Menſchen, durch Adam, in dieſe Welt gekommen; denn er hat zum erſten das Gebot Gottes verachtet. Und um deß willen iſt der Tod eingeführt worden mit zwei Preſten: der eine iſt, daß der Menſch, dieweil [während] er noch im Leben iſt, alſo von göttlicher Art abgefallen und verwildert iſt, daß er nur nach eigennützigen luſtbarlichen Dingen [eigenem Wohlſeyn] trachtet. Der andere, daß er auch leiblich ſterben muß; und iſt alſo der Tod in alle Menſchen geſchlichen, darum, daß ſie alle geſündigt haben. Wie? Nun haben doch die Kinder nicht geſündigt, und müſſen dennoch ſterben! Darum heißt hier „geſündigt“ nichts als: den Preſten empfangen von der zerſtörten und verwilderten Natur. Oder aber „geſündigt haben“ muß allein von denen verſtanden werden, die, nachdem ſie das Geſetz erkannt, dawider gehandelt haben. — Daß dieß der Sinn ſey, zeigt Paulus ſelbſt an und ſpricht: „Die Sünde war in der Welt bis auf das Geſetz; aber die Sünde ward nicht zugerechnet, da das Geſetz nicht war.“ D. i. den Preſten erkannte niemand, als das Geſetz noch nicht war, und rechnete niemand die Sünde für Sünde. „Dennoch — ſpricht Paulus wiederum Röm. 5. — ſo hat der Tod von Adam her geherrſcht bis auf Moſen über die, welche gleichwohl nicht geſündigt haben wie Adam mit Uebertreten.“ Aus dieſem Worte ſieht man wohl, daß Paulus ſagen will, daß der Tod allen Kindern Adams anhange, wenn ſie ſchon noch keine Uebertretung begangen haben. Und Ezech. 18. heißt es: „Der Sohn

wird die Schuld des Vaters nicht tragen. Ein jeder wird in ſeiner Miſſethat ſterben.“ Siehe, wie Gott ſeine Hand offen behält, und das Kind nicht verdammt um des Vaters Sünde willen! Da hör'ſt du, daß Adams Schuld die Kinder nicht verdammen mag. Aber der Preſt hangt ihnen an, aus welchem hernach, ſo das Geſetz von uns erkannt wird, die Sünde entſpringt. So hören wir denn, daß die Erbſünde ein Preſt iſt, nicht eine Uebertretung oder Schuld, wie Adam übertreten hat.“

(N°. 12. S. 110—115. 119.)

„Ich geſtehe alſo zu, daß unſer Stammvater geſündigt habe, ſo daß ſeine Sünde eine wirkliche und eigentliche Sünde iſt, ein Vergehen, Schuld und Miſſethat. Aber die aus ihm entſprungen ſind, haben nicht auf dieſe Weiſe geſündigt. Denn wer aus uns hat im Paradieſe in den verbotenen Apfel mit den Zähnen gebiſſen? Daher müſſen wir zugeben, wir mögen wollen oder nicht, daß die Erbſünde, wie ſie in den Kindern Adams iſt, keine Sünde ſey im eigentlichen Sinne des Wortes; denn ſie iſt keine Uebertretung des Geſetzes. Sie iſt alſo eigentlich zu reden, ein Preſt, Gebrechen (morbus) und ein Zuſtand. Ein Preſt: denn wie Adam aus Eigenliebe gefallen iſt, alſo fallen auch wir. Ein Zuſtand: denn wie Adam in Knechtſchaft gerathen und dem Tode anheim gefallen; ſo ſind auch wir durch unſere Geburt Sclaven und Kinder des Zorns, und dem Tode unterworfen. Obgleich ich nicht dagegen bin, ſo man dieſen Preſt und dieſen Zuſtand, nach dem Beiſpiel Pauli, Sünde nennen will. Ja er iſt in dem Sinn Sünde, daß Alle, die in ihm geboren werden, Feinde und Widerſacher Gottes ſind. Denn dahin zieht ſie der Zuſtand vermöge ihrer Geburt, nicht aber eine von ihnen begangene Miſſethat, außer in wiefern unſer Stammvater einmal eine ſolche beging. Die wahre Urſache der Feindſeligkeit und des Todes iſt alſo das von Adam begangene Verbrechen, und das iſt die eigentliche Sünde. Die Sünde aber, die uns anklebt,

iſt eigentlich ein Gebrechen, Preſt, und ein Zuſtand, ja eine Nothwendigkeit zu ſterben. Doch wäre dieſes nicht unſer Loos durch die Geburt geworden, wenn nicht jenes Vergehen unſere Geburt verdorben hätte. Der unglückliche Zuſtand der Menſchen hat alſo nicht in der Geburt, ſondern in jenem Vergehen ſeine wahre Urſache; in der Geburt hingegen nur in ſofern ſie die Folge jener Urſache und Quelle iſt. — Dieſe Anſicht wird unwiderſprechlich beſtätigt abermals durch die Worte des Apoſtels Röm. 5. „Der Tod hat von Adam bis auf Moſes geherrſcht auch über die, welche nicht auf gleiche Weiſe geſündigt hatten wie Adam.“ Siehe da den Tod als unſer Loos, obſchon wir nicht geſündigt wie Adam! Warum? Weil er geſündigt hat. Warum aber verheert auch uns der Tod, da wir doch nicht auf dieſe Weiſe ſündigten? Weil Adam wegen der Sünde unter die Herrſchaft des Todes gerieth, und in dieſem Zuſtande uns erzeugte. Auch wir ſterben alſo, aber durch Adams Schuld, hingegen vermöge unſers Zuſtandes und Preſtens, oder wenn du lieber willſt, unſerer Sünde; jedoch dieß Wort uneigentlich genommen. Folgendes Beiſpiel diene zur Erläuterung! Der im Krieg Gefangengenommene hat es durch ſeine Treuloſigkeit und Feindſchaft verdient, daß er in Sclaverey behalten werde. Seine Nachkömmlinge werden nun Haus- oder Familienſclaven; nicht wegen einer Schuld, einer That, eines Vergehens, ſondern durch den Zuſtand, der auf eine Schuld folgte. Denn der Vater, von dem ſie entſproſſen ſind, hatte dieß durch ein Vergehen verſchuldet. Die Kinder haben das Vergehen nicht auf ſich, wohl aber die Pein und Strafe des Vergehens, ich meine den elenden Zuſtand, die Sclaverey, die Gefangenſchaft.“

„So viel kürzlich von der Erbſünde, daß ſie ein Preſt iſt, und nicht eine Schuld; eine Strafe der erſten Miſſethat, und nicht eine eigene Miſſethat eines Jeden.“

(N°. 5. §. 4. S. 12 — 16.)

§. 8.

Rechtfertigung der göttlichen Güte und Weisheit betreffend den Fall des Menſchen.

„Es möchte aber Jemand ſprechen: ihn dünke, die göttliche Weisheit ſelbſt habe hier einen Fehler begangen, da ſie den Menſchen ſo fehlbar ſchuf. Denn, hat Gott zuvor gewußt, daß der Menſch auf dieſe Weiſe fallen werde: ſo iſt an ſeiner Güte zu zweifeln; denn warum kam er dem Falle nicht zuvor? Wußte er's aber nicht: ſo iſt durch ſeine Unwiſſenheit der Menſch elend geworden; gerade wie wenn einer hinken muß, weil der Wundarzt ihm aus Nachläßigkeit oder Unwiſſenheit das zerbrochene Bein nicht gehörig kurirte. — Was nun die göttliche Güte betrifft, ſo antworte ich, daß es nicht aus Mangel an ihr herrühre, daß Gott den Fall des Menſchen nicht verhütete; ſie offenbarte ſich vielmehr auf gedoppelte Weiſe, durch die Schöpfung ſowohl, als durch die Heilung des Geſchaffenen. Durch die Schöpfung; denn da die natürliche und Grundurſache derſelben Gottes Güte iſt (denn durch ſie bewogen, ſchuf Gott die Welt, und vergönnte ihr ſeiner zu genießen): ſo hatte ſeine Güte nothwendig auch an der Erſchaffung des Menſchen Theil. Dieß zeige ich auf folgende Weiſe: Das ganze unermeßliche Heer der Geſchöpfe zerfällt in zwei Claſſen, in vernünftige und vernunftloſe; die erſtern theilen wir wieder in zwei Arten: in ſolche, die ohne Körper, und in ſolche, die mit einem Körper zu leben die Beſtimmung haben. Jenes ſind die Engel, dieſes die Seelen der Menſchen. Beide, Engel und Menſchengeiſt, ſind dazu mit Vernunft begabt, damit ſie allervorderſt das höchſte Gut, dann aber auch das von demſelben Erſchaffene erkennen. Da aber die göttliche Güte eben ſo wohl Billigkeit und Gerechtigkeit in ſich ſchließt, als Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit: ſo mußten nothwendig jene verſtändigen Weſen ſo geſchaffen werden, daß ſie Gottes Gerechtigkeit eben ſo wohl als ſeine Güte erkennen ſollten. Wie kann aber

Gerechtigkeit erkannt werden, wenn es keine Ungerechtigkeit gibt? So wenig als Güte und Sanftmuth erkannt werden, wenn es keine Gewaltthätigkeit und Rohheit gibt. Denn auch was gut iſt, wird nicht erkannt ohne Vorhandenſeyn des Böſen, durch deſſen Vergleichung und Würdigung erſt das Weſen des Guten klar wird. Dieß erkannten auch die Philoſophen, indem ſie lehrten, die Tugend würde nichts gegolten haben, wenn nicht das Laſter die Schönheit und Nützlichkeit derſelben zeigte. Und der Philoſoph Demetrius nannte, wie Seneka meldet, ein ſicheres und von allen feindſeligen Angriffen des Schickſals freies Leben weislich ein todtes Meer. Da die Gottheit nun aber in ſich die Ungerechtigkeit auf keine Weiſe zeigen konnte, weil ſie, von allen Seiten betrachtet, das Wahre, Heilige, Gute ihrem Weſen nach iſt: ſo ſtellte ſie durch das Geſchöpf das Bild der Ungerechtigkeit auf. — Da alſo Engel und Menſch die Gerechtigkeit erkennen ſollte, dieſe aber ohne den Gegenſatz der Ungerechtigkeit dunkel und unerkennbar geweſen wäre: ſo ſchrieb Gott beiden das Rechte und Heilige vor, und verbot ihnen dagegen das Ungerechte und Treuloſe. Noch war keine Ungerechtigkeit, weil noch niemand ein Geſetz übertreten hatte. Nun übertraten beide, weil beide inne werden ſollten, was Gerechtigkeit und Unſchuld ſey. Und ſo bald ſie die Uebertretung begangen, ſahen ſie das Antlitz der Gerechtigkeit. Denn der eine ward aus dem Himmel verſtoßen, und zu ewigem Feuer verdammt; der andere zwar auch aus ſeinem ſeligen Wohnſitz vertrieben, doch aus Erbarmung noch erhalten: Gerade wie der Kriegsgefangene nach dem Kriegsrecht hätte getödtet werden können, aber beim Leben erhalten wird, um als Sclave zu dienen."

„Ihnen ſelbſt zum Beſten ward alſo der Engel und der Menſch ſo geſchaffen, daß ſie fehlen konnten. Denn durch den Fall des Engels ging Treuloſigkeit und Lüge hervor; durch den Fall des Menſchen Sünde und Ungerechtigkeit. Durch dieſe wurde beiden Claſſen von Weſen die Geſtalt und Beſchaffen-

heit der Wahrheit und der Treu, der Unſchuld und der Gerechtigkeit kund und klar. Gott hat alſo dadurch, daß er den Menſchen fehlbar ſchuf, gerade ſeine Güte geoffenbart; denn durch den Fall des Menſchen iſt die göttliche Gerechtigkeit in ihrem Glanz erſchienen. Daraus erhellet, um dieß beiläufig zu ſagen — daß auch die Unſeligen Gottes Ruhm verkündigen; denn da ſie Exempel ſeiner Gerechtigkeit ſind, was könnten ſie ihm Höheres zueignen? Doch nicht nur Engel und Menſchen, wie bereits geſagt, ſondern ſelbſt die übrige Thierwelt zeugt für dieſe unſere Meinung. — Sämmtliche Thierklaſſen ſind entweder ſanft und zahm, oder wild und grauſam. Nun verkündigt der Tiger und das Krokodil die Majeſtät Gottes eben ſo gut, als der Ochſe und das Schaf. Denn wie dieſe Gottes Güte preiſen, ſo preiſen jene ſeine Gerechtigkeit. Nicht daß ſie zufolge ihrer Natur etwas thäten, was der Gerechtigkeit gemäß oder entſprechend wäre, ſondern weil was ſie thun, den Stempel des Unrechts und der Gewalt trägt. Grauſam zerreißen ſie andere, ſie leben nicht von rechtmäßiger Arbeit, ſondern vom Raube; ſie tödten nicht in offenem und gleichem Kampfe, ſondern überfallen hinterliſtig, und ſo zu ſagen, treulos. Iſt nun aber ihre Art und Natur nicht ſelbſt dem laſterhafteſten Menſchen zum Abſcheu? Und warum? Ihrer Grauſamkeit, Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit wegen. So legen ſelbſt die Ungerechteſten ein Zeugniß ab für die Gerechtigkeit, indem ſie das, was ſie ſich ſelbſt erlauben, Mord, Diebſtahl, Verheerung, Raub, Brand, Plünderung, Hinterliſt, Treuloſigkeit am Thiere verdammen, das doch dazu geſchaffen iſt, um vom Raube zu leben. Denn ſo werden auch die Schlechteſten erinnert, das an ſich ſelbſt, als Menſchen, zu ändern und zu beſſern, was ſie am Thiere verabſcheuen. Indem jene Thiere alſo mit ihrer Art und Natur die Ungerechtigkeit ſichtbar machen, preiſen ſie durch Veranſchaulichung der Ungerechtigkeit, ohne welche die Gerechtigkeit nicht einmal erkannt werden kann, eben ſo gut Gottes Gerechtigkeit, als das

zahme Vieh deſſen Güte verkündigt. Daraus erhellet, daß es nicht Mangel, ſondern gerade ein glänzender Beweis der Güte Gottes war, daß er den Menſchen ſo ſchuf, daß er fehlen konnte; denn auf dieſem Wege kam derſelbe zur Erkenntniß der göttlichen Gerechtigkeit.“

„Gottes Güte bewies ſich aber auch im Heilen. Denn obſchon Gott durch jedes ihm beliebige Mittel den Fall des Menſchen wiederherſtellen konnte; ſo wollte er dieß doch einzig ſo thun, daß er, der Schöpfer des Menſchen, auch zugleich ſein Wiederherſteller und Erlöſer würde, damit ſeine Güte und Gerechtigkeit eben ſo groß ſey im Erlöſen, als ſie es im Erſchaffen war. Wie die göttliche Güte ſichtbar ward in der Erſchaffung, da der Menſch dazu erſchaffen wurde, damit er Gottes genieße, und dazu in Ungerechtigkeit fiel, damit er die Gerechtigkeit kennen lerne: ſo beweiſ't ſie ſich auch in der Erlöſung, da Gott nun den aus Gnaden befreit, den er aus freier Milde ſchuf, und dazu befreit, damit der wieder frei gewordene Menſch Gottes genieße; da der Gerechte die Ungerechten erlöſt, damit der Erlöſte erkenne, Gott ſey allein gerecht, und damit er ſehe, was für eine ſchwere Sache es um die Sünde und Ungerechtigkeit ſey, da ſie mit einem ſo köſtlichen Opfer mußte verſöhnt werden. Ferner, da unſere Ungerechtigkeit durch den Sohn Gottes getilgt worden, ſo erhellet daraus, daß Gott nichts mehr zuwider iſt, als das Sündigen, und dagegen nichts ſo angenehm, als das Streben nach Gerechtigkeit und Unſchuld.“

„Aber auch die göttliche Weisheit beging keinen Fehler, ſo daß etwa der Menſch anders geworden wäre, als ſie beſchloſſen hatte. Schon alles bisher Geſagte dient auch hieher. Denn der Weisheit kommt es zu, Mittel und Wege zu finden, wodurch etwas an's Licht gefördert wird. Daher iſt auch das Sache der Weisheit, daß ſie dem Menſchen den Weg bahne zur Erkenntniß der Gerechtigkeit. Daß die Weisheit ſich nicht geirrt habe, zeigt ſich ferner daraus, weil die Erlöſung des Menſchen nicht

ſpäter beſchloſſen ward als die Erſchaffung. Denn was in Gott iſt, muß ewig ſeyn, folglich auch ſeine Weisheit. Die Erlöſung aber konnte nicht beſchloſſen werden, wenn die Weisheit nicht vorhergeſehen hätte, daß der Menſch fallen werde. Denn wer beſtimmt Arznei für eine Krankheit, von der man nichts weiß? Unmöglich konnte daher die göttliche Weisheit nicht wiſſen, daß der Menſch fallen werde, da ſie für ſeine Heilung zum Voraus Anſtalt traf. Und da die Gottheit von keiner Seite irgend etwas Neues hintennach vornimmt: ſo war offenbar auch die Erlöſung von Ewigkeit her beſchloſſen, und die Weisheit ſah auch das Uebel ein, das durch die Erlöſung wieder geheilt werden ſollte. Der Menſch iſt alſo — wenn wir jedem genau das Seinige geben wollen — nicht das Werk der Unwiſſenheit, ſondern der Weisheit, die, wie Alles, ſo auch den Verlauf und das Ende von Allem kennt, vom erſten Punkte bis zum letzten. Darum dürfen wir ſie nicht zur Rede ſtellen, warum ſie den Menſchen oder irgend ein Ding ſo geſchaffen habe, ſondern ſollen ſo bei uns ſelbſt denken: Da der Menſch nun einmal ſo geſchaffen iſt, ſo muß er auf's Weiſeſte geſchaffen ſeyn. Fordern wir ja auch nicht Gründe, warum die Geſtirne ſo gemacht ſeyen, oder ſtets dieſen ihren Lauf nehmen, ſondern, da wir durch lange Beobachtung das Maß ihrer Bewegung und ihren wirkſamen Einfluß wahrnehmen, ſo bezeugen wir, daß ſie weiſe gemacht ſeyen. So iſt es eine gebieteriſche Anmaßung, es iſt frech und rebelliſch, Gott wegen Erſchaffung des Menſchen zur Rechenſchaft zu ziehen. Aber heilig iſt's und fromm, aus der Betrachtuhg des Menſchen zur Bewunderung der göttlichen Weisheit geführt zu werden. Denn wer hat die Urſachen der Schöpfung und Erlöſung des Menſchen auch nur gedacht, geſchweige denn ſie geſehen, ehe ſie geſchah? Da wir nun aber den Geſchaffenen und Erlöſten ſehen, und die Thatſache mit Ehrfurcht betrachten: ſo können wir in Allem nicht genug die göttliche Weisheit, Güte, Kraft und Vorſehung preiſen."

(N°. 8. c. 5. Bl. 36—39. Vergl. Bl. 40. 71. 75. u. N°. 5. §. 2.)

§. 9.

Die Verdammniß der Sünde, und das von Gott veranſtaltete Heilmittel derſelben.

„Ihrer Natur und Wirkung nach verdammt allerdings die Erbſünde alles, was mit ihr behaftet geboren wird. Denn wie Adam durch ſeine Uebertretung ein Sclave der Sünde geworden: ſo konnte er auch keine Kinder zeugen, die in einem beſſern Zuſtande wären, als er. Von einem Sünder ſind wir Alle alſo Sünder geboren; als Sünder ſind wir auch Feinde Gottes; als Gottes Feinde auch verdammt. Alle haben geſündigt, ſpricht Paulus, d. i. Alle ſind durch Schuld ihres Stammvaters unter die Herrſchaft der Sünde und des Todes gerathen. Denn wie durch Einen Menſchen die Sünde in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod; ſo iſt auch der Tod in alle Menſchen durchgegangen, darum, daß alle geſündigt haben, d. h. in Sünden geboren, oder wie er an einem andern Orte ſagt, unter die Sünde durch befleckte Geburt verkauft ſind. Geſündigt haben und Todtſeyn iſt aber bei Paulus ſo viel als verdammt werden, wie er ſelbſt lehrt Röm. 5. „Das Gericht, ſagt er, kam aus Einer Sünde zur Verdammniß; die Gnade hingegen aus vielen Sünden zur Rechtfertigung.“ Was alſo die Wirkſamkeit der Sünde betrifft, ſo ward durch ſie der erſte Menſch verdammt, und alle aus ihm Gebornen. Aber uns rettet dagegen und richtet auf das kräftige Gegenmittel, das nicht etwa zu ſpäte, ſondern zu rechter Zeit iſt angewandt worden. Durch den Erbpreſten gehen wir Alle verloren, durch das Heilmittel aber, welches Gott dagegen erfand, ward unſere Geſundheit wieder hergeſtellt. Dem Fleiſche hingegeben, denken wir nichts als fleiſchliche Dinge; aber wenn Gottes Geiſt uns erfüllt und durchdringt, erheben wir uns zu himmliſchen Dingen. Reden wir von der Natur des Fleiſches, ſo iſt Alles verloren und dahin, ja hoffnungslos und verzweifelt; ſprechen wir aber von des

Geiſtes Licht und Gnade, ſo blühet alles in fröhlichen und ſichern Hoffnungen. —

„Gott hatte zum Menſchen geſprochen: „Welches Tages du eſſen wirſt, wirſt du des Todes ſterben.“ Der Menſch ſtarb alſo, denn was Gott vorausgeſagt, mußte erfolgen; aber nicht den leiblichen Tod, da er noch neunhundert Jahre lebte. Es folgte alſo der ewige Tod rückſichtlich der That ſelbſt und der Schuld, d. i. er verdiente nicht nur den leiblichen, ſondern auch den ewigen Tod, wie ſeine Furcht und ſein Vorwand der Nacktheit zeigen. Denn da Adam ſprach: „Ich fürchtete mich, als ich deine Stimme hörte, weil ich nackend war;“ ſo verrieth er durch dieſe Furcht das innere Bewußtſeyn, das ſich ſelbſt der Treuloſigkeit anklagte, und vor dem Tode, deſſen er ſich würdig fand, erſchrack. Siehe da den Sünder und den Flüchtling, der durch ſein ſelbſt eigenes Urtheil verdammt worden! Denn wenn er nicht ſich ſelbſt verdammt hätte, würde er die Flucht nicht ergriffen haben. Nun tritt aber die Güte und Erbarmung des Schöpfers ſchon hier mit dem Heilmittel hervor, welches ſie bereitet hatte, noch ehe der Menſch gefallen war. Adam hatte nach dem gerechten Urtheile Gottes den ewigen Tod verdient, ſeiner Sünde wegen. Aber Gott hatte beſchloſſen ſeine Gerechtigkeit zu verſöhnen durch den Tod ſeines, der Sünde nicht fähigen Sohnes; damit wir daraus auf's helleſte ſeine Gerechtigkeit und ſeine Erbarmung kennen lernten; ſeine Erbarmung, da er den eigenen Sohn für den gefallnen Menſchen dahingab; ſeine Gerechtigkeit, da er ihn um einen ſo köſtlichen Preis erlöste. Er ſchlug alſo — um uns ein Muſter zu geben, wie man weder unbedacht noch aus Affect handeln müſſe — folgenden Weg der Milde ein: Er verwandelte den plötzlichen Tod in ein dauerndes Ungemach; er weist ihn aus dem Paradieſe, wo alles von ſelbſt erwuchs, hinweg auf einen widerſpenſtigen und unfolgſamen Boden, damit er das, was er auf Einen Augenblick hatte ausſtehen ſollen, in lange dauernder Mühſal leide; denn das ſollte zu ſeiner Zucht und Bildung dienen. Vom ewigen Tod aber erlöste ihn

Gott, da dieß auf keine andere Weiſe möglich war, durch ſeinen eigenen Sohn, und zwar bei Zeiten. Denn ſobald die höchſte Weisheit ſah, daß der Menſch durch Schuld eines Holzes Schiffbruch leiden werde, warf ſie ihm auch ein Holz zur Rettung zu, und beſchloß ihn ans Ufer zu ziehen, indem ſie verhieß, es ſollte Einer vom Weibe geboren werden, der dem allgemeinen Feinde den Kopf zertrete; denn durch deſſen liſtige Nachſtellungen waren die Unvorſichtigen zu Grunde gegangen. Dieß wäre aber keine redliche Verheißung von Seite Gottes geweſen, wenn die Frucht von dieſem Siege nicht auch dem Adam zu Gute gekommen wäre. Denn ſo hätte das ja nur ſeinen Schmerz noch erhöhen müſſen, zu wiſſen daß ein Retter kommen werde, deſſen er ſelbſt aber nicht zu genieſſen haben ſollte. Adam erkannte alſo, daß der verheißene Same nicht nur ſeiner Nachkommenſchaft, ſondern auch ihm ſelbſt zum Heil gereichen werde, und dieſe vertrauensvolle Hoffnung, die er auf dieſen Samen ſetzte, täuſchte ihn nicht. — Wie nun die Sünde Adams die Nachkommenſchaft dergeſtalt verdarb, daß nur Verdorbenes zur Welt kommt: ſo hat die Gerechtigkeit Chriſti ſie wieder hergeſtellt, daß uns jenes Verderben nicht ſchadet, inſofern wir nicht als Erwachſene, durch Uebertretung des Geſetzes, aus eigener Schuld auf's neue verloren gehen. Denn die, welche auf Chriſtum vertrauen, werden nicht verdammt, auch wenn ſie wider das Geſetz gehandelt haben; wie viel weniger werden dann die verdammt, die in Chriſto ſind, und nichts Böſes begangen haben. Wir müſſen alſo eben ſo wohl bekennen, daß die Erbſunde und die thätliche Sünde durch Chriſtum getilgt ſey, als wir bekennen, daß die Erbſünde von Adam herrühre."

„Es läßt ſich nun hier die Frage aufwerfen, ob Chriſtus das ganze Menſchengeſchlecht wieder hergeſtellt habe, oder nur die Kirche der Gläubigen? Ich könnte darauf freilich ganz kurz antworten, Chriſtus habe durch ſeine Heilung ſo viel Nutzen geſtiftet, als Adam durch ſein Sündigen Schaden. Oder: Adam hat die ganze Maſſe mit der Erbſünde angeſteckt, folglich hat

auch Chriſtus die ganze Maſſe wieder hergeſtellt. Allein ich beſchränke mich nur auf die Behauptung, die Erbſünde könne die Chriſtenkinder nicht verdammen, aus dem Grunde, weil die Sünde, wenn ſie auch, dem Geſetze nach, verdammen würde, doch um des durch Chriſtum getroffenen Heilmittels willen nicht verdammen kann, beſonders diejenigen nicht, welche in eben dem Bunde ſind, den Gott mit Abraham ſchloß. Sollte es aber jemand wahrſcheinlicher finden, daß auch die Heidenkinder durch Chriſtum ſelig, als daß ſie verdammt werden; der wird gewiß das Verdienſt Chriſti weniger verkleinern, als diejenigen, welche die Chriſtenkinder verdammen, wenn ſie ungetauft ſterben, und wird ſich dabei mit größerm Rechte auf das Anſehen der Schrift ſtützen können als die, welche entgegengeſetzter Meinung ſind. Denn er würde ja im Grunde nichts anders behaupten, als daß auch die Kinder der Heiden, während ihrer Unmündigkeit, um der Erbſünde willen nicht verdammt werden, und dieß in Kraft des Verdienſtes Chriſti; daß aber die Erwachſenen, als Ungläubige, ſich keiner weitern Gnade zu tröſten haben: Würden ſie aber durch ihre Werke beweiſen, daß das Geſetz in ihren Herzen geſchrieben ſey, und würde keine Heucheley dabey ſtatt finden, ſo ſeyen ſie unter die Beſchnittenen zu zählen. Denn wo man thut was Gott gefällt, da war auch längſt Religion und Gottesglaube (in Deum religio). Dieß beweiſt Jetro, da er von der himmliſchen Weisheit in ſolchem Maße erfüllt war, daß er ſogar dem Moſes, der doch unmittelbar mit Gott ſprach, bei ſeiner Geſetzgebung Hülfe leiſtete. Und der Hauptmann Cornelius, deſſen Allmoſen und Gebete Gott gnädig anſah, noch ehe ihm das Evangelium war verkündigt worden. — Jedoch, wie es ſich mit den Kindern der Heiden verhalten möge, ich beziehe die Befreyung von der Erbſünde nur auf die Gläubigen und ihre Kinder, und ſtelle die Andern dem Urtheile Gottes anheim. Denn geſetzt auch, daß wir verwegene Geſchöpfe gewiſſen Menſchen, derenthalben wir kein offenes Wort der Schrift haben, den ewigen Tod zu erkennen, ſind ſie denn darum auch wirklich verdammt?“

(N°. 11. S. 21.—32.)

§. 10.

Kurze Schlußüberſicht der Lehre von der Erbſünde.

„Um Alles zum Schluſſe kurz zuſammen zu faſſen, ſo iſt meine Meinung über die Erbſünde folgende: Sie iſt ein Gebrechen und ein Preſt (morbus), der als Strafe die erſten Eltern traf. Durch ihre Uebertretung haben ſie auch die Verdorbenheit ſo fortgepflanzt, daß ihre geſammte Nachkommenſchaft einen Hang hat zum Sündigen. Und hätte nicht die göttliche Gnade bei Zeiten für ein wirkſames Gegenmittel geſorgt, ſo wären alle die, von ihnen herſtammen, verloren gegangen. Gottes Güte war es alſo, die durch den Tod ſeines Sohnes dieſem Verderben zuvorkam; ſo daß freilich unſerer Art und Natur die Ueberreſte der Erbſünde, ich meine der Eigenliebe (Philautie), noch immer feſt ankleben, dieſe jedoch denjenigen nicht mehr ſchaden kann, die in Chriſto Jeſu ſind. Denn die Erbſünde kann nicht anders verdammen als das Geſetz; dieß aber kann uns nicht weiter verdammen, obgleich wir immer noch ſündigen; denn es iſt keine Verdammniß mehr für die, welche in Chriſto Jeſu ſind. Röm. 8. Unſer Geſchlecht iſt freilich von dem Hang zur Sünde angeſteckt und verunreinigt; aber dieſe Anſteckung ſchadet nicht mehr: denn das Gift iſt ihr durch Chriſtum benommen. In Chriſto ſind aber nicht nur die Eltern, welche die göttliche Barmherzigkeit zur Erleuchtung und Begnadigung, mittelſt des Glaubens, geführt hat, ſondern auch ihre Kinder, ſo gut als die, welche Abraham's Kinder waren nach der Verheißung. Denn ſieht man auf den innern Menſchen, ſo iſt es Ein und derſelbe Glaube, Ein und daſſelbe Teſtament oder Bund. Jene nämlich tröſteten ſich der Barmherzigkeit Gottes, vermöge des ihnen verheißenen, wir uns derſelben, vermöge des uns wirklich erſchienenen Chriſtus. Der hat mit ſeinem Blute, alles was uns verdammen konnte, dergeſtalt verſühnt, daß nun nichts weiter ſeine tyranniſche Gewalt über uns ausüben kann, weder das

Fleiſch, noch das Geſetz, noch der Teufel, der Fürſt dieſer Welt. Und er hat auch durch ſeinen Tod von ſeinem Vater Alles erhalten, ſo daß uns nun zu Theil wird, was wir immer in ſeinem Namen bitten. Daher ſoll auch keine Creatur ſo verehrt und ſo theuer geachtet werden, als ob wir ihr [und nicht Chriſto] die Reinigung unſerer Gewiſſen oder das Heil der Seele zu danken hätten."

(N°. 11. S. 40. 41.)

Ende der erſten Abtheilung.

Verbeſſerungen.

Seite 24 Zeile 6 iſt zu leſen:
in lat. Sprache und d. Ueb.
— 53 — 12 ein gelehrter
— = — 14 durch Wolfgang
— 107 — 4 ſoll die Schrift Rathſchlag u. ſ. w. mit 67, a. und die folgende Schrift D. Joh. Oekolampad's u. ſ. w. mit 67, b. bezeichnet werden.
— 148 anſtatt §. 5. iſt zu leſen §. 2., und ebenſo
— 159 = = §. 3. = = = §. 2.
— 247 anſtatt: Reine Tugend begehrt keinen andern Lohn — iſt zu leſen — Keine Tugend begehrt einen andern Lohn.

BR
346
A25
1819
Abt. 1
Bd. 1

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA
91711

[illegible]30

7/98 DEMCO